Aus den Tagen der Occupation.

Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871.

Von
Theodor Fontane.

Band II.

Zweite Auflage.

Berlin 1872.
Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Inhalt.

St. Quentin.

Ham.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.
Faust.

* * *

Denn »sterben soll er in den Kerkermauern«,
So klangen seines Richters Worte,
Und daß der Kühne lebend noch geblieben
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade.
Lenau.

An demselben Tage noch, an dem ich dem Grabe des älteren und der Villa des jüngeren Dumas meinen Besuch gemacht hatte, kehrte ich nach Amiens zurück, nicht um einen zweiten Aufenthalt daselbst zu nehmen, sondern lediglich, um nach einem allerletzten Nachtquartier im »Tête de bœuf« meine Weiterreise auf St. Quentin anzutreten. Der Weg dahin ging über Ham. Diesen interessanten, auch während des letzten Krieges wiederum vielgenannten Ort zu sehen, konnt' ich mir nicht versagen. Um die Mittagstunde traf ich daselbst ein.

Der beste Gasthof, vielleicht der einzige jenseits der Auberge-Linie, ist das Hôtel de France. Ich

stellte mich daselbst dem Commandanten, zugleich einer ganzen Tafelrunde preußischer Offiziere vor und rückte, nach erfolgter freundlicher Aufforderung, in ihre bunte Reihe ein. Die alleinige Sehenswürdigkeit der Stadt ist ihre Citadelle; der Herr Commandant sprach seine Bereitwilligkeit aus, mir dieselbe zu zeigen. Vorläufig waren noch die letzten Gänge des Diners zu absolviren. Ich wähle diesen Ausdruck absichtlich; es war eine Aufgabe, eine Arbeit, und die Anekdoten und Erzählungen, die das Mahl begleiteten, waren besser als dieses selbst. Einer dieser Erzählungen entsinne ich mich noch. Die Beschaffenheit der Mahlzeiten hatte begreiflicherweise im Laufe der voraufgegangenen Wochen mehr als einmal Beanstandung erfahren, bis eines Tages die in ihrer Ehre und Nationalität gleich hart angetastete Wirthin mit einem riesigen Küchenmesser in das Offizier-Speisezimmer eingedrungen war und unter beständigem Messerfuchteln sich verschworen hatte: »500 Frauen wie ich, und kein Preuße hätte je den heiligen Boden Frankreichs betreten!« Unter allgemeiner Heiterkeit war ihr zugestimmt und die eigentliche Streitfrage (das Essen) seitdem nicht wieder berührt worden.

Bald nach Aufhebung der Tafel schritten wir auf die Citadelle zu. Sie hat, in allem was Forti-

fikation angeht, den Charakter einer mittelalterlichen Burg: Wall und Graben, eine Zugbrücke und zwei, drei Thürme. Die Baulichkeiten indeß, die den inneren Raum quadratisch umstehen, haben etwas durchaus Modernes: langgestreckte Backsteinhäuser in allernüchternstem Kasernenstyl. Alles in der That gehört dem vorigen Jahrhundert an, mit alleiniger Ausnahme eines hohen, aus 14 Fuß dicken Mauern bestehenden Donjon's, der schon 1470 vom Grafen Saint Pol erbaut wurde. Vielleicht noch früher, wenn die Angabe richtig ist, daß die Jungfrau von Orleans, unmittelbar nach ihrer Gefangennahme bei Compiègne hier gefangen saß.

Ueber die Vorgeschichte dieses Schlosses zu Ham, das schon seit längerer Zeit als Staatsgefängniß dient, geh' ich hinweg. Nur der Ereignisse seit der Juli-Revolution, also seit dem letzten Sturze der Bourbons, sei in Kürze Erwähnung gethan. Hier saßen die letzten Minister Karls X., darunter Polignac, von 1831—36 gefangen; hier war Louis Napoleon, nach Scheiterung seines Putsches von Boulogne, von 1840 bis 46 internirt; hierher schickte er seinerseits, kaum fünf und ein halb Jahr später (1851) die am Vorabende des Staatsstreichs gefangen genommenen Generale: Ca-

vaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau; hier endlich am 10. Dezember 1870 kapitulirten einige 50, nach andrer Angabe einige 80 Mann der Feld-Eisenbahn-Abtheilung Nr. 3, nachdem sich dieselben vierundzwanzig Stunden lang gegen das 91. französische Linien-Regiment und andere Truppentheile der Faidherbeschen Nordarmee gehalten hatten.

Dies letzte »historische Ereigniß von Schloß Ham« ist noch in unser aller Erinnerung. Nichtsdestoweniger wird es mir die betreffende Feld-Eisenbahn-Abtheilung, die hier den Wechselfällen des Krieges unterlag, nicht als allzu franzosenfreundlich anrechnen, wenn ich, statt jenes 10. Dezember, nach wie vor die Epoche von 1840 bis 46 als den historischen Glanzpunkt von Schloß Ham bezeichne. Wer in kommenden Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten, über die Zugbrücke dieser Citadelle treten wird, wird es zu keinem andern Behufe thun, als um die Zimmerreihe zu besuchen, drin der Träger des zweiten Kaiserreichs, der »Gefangene von Ham« par excellence, seine journalistischen Beiträge für den Progrès du Pas-de-Calais und neben vielem andren, seine Brochüre »Ueber die Ausrottung des Pauperismus« schrieb. (Die »Idées Napoléoniennes« waren schon 1839 erschienen.)

Wir schritten jetzt auf diese Zimmer zu.

Sie befinden sich in einem dem Haupteingange gegenübergelegenen Hinterflügel und bestehen aus im Ganzen sechs Räumen: zwei Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Speisezimmer, Küche. Für Raum und Bequemlichkeit, ebenso für Gesundheitspflege war ausreichend gesorgt. Auf einem, eine Art Treppenstufe des Walles bildenden Gartenstreifen machte er seine täglichen Spaziergänge, hier pflanzte er Blumen, hier zog er Hecken und ein in der Mitte der Gartenbeete stehender Taxusbaum war der bevorzugte Platz, unter dem er las und meditirte. Die Leute erzählen, er habe diesen Baum selber gepflanzt; doch ist dies unwahrscheinlich; Taxus wächst sehr langsam, und der betreffende Baum ist muthmaßlich älter als das Jahrhundert.

Wie diese Gartenanlage gefällig war, so waren es auch die Zimmer selbst. Man kann nicht sagen, daß sie in die Reihe jener Gefängnisse gehören, die nur eine feige Umschreibung sind für den Tod, auf den sie zuführen. Zweifenstrig, zugänglich einem frischen Strome von Luft und Licht, hell tapeziert, mit Schränken und Kaminen wohl ausgerüstet, machten sie trotz aller Unbill, die sie inzwischen von Ku-

riositätenkrämern aller Nationen erfahren haben, auch jetzt noch den Eindruck einer gewissen Gemüthlichkeit, einer Privat-Gelehrten-Wohnung, in der man sich jeden Augenblick versucht fühlen konnte, den Tisch wieder ans Fenster zu schieben und die Feder einzutauchen.

Es fehlte dem »Gefangenen von Ham« an nichts, jeder Comfort wurde gewährt; aber so milde die Behandlung war, so streng war die Ueberwachung. Und mit gutem Grund. Man wollte der Gefahr entgehen, den Tagen von Straßburg und Boulogne ein drittes Abenteuer folgen zu sehen. Darauf hin waren alle Vorkehrungen getroffen. Alle Fenster waren vergittert, zwei Posten sperrten den Corridor, unten im Flur lag eine Spezial-Wache von 6 Mann, während 30 Mann die Hauptwache im Portal bezogen. Ein ganzes Bataillon bildete außerdem die Besatzung des Schlosses selbst. Tag und Nacht wurd' er angerufen. Man traute ihm keine Stunde. Dennoch glückte seine Befreiung. Die Thatsache kennt jeder, aber nicht die näheren Umstände. Ich erzähle diese, wie ich sie gehört.

Dr. Conneau, der der Mitgefangene des Prinzen war, ließ dem Commandanten melden, daß die Decken-Reparatur, die man vorhabe, wohl im Arbeitszimmer

des Prinzen, aber nicht in seinem Schlafzimmer vorgenommen werden könne. Er sei bettlägerig krank. Diese Meldung wurde ohne Verdacht entgegengenommen und eine halbe Stunde später erschien der Maurer und Stuccatur-Arbeiter Badinguet, um die Decke des einen Zimmers mit Stuck zu bewerfen. Badinguet war aber im Complott. In einem unbewachten Moment tauschten der Prinz und der Maurer die Rollen, Badinguet schob sich unter die Bettdecke, während Louis Napoleon die Kalkmulde auf der Schulter, eine kurze Thonpfeife im Munde, aus seinem Arbeitszimmer trat und erst an dem Corridor-Doppelposten, dann unten an den Mannschaften der Spezial-Wache vorbei, auf den Hof hinaustrat, um nun quer über den Hof weg auf das Portal und die Zugbrücke zuzuschreiten. Alles ging gut. Nur im letzten Moment, als er nur noch den Posten vorm Gewehr zu passiren hatte, schien das so klug Gesponnene scheitern zu sollen. Der Posten, der den wirklichen Badinguet zwei Stunden vorher scharf angesehen haben mochte, fand ihn innerhalb so kurzer Zeit merkwürdig verändert, trat also an den vorgeblichen Badinguet heran, fixirte ihn scharf und fragte: vous avez fini déjà? Der Prinz, mit vieler Geistesgegenwart, ließ die Thonpfeife fallen, daß

sie zerbrach, bückte sich, um die Stummel zu sammeln, brummelte, immer zur Erde sehend, allerhand vor sich hin und gelangte so glücklich über die Zugbrücke ins Freie. Draußen harrte seiner bereits ein Wagen, der ihn nach St. Quentin und von dort über die belgische Grenze führte. Als der falsche Kranke endlich entdeckt wurde, war es zu spät. Dem Prinzen verblieb seitdem der Spitzname Badinguet, der namentlich später, während der Kaiserzeit, in Schwung kam. Die Kaiserin hieß »La Badinguette«. Eines der witzigsten, aber auch gehässigsten Pariser Straßenlieder führte denselben Titel.

Während der letzten Jahre des Kaiserreichs scheinen diese Zimmer, in denen der »Gefangene von Ham« einst heimisch war, einer allgemeinen Verwendung zurückgegeben worden zu sein, aber schon vorher, sei es aus Pietät, oder sei es, um der Neugier vielfach eintreffender Besucher einen Anhalt zu bieten, hatte man der Mehrzahl dieser Räume Erinnerungs-Inschriften gegeben. In dem Wohnzimmer stand Logement de l'Empereur; in den anderen Zimmern begegnete ich Inschriften wie: Place de la Bibliothèque, Table de Toilette, Place de lit. Diese Inschriften waren auch unter den Händen der letzten Einquartierung un-

beschädigt geblieben. Unsere 65er hatten voll historischen Sinnes ihr nationales Gefühl gezügelt.

Sie hatten nichts geschädigt, nichts hinweggethan, aber eins hatten sie sich nicht versagen können, ihrerseits die Zahl dieser Inschriften zu bereichern. Vor- und Zunamen unter gewissenhaftester Angabe der Daten, wo und wann Ott- oder Pottmeier das Licht der Welt erblickt habe, fanden sich überall; ein Höchstes von Leistung war aber für die Küche aufgespart worden, an deren einer Wand, dicht neben dem Abguß, Dichtung und bildende Kunst gleichzeitig ihre Triumphe feierten. Vor einem cypressen-überschatteten Grabe stand ein trauernder Füsilier, hinter ihm ein einsamer Busch. Darunter hieß es: »Nachruf an unseren braven Kameraden Thomas Roggendorff, Füsilier der 9. Compagnie 65. Regiments, welcher am 23. Dezember 1870 in der Schlacht bei Querrieux von zwei Schüssen durch die Brust getroffen, auf dem Felde der Ehre fiel.« Nun folgte der Nachruf selbst:

Wie wenn der Sturm aus Aeols Höhle fährt
Und heulend Staub in finstre Wirbel dreht,
Den Himmel schwärzt, dem Sonnenstrahle wehrt,
Die grüne Flur mit Stein und Kies besät, —
So tobt der Feind, so wüthend füllt sein Heer
Die Luft mit Dampf, die Felder mit Gewehr.

Er füllt »die Felder mit Gewehr« ist eigenthümlich und poetisch-anschaulich. Nun geht er, der Dichter, eh' er den ruhigen Jambus wiedergewinnt, in den nächsten Zeilen ins hüpfend Anapästische über und fährt fort:

Und der Tod aus tausend ehernen Röhren
Läßt sich weh- und trauerbringend hören!
Der schele Neid trieb übermüthige Schaaren
Aus Nord und Süd heraus,
Und schickt des fernen Afrikas Barbaren
Um uns zu vernichten aus.
Doch der kecken Feinde wilde Fluthen
Hemmt Wilhelm durch seines Heeres starken Arm,
Zerstoben ist wie Spreu der wilden Horden Schwarm
Und muß aus tausend Wunden bluten.
    Auch Du bist nicht mehr ꝛc.

Nun folgt die Klage über den Verlust Roggendorffs, die Aufzählung seiner Verdienste; das Ganze ehrenvoll für die Gesinnung derer, die ihm diesen Nachruf widmeten und — wie jeder, der sich auf Volkston versteht, leicht erkennen wird — nicht ohne poetisches Verdienst. Denn der Volkston, wie mitunter irrthümlich angenommen wird, beschränkt sich keineswegs auf die »Pinschgauer wollten wallfahrten gehn« und Aehnliches; auch innerhalb des Pathetischen kann das Naive sehr wohl klingen.

Ich zeichnete mir das Grab, den Füsilier, vor allem den einsamen Busch in mein Taschenbuch, kopirte die Verse, riß oberhalb der Stelle, wo, im Nebenzimmer, Place de lit stand, einen Fetzen Tapete von der Wand, packte diese »Reliquie«, die ich inzwischen natürlich längst wieder verloren habe, zu allem Uebrigen und kehrte aus Festung Ham nach Stadt Ham zurück, um von hier aus unverzüglich meine Weiterreise anzutreten.

Von Ham bis St. Quentin.

Im Sonnenbrand
Wie im Fieber liegt das Land;
Aber hier unter Ulmenbäumen
Scheint es zu ruhen und lieblich zu träumen.

* * *

Sie sind furchtbar, wenn sie plaudernd
Niederstürzen ihren Regen,
Aber schlimmer, wenn sie zaudernd
Worte auf der Lippe wägen.

Vor dem Hôtel de France hielt bereits ein Einspänner, den die Freundlichkeit der Offiziere (ich glaube durch Vermittlung der »Wirthin mit dem Tranchir-Messer«) mir inzwischen verschafft hatte. Ein liebenswürdiger Hauptmann, durch speziell-brandenburgische Landsmannschaft in seiner Güte für mich noch gesteigert, wickelte mich in seinen Mantel, ließ den Kutscher einen feierlichen Ablieferungseid leisten, der sich ebenso auf meine Person (für St. Quentin), wie auf den Mantel (für Ham) beziehen konnte und entließ mich schließlich unter Glück- und Segenswünschen. Ich konnte diese wohl gebrauchen, denn es war das erste Mal, daß ich seit jenem unvergessenen Tage von

Domremy, wieder allein in Feindesland hineinkutschirte, allen Chancen solcher »Landparthie« preisgegeben. Ich sog indeß ein Gefühl vollkommenster Sicherheit aus dem mir umgehängten Mantel, der in meinen Augen ganz den Charakter des unnahbaren Löwenfells hatte. Auf das, was dahinter steckt, kommt es in der Regel gar nicht an. Die andererseits naheliegende Betrachtung, daß der Blitzableiter unter Umständen auch das Wetter anzieht, ließ ich gar nicht aufkommen.

Bis St. Quentin war dritthalb Meilen. Der Weg ging durch einen überaus fruchtbaren Landstrich, der wegen seiner reichen Apfelwein-Cultur das Ciderland genannt zu werden pflegt, der aber, wenn ich den aphoristischen Mittheilungen meines Kutschers Glauben schenken darf, sich seit einer Reihe von Jahren in ein Zuckerrübenland umgewandelt hat. Ueberall am Wege hin große Fabriken und die Felder mit jener glatten Sauberkeit bestellt, wie sie die Cultur der Zuckerrübe nöthig macht; dazwischen große Etablissements mit dampfenden Essen und die Fabriken selbst wieder durch breite Wege verbunden, prächtig chaussirt und von alten Ulmen überschattet. Mir war, als führe ich durch die gesegneten Anlande des Oderbruchs,

durch Kunersdorf, Friedland, Gusow, und als läge das staubige, trockne, sonnverbrannte Frankreich weit hinter mir.

Es mag hier eine Abschweifung gestattet sein. Es giebt kein Land in West-Europa, das über einen größeren Baumreichthum verfügte, das vor allem besser kanalisirt, bewässert, berieselt wäre als Frankreich; — dennoch macht es vorwiegend den Eindruck eines Landes, dessen Landschaft jeder anmuthenden Frische entbehrt. Ueberall Sonne, Staub. Pückler, der 1833 drei Viertheile des Landes bereiste, schrieb damals:

»Es ist etwas Düstres, Mageres, ich möchte sagen Greisenhaftes über der Landschaft und den Dörfern eines großen Theils von Frankreich ausgebreitet, was einen bei längerem Aufenthalt geradezu bedrückt. Die freundliche, reinliche Nettigkeit Süddeutschlands, die elegante Sauberkeit Englands vermißt man überall. ..... Frankreich, mit seinen waldentblößten*) Fluren, seinen zerstörten Schlössern und schmutzigen Dörfern macht den Eindruck eines zurückgekommenen Edel-

*) Frankreich ist allerdings zu einem erheblichen Grade „waldentblößt“; aber man würde fehlgehen, wenn man daraus schließen wollte, es sei arm an Bäumen. Im Gegentheil es ist reich daran. Ueberall findet man Bäume, einzeln, in Gruppen, in Gehölzen. Nur die großen, ganze Quadratmeilen umfassenden Waldreviere sind selten.

manns, der gern wieder jung werden möchte und wenig Werth auf das Vergangene legt. Deutschland dagegen ist wie ein Jüngling, der, obschon vielleicht von Anfang an mit größerer Lebenskraft begabt, dennoch nicht halb so schnell gelebt hat. Es ist daher wahrscheinlich, daß es auch noch mehr Zukunft haben wird.«

Ich sehe ganz ab von dem politisch Tiefblickenden, was diese Bemerkungen an ihrem Schlusse auszeichnet, nur auf die Landschaftsschilderung, die dieselben einleitet, weise ich hin. Es ist im Wesentlichen noch so, wie vor vierzig Jahren. Die Ursache liegt im Steinbau, in der gelben Tünche und in der Abwesenheit des Dorfbaumes. Unsere Dörfer liegen im Schatten, die französischen liegen im Licht; wir ziehen den Baum, wie einen Freund und Gefährten, mitten in unser Gehöft hinein, die Franzosen stellen ihn in das »Gehölz«, das sich draußen im Freien, in den weiten Flächen des Feldes verliert.

So die Regel. Aber das Eiderland zwischen Ham und St. Quentin war, wie schon angedeutet, eine Ausnahme, und ich würde dieser grünen Frische, dieser beständigen Reminiscenz an die ulmen- und lindenreiche Heimath noch um vieles froher ge-

worden sein, wenn nicht die Unterhaltungsformen meines Kutschers mich in meiner stillen Freude gestört und zuletzt ganz nervös gemacht hätten. Der Leser urtheile selbst.

Die Franzosen, in Allem extrem, bezeigten überall, wohin ich kam, diese ihre eigenste Charaktereigenschaft auch in der Art und Weise, wie sie Conversation zu machen pflegten. Sie verfolgten dabei entweder das Cataract- oder das Tropfen-Prinzip. Nun war das erstere, der Cataract, gewiß keine Kleinigkeit, und es dürfte wohl kaum einen deutschen Landsmann geben, der nicht in Kriegs- und Okkupationstagen unter diesen Sturzbächen gelitten hätte; indessen »Uebung macht den Meister« im Hören so gut wie im Sprechen, und so werden denn Hunderte und Tausende unzweifelhaft mit mir die Erfahrung gemacht haben, daß es mit diesen Cataracten, von dem Augenblick an, wo man eine gewisse Stellung zu ihnen genommen hatte, eigentlich so schrecklich gar nicht war. Es war bequem; man ließ die Fluth über sich hereinbrausen, antwortete auf das gelegentlich zwischengeschobene n'est-ce-pas? mit oui, certainement, oder, als höchsten Trumpf, mit c'est évident, merkte sich ein Stichwort, formulirte eine kurze Gegenbemerkung, von der es schließlich gleich-

gültig war, ob sie paßte oder nicht, und hatte unter allen Umständen das angenehme Gefühl, mit etwas geistig Lebendigem in Berührung gekommen und immerhin um drei oder fünf Vocabeln bereichert worden zu sein.

So die Sturzbächler. Wie anders die Tröpfler! Diese, meist inferior beanlagte, kleine Leute, die drei Masuren und fünf Oberschlesier bei sich im Quartier gehabt hatten, hatten im geistigen Verkehr mit diesen letzten Ausläufern des Staates der Intelligenz eine Unterhaltungsform ausgebildet, die ihrem besten Theile nach in Taubstummen-Instituten wurzelte und sich aus dem Sprachschatze beider Nationen nur der Wörter: Prussien, caput und nix als eines immer wiederkehrenden Ornamentes bediente. Besagten Einquartierungselementen gegenüber waren dadurch gewiß unerhörte Resultate erzielt worden, eine wahre Tortur aber war es für jeden Nicht-Masuren, einem solchen knappen Unterhaltungs-Virtuosen (denn dafür hielten sie sich) in die Hände zu fallen. Ihr pfiffiges Lächeln, ihr Gefühl von Condescenz, ihre Ueberzeugung, sich den niedrigeren Graden menschlichen Intellects geschickt accommodirt zu haben, waren geradezu unerträglich und machten auch den Geduldigsten ungeduldig. Solch

Exemplar hatt' ich vor mir auf dem Bock. Dabei redselig, aber wohlverstanden, tropfen-redselig. Wenn wir an einer Zuckerfabrik vorüberkamen, darin alles still und todt war, so wandte er sich nach mir herum und sagte dreimal: Propriétaire, riche, très-riche. Zu gleicher Zeit aber machte er eine Handbewegung langsam, traurig, nach dem Horizonte zu, um anzudeuten, er war »très-riche«, jetzt aber ist alles ins Weite gegangen.

Dies war seine gewöhnlichste Form über die Etablissements am Wege Aufschluß zu geben; mitunter aber empfand er die Nothwendigkeit einer Abwechslung und sagte dann im Vorüberfahren: Propriétaire caput, oder: Thalèr nix. Ich war froh, als wir nach zweistündiger Fahrt, die Sonne begann schon zu sinken, in ein Dorf einfuhren, das er mir als die Stelle namhaft machte, wo der Kampf am 19. Januar (Schlacht bei St. Quentin) begonnen habe.

Er hatte Recht. Ich konnt' ihn einigermaßen kontrolliren. Es war Etreillers, ein großes Dorf, malerisch-verworren, aber ärmlich. Spuren des Kampfes zeigten sich wenig; überhaupt gewinnt man den Eindruck (was schon an dieser Stelle hervorgehoben werden mag), daß der auf jeder Stelle gleich-

mäßig durchgeführte Plan weit mehr als irgend eine blutige Einzel-Action, wiewohl es auch an diesen nicht fehlte, den Ausschlag gegeben habe. Es war ein richtig gemachter Ansatz, der nun ohne besondere Schwierigkeit und ohne allzugroße Opfer das Sieges-Resultat ergeben mußte.

Tausend Schritt hinter Etreillers (wo man, beiläufig bemerkt, meinen Wagen derart umdrängte, daß ich den rothen Mantelkragen immer mehr nach oben zupfte), liegt Savy, etwas kleiner als Etreillers, aber sauberer, anheimelnder, trotzdem ihm das Malerische fehlt. Nur der Kirchhof liegt reizend, eine hochbossirte Insel inmitten des Dorfes. Hier war die Stelle, wo, wie in den beiden nahegelegenen Gehölzen: Bois de Holnon und Bois de Savy, am heißesten gekämpft wurde. Wenigstens am linken Flügel unserer Aufstellung. Die 29. Brigade, die Savy, vielleicht auch die obengenannten Gehölze, nahm, besonders die 65er, erlitten hier erhebliche Verluste. Der Kirchhof ist bis diese Stunde Zeuge davon. Grab reiht sich an Grab. »Hier ruht Lieutenant Wilhelm Hildebrandt vom Füsilier-Regiment Nr. 33.«; »hier ruht Premierlieutenant Fritz Fiedler vom 5. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 65.«; »hier ruht

Vicefeldwebel Wilhelm Muth«; — alle mit dem Zusatz: »Er starb den Heldentod für Kaiser und Vaterland in der Schlacht bei St. Quentin.« Es war hier das erste Mal, daß mein Auge, an Stelle des altpreußischen »für König und Vaterland«, dem neugermanischen »für Kaiser und Vaterland« begegnete; es klang fremd. Das Auge ist fortschrittlich, es hascht nach dem Neuen; aber das Ohr ist conservativ und läßt ungern ab von liebgewonnenen Klängen.

Die Gräber sprechen hier in Savy, aber sie sprechen nicht allein.

Beredter noch von dem Kampfe, der hier getobt, zeugte ein umgestürztes Crucifix, das bis dahin inmitten des Kirchhofs aufgeragt hatte. Es lag in Nesseln vergraben, der Christus war fort und nur oben, auf halb verbogener Tafel, stand noch das:

I. N. R. I.

St. Quentin.

Cope lief bis Leith mit rothem Gesicht;
»Wo sind deine Leute?« der Sheriff spricht,
»,Zum Teufel', rief Cope ,ich weiß es nicht'«.
Jacobitenlied.

* * *

Sie sind gelaufen
Gelaufen einzeln und in Haufen.
Schlacht bei Sherifmuir.

Bei guter Zeit war ich in St. Quentin; die ersten Lichter wurden eben angezündet. Ich nahm Quartier im Hôtel du Cygne, wo ich in einem Seitenflügel untergebracht wurde. Dieser Cygne theilte das Schicksal aller »Schwäne«, die ich bis jetzt in der Hôtelwelt kennen gelernt habe, — er war alles, nur nicht gerade Schwan. Die Aussicht ging auf Stall und Müllgrube; alle weiteren Details entziehen sich der Mittheilungsmöglichkeit; das Ganze fiel lähmend auf meine Magennerven. Wer aus Erfahrung weiß, daß ein substantielles Abendbrod oft das einzige Zeit-

Wegtödtungsmittel ist, wird die Verlegenheiten begreifen, die mir daraus erwuchsen. Etwas indeß mußte geschehen; ich beorderte also Thee, Sodawasser und »Ei in der Schale«. Alles kam auch, aber nicht auf ein und demselben Tablette von einer und derselben Person getragen, sondern zweispännig, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Die Bedienung trat in duplo auf, und zwar, wie mir bald klar werden sollte, nicht aus Trinkgelderhang, sondern aus einem noch nationaleren Sporn: aus Neugier und Conversationsbedürfniß. Ich war Prussien, das genügte.

Die Eintretenden, die mir mit besonderer Freundlichkeit ihre Dienste zur Verfügung stellten, waren Jean und Anatole, von denen jener das Amt eines regelrechten Kellners, dieser die in unseren Augen bescheidnere Stellung eines Hausknechts bekleidete. Aber nur in unseren Augen. In Frankreich, wie sich manche Leser dieser Capitel unzweifelhaft erinnern werden, war jener Bedienstete zweiten Grades, für den wir nur jenen plumpen, an mittelalterliche Unfreiheit erinnernden Ausdruck haben, nicht das Geschöpf einer untern Culturstufe, sondern nur eine Spielart jener höheren, ein nahezu gleichberechtigtes Wesen, das, neben dem regelrechten Jacken-Kellner vielleicht einfach

als Schürzen-Kellner einzurangiren wäre; denn die Schürze machte den ganzen Unterschied.

Jean und Anatole begrüßten mich, erriethen, daß ich gekommen sei, das Schlachtfeld von St. Quentin zu besuchen, empfahlen mir einen Führer und setzten mit besonderer Betonung und unter halb scherzhaftem halb selbstbewußtem Lächeln hinzu: sie wüßten damit Bescheid, und seien in der Lage, zwischen einem Connaisseur und einem Nachplapperer zu unterscheiden. Dabei gingen ihnen die Generals- und Dörfernamen Faidherbe und Deroja, Seraucourt und Essigny-le-Grand, zuletzt sogar die Namen Goeben und Groeben so leicht und gefällig über die Lippen, daß ich endlich die ihrerseits lang ersehnte Frage thun mußte: wie sie zu dieser Kenntniß kämen?

Nun war das Zeichen gegeben.

J'ai l'honneur de vous présenter Monsieur Anatole, Mobile du Pas de Calais; moi-même, Jean, Franctireur de St. Quentin.

Ich freute mich, ihre Bekanntschaft zu machen, fragte, ob sie den Krieg liebgewonnen und die Vorzüge von Frost und Hunger kennen gelernt hätten, worauf sie, durch mein Entgegenkommen sicher gemacht, sofort anfingen, sich ihrer natürlichen Schwatz-

haftigkeit und dem Sinn für das Heitre, Komische zu überlassen, der, man mag sagen was man will, die Franzosen so angenehm charakterisirt. Je älter ich werde, je unerträglicher werden mir die Feierlichen, die in 99 Fällen von 100 hinter aller Steifheit und Aufgerecktheit, hinter Denkerstirn und olympischer Schweigsamkeit nichts verbergen als Hohlheit, Wichtigthuerei und mitunter auch Feigheit. Die, die mit den Dingen spielen, an zu weitgehender Leichtlebigkeit oder doch an Mangel an Würde laboriren, sie mögen nicht die Besten sein, aber die Schlechtesten sind sie sicherlich auch nicht. Wie entzückend waren jetzt Jean und Anatole, als sie den großen Wirrwarr jenes Tages in immer wechselnden Scenen und Bildern vor mir entrollten und zuletzt in eine humoristische Fehde unter einander gerathend, nicht feststellen konnten, wer an jenem Tage am weitesten gelaufen sei, die Mobiles du Pas de Calais oder die Franctireurs de St. Quentin. Wie lachten sie, als ich endlich schiedsrichterlich erklärte, daß »die Franctireurs, nach den Traditionen ihres Geschlechts, in dieser Beziehung den Vortritt haben müßten«. Der bon sens schlug überall durch. Dabei kannten sie die glücklicheren Momente jenes Tages sehr wohl, sprachen mit Enthu-

siasmus von Faidherbe, von den Marines, vom 91., und gaben nur sich selber Preis, einfach hinzusetzend: »wir hatten den besten Willen, aber weiter nichts«.

Ein Lärmen und Klingeln, das über den ganzen Hof schallte, rief sie endlich ab; sie hatten sich verschwatzt; eine neue Niederlage mochte ihrer unten im Hausflur harren. Ich desinficirte inzwischen meine Lagerstätte, stellte die Allumette-Büchse für alle Fälle handrecht und schob mich, nach vorgängiger Einwickelung in meine Reisedecke, unter die Bettdecken des »Schwans«. Es giebt auch schwarze.

Andren Tages früh war ich auf; ein weibliches Wesen brachte das Frühstück, kein Jean, kein Anatole. Ich wollte fragen, besann mich aber des Geibel'schen »o rühre, rühre nicht daran« und trat eine Viertelstunde später auf Straße und Platz, ohne die Kämpfer vom 19. Januar begrüßt zu haben.

St. Quentin ist nicht Departemental-Hauptstadt, aber wohl die größte Stadt im Departement Aisne. Es hat 35,000 Einwohner, viel Industrie (Baumwoll- und Wollfabriken), dabei Handel mit Obst und Cider. In seinen Vorstädten zeigt es ganz den Charakter der modernen Manufacturstadt, in seinem alten Kernstück

aber ist es ganz Bischofssitz, historischer Punkt, Hauptort der Grafschaft Vermandois, die zwischen Picardie und Hennegau lag und in der merovingischen Zeit ein selbstständiges Leben entfaltete. Seitdem ist es still geworden davon. Wer, der nicht St. Quentin besuchte, kennt Vermandois?

Die ehemalige Bedeutung der Stadt, die eben eine ganz andere war als die gegenwärtige, bekunden noch das Hôtel de Ville und die Cathedrale, beide gothisch, jenes an die Rathhausbauten des nachbarlichen Belgiens erinnernd, diese (die Cathedrale) in Folge moderner Zuthat, von sehr eigenthümlicher Erscheinung. An die Stelle der gothischen Thürme ist nämlich eine Jesuiterfaçade, an Stelle des Dachreiters eine riesige Krone getreten, die beinahe völlig unvermittelt aus der Mitte des Daches aufwächst. Das Interessanteste dabei ist, daß beides nicht im Geringsten störend wirkt; — die Ansprüche, die das architektonische Gesetz und der malerische Sinn erheben, sind eben grundverschieden. Auch das Thörichte kann einen pittoresken Zauber haben. Die Baukunst ist zu erheblichem Theile Verstandessache, die Malerei aber, im Gegensatz dazu, ist ganz »freie Kunst« und schöpft ihr Bestes aus der Empfindung. — Ueber dem Haupt-

portal der Kirche befindet sich ein lebensgroßes Steinbild, wahrscheinlich den heiligen Quintin darstellend; wenigstens trägt die Façade folgende Inschrift: Ecclesia collegiata in honore beatæ Mariæ virginis et S. Quintini Martyris, Vermanduorum Apostoli. — Das Innere ist reich an Bildern, besonders an Wandmalereien; aber nur die dem Portal zunächst gelegenen konnt' ich in Augenschein nehmen, da der Bischof eben segnend seinen Umgang hielt. Das war kein Moment für Kunststudien. Das Wenige was ich sah, war alt, aber auch nichts weiter.

Natürlich hatte St. Quentin, außer seinem gleichnamigen Heiligen an der Kirchenfaçade, auch sonst noch seine Statue. Welche Stadt in Frankreich schritte völlig »uncélèbre« durch die Geschichte des Landes? Hier ist es Maurice Quentin Delatour, geb. 1704, gestorben 1788, der als »Peintre de Louis XV. et conseiller de l'académie de peinture et de sculpture«, auf einem baum- und schattenlosen Platz seiner Vaterstadt, ein Erzbild gefunden hat. Das Ganze nicht übel; in Haltung leicht, hofmännisch, elegant, so recht ein peintre de Louis XV.

Zu seinen Füßen hat der Bildhauer ein Bündel Pinsel angebracht, um zu »charakterisiren«. Auch in

Frankreich macht man sich's nach dieser Seite hin bequem. Die Pinsel sind inzwischen gerostet und sehen aus, wie ein Cigarrenpacket, — sogenannte »Ratten-schwänze«.

Die Schlacht von St. Quentin.

And so began a dismal conflict,
Till that Bellonas bridegroom
Confronted him,
Point against point, arm against arm,
And to conclude, the victory fell on us.

Macbeth.

St. Quentin ist alter Schlachtengrund. Unter seinen Mauern fand am 10. August 1557 die berühmte Schlacht statt, in welcher die Spanier, mit deutschen, wallonischen und vlämischen Hülfstruppen, das von dem Admiral Coligny und dem Connetable Anne de Montmorency geführte französische Heer besiegten. Die Spanier fochten unter dem Oberbefehl des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen. Er war, 60,000 Mann stark, vor St. Quentin gerückt und belagerte dasselbe. Das französische Heer, unter seinen obengenannten Führern, kam in raschen Märschen herbei, um die bedrängte Stadt zu entsetzen. So entspann sich die Schlacht, in der die Spanier, wenigstens zu kleinerem Theile, zwischen zwei Feuern

fochten. Nichtsdestoweniger errangen sie einen entscheidenden Sieg. Die Niederlage der Franzosen war total. Sie verloren 4000 Mann, darunter 600 Adliche, auf der Wahlstatt; außerdem wurden viele Grands Seigneurs und 300 Edelleute gefangen genommen. Unter den Gefangenen befand sich auch Montmorency*). Coligny warf sich, mit dem Rest der geschlagenen Armee, nach St. Quentin hinein und vertheidigte die Stadt, mit Hülfe der Bürgerschaft, so hartnäckig, daß sie erst, nach elf vergeblichen Sturmangriffen, von dem Gegner genommen wurde. Dieser Tag zwang dem Könige Heinrich II., dem Gemahl der Katharina von Medici, den Frieden auf; derselbe wurde zu Anfang 1559 zu Château-Cambresis geschlossen.

Der 10. August 1557 war ein heißer Tag gewesen; aber wer spricht noch davon? Es dürfte schwer halten, jetzt noch festzustellen, wie eigentlich die Schlacht

*) Anne de Montmorency, ein Feldherr „von rauhem Wesen und strenger Sitte“, wurde 1493 geboren. Seine kriegerische Laufbahn zeigt, wie sich die Heldenschaft mit vielfacher Gefangenschaft sehr wohl verträgt. Er wurde 1525 bei Pavia, 1557 bei St. Quentin und 1562 bei Dreux (gegen die Hugenotten) gefangen genommen, lediglich weil er, in brillanter Tapferkeit, „immer voran war“. 1567, ebenfalls in einem Kampfe gegen die Hugenotten, wurde er bei St. Denis tödtlich verwundet und starb am andern Tag.

damals ging, welche Punkte sie berührte und nicht berührte, welcher Angriff hüben, welche Lücke drüben den Ausschlag gab. Selbst das Wenige, das ich an die Spitze dieses Kapitels gestellt, ist widerspruchsvollen Angaben entnommen, zwischen denen ich zu vermitteln suchte. Im Ganzen wird man annehmen dürfen, daß die damalige Schlacht auf denselben Feldern tobte wie die heutige, denn das französische Entsatz-Heer rückte (von Paris her) auf denselben Straßen heran, auf denen jetzt die Divisionen Goebens heranzogen.

Ich versuche nun ein Bild der Schlacht zu geben, die der französischen Nordarmee ein Ende machte.

Dies ist nicht leicht. Es liegen mir drei englische Rapporte und als bestes Material eine ziemlich ins Detail gehende deutsche Berichtigung des einen derselben vor, aber alle diese Berichte, trotzdem sie der Mehrzahl nach von Offizieren geschrieben wurden, sind weitab davon, den Gang der Schlacht auch nur in ihren Hauptzügen klar zu stellen. Alle legen das Hauptgewicht auf die Vorgänge an unserem linken Flügel, einschließlich des linken Centrums; es scheint aber fast, als ob die Vorgänge im rechten Centrum mindestens von gleicher Wichtigkeit waren.

Erst der zu erwartende Generalstabs-Bericht wird Klarheit in diese Dinge tragen. Ich bemerke übrigens noch, daß ich den inzwischen erschienenen Faidherbeschen Bericht **nicht** benutzen konnte, statt seiner aber über einen ziemlich guten und ausführlichen, vom französischen Etat-Major herausgegebenen Schlachtplan, den ich in St. Quentin kaufen konnte, Verfügung hatte. Ich gehe nun zu den Ereignissen selber über. Zunächst einen Ueberblick über die Situation.

Faidherbe nach der zweiten Schlacht bei Amiens, deren bloßes Nachspiel Bapaume gewesen war, hatte sich wieder einmal behufs Ausbesserung seiner erlittenen Havarien, in seinen Hafen, das vielgenannte Festungsviereck, zurückgezogen und war nothdürftig damit zu Stande, als der **letzte** Durchbrechungsversuch, den General Trochu, oder vielleicht mehr noch das Drängen Gambettas auf den 19. Januar festgesetzt hatte, der Nordarmee die Verpflichtung auferlegte, abermals aus dem Festungsviereck sich vorzuwagen, lediglich um jenen Durchbrechungsversuch nach Möglichkeit zu unterstützen. Es heißt, daß General Faidherbe seine Schwäche und die Unmöglichkeit des Sieges sehr wohl eingesehen habe, daß er aber dennoch, um des **Ganzen** willen, bereit

gewesen sei, sich und seine kaum wieder zusammengenietete Armee zu opfern. Es liegt nichts vor, das an der Glaubwürdigkeit dieser Annahme Zweifel erwecken könnte.

Gleichviel, wie immer dem sein mag, Faidherbe erschien aufs Neue im Feld. Am 16. Januar verjagten seine Vortruppen unsere in St. Quentin befindliche schwache Besatzung, am 17. kam er selbst, am 18. hatte er seine ganze Armee am genannten Orte versammelt. General v. Goeben, über diese Vorgänge unterrichtet, brach aus seiner Stellung in und um Amiens auf, um den oft entschlüpften und immer wieder drohenden Gegner endlich in einer Entscheidungsschlacht zu schlagen. Die Dispositionen waren so glänzend getroffen, daß einer unserer Regiments-Commandeure, als er die Ordre de bataille überflog, in die Worte ausbrach: »das ist Goeben!« Ich kenn' ihn von 66 her. Er denkt an alles; keiner ist vergessen; jedes Bataillon hat seine Stelle und weiß doch kaum, daß es sie hat. Erst im rechten Moment wird Jedem klar, daß er als Theil des Ganzen so zu operiren hatte und nicht anders. Zu rechter Stunde an rechter Stelle, — das ist Goeben.«

Schon am 18. trafen unsere concentrisch auf den

verschiedensten Straßen vorrückenden Colonnen auf den Feind. Die 30. Brigade, v. Strubberg, nahm Tertry, links daneben stürmte das Detachement Memerty (Ostpreußen) das hartnäckig vertheidigte Dorf Poeuilly. Generalmajor v. Memerty war bei diesem Kampfe schwer verwundet worden. Die feindlichen Vortruppen zogen sich näher an St. Quentin heran.

So kam der 19.

St. Quentin selbst liegt in einer flachen Mulde; Hügel im Doppel-Halbkreis, wieder eine weitgespannte flache Mulde zwischen sich, umzirken die Stadt nach West und Süd; auf dieser Hügel-Doppelreihe hatte Faidherbe seine Halbzirkel-Aufstellung genommen. Der äußeren Reihe entsprachen die Dörfer Holnon, Etreillers-Savy, Roupy, Seraucourt und Essigny-le-Grand; der inneren Reihe: Francilly, Dallon, Castres, Grugies, Neuville St. Amand. Faidherbe selbst stand bei »Moulin de tout vent«, einer hochgelegenen Windmühle unmittelbar im Süden der Stadt, von wo aus er beide Ufer der Somme, die Eisenbahnlinie, so wie die beiden großen Straßen von Paris und La Fère, überblicken konnte. Unmittelbar neben ihm, ebenfalls auf der Höhe des inneren Zirkels, waren seine Artilleriemassen angehäuft, von denen 3 Batterien ihr

Feuer gegen Westen, 8 gegen Süden richteten. Wie in beiden Schlachten bei Amiens, so hatte auch hier wieder der französische Heerführer sein Geschick bewährt; es war keine unangreifbare, aber immerhin eine gut gewählte Position, die nur den einen Fehler hatte, daß die Somme-Niederung, in deren Vertiefung außer dem gleichnamigen Fluß auch noch der gleichnamige Canal floß, das Schlachtfeld in zwei Hälften theilte, Hälften, die, bei der Schwerpassirbarkeit der Fluß-Niederung, kaum irgendwelche Verbindung mit einander unterhielten. Die andere Schwierigkeit, die sich einem Erfolge Faidherbes entgegenstellte, war, wie immer so auch hier, die Zusammensetzung seiner Armee. Von den zwei Corps, über die er Verfügung hatte, bestand das eine, das 22., aus guten, zum Theil sehr guten Soldaten, das andere dagegen, das 23., beinah ausschließlich aus Mobil- und National-garden. Er hatte diese Ungleichheit dadurch zu balanciren gesucht, daß er das letztgenannte Corps im Schutz von 8 Batterien fechten ließ, während sich die Divisionen Deroja und Paulze d'Ivoy (eben das 22. Corps) mit 3 Batterien behelfen mußten; aber, wie immer so auch hier: die Artillerie allein, trefflich wie sie sich hielt, konnte die Mängel einer Truppe, die

kaum eine »Truppe« war, nicht ausgleichen und der Tag scheiterte für Faidherbe an der schlechten Haltung seines 23. Corps. Auch eine Reserve von 8 Bataillonen, die er, wie wir sehen werden, in einem richtig erkannten Momente rasch und glücklich verwandte, konnte an dem beinah vorgezeichneten Ausgange des Tages nichts ändern.

So viel über den Feind am 19. früh.

Gegen diese Stellung rückte General v. Goeben (dessen Armee in den Tagen vorher nicht unerhebliche Verstärkungen erhalten hatte) in muthmaßlich fünf Colonnen heran:

die 3. Cavallerie-Division, General Graf von der Groeben, und das Detachement Memerty (Ostpreußen) am linken Flügel;

die 15. Division, Generallieutenant v. Kummer, im linken Centrum;

die 16. Division, Generallieutenant v. Barnekow, im rechten Centrum;

die Cavallerie-Division Prinz Albrecht Sohn am rechten Flügel;

das Detachement Graf zur Lippe (Sachsen) am äußersten rechten Flügel.

Der Angriff der 3. Cavallerie-Division, des

ostpreußischen Detachements und der Division Kummer ging in der Richtung von West nach Ost und stieß auf das 22. französische Corps: die Divisionen Deroja und d'Ivoy; der Angriff unserer drei anderen Colonnen ging von Süd nach Nord und traf auf das 23. Corps, zunächst auf die Division Gislin. Der Kampf, der sich nun entspann, war an den verschiedenen Stellen ein sehr verschiedener; während an der Nordseite der Somme die Linien- und Marine-Truppen sich trefflich schlugen, gaben an der Südseite des Flusses die Mobil- und Nationalgarden unserem Angriffe, ohne ernstere Widerstandsversuche, nach, so daß um 2 Uhr, da das Weichen des einen Corps auch die rückgängige Bewegung des andern bedingte, die ganze feindliche Armee ihre zweite Stellung, will sagen ihre Position auf dem inneren Hügelhalbkreis, die Stadt im Rücken, bezogen hatte.

Ein erheblicher Erfolg unsererseits lag also bereits vor; nichtsdestoweniger war der Widerstand des Feindes noch so wenig gebrochen, daß Faidherbe den Entschluß fassen konnte, durch eine Offensiv-Bewegung das Verlorene wieder einzubringen. Mit scharfem Auge hatte er erkannt, daß unsere Schwäche am linken Flügel lag, wo wir, außer über die Groebensche Cavallerie-

Division, nur über einzelne schwache Bataillone, vielleicht nur Compagnien, des Memertyschen Detachements Verfügung hatten. Hier gedachte er uns zu fassen und warf seine ganze Reserve, die schon genannten 8 Bataillone, rasch in unsere Flanke. Es war ein kritischer Moment. 44er Compagnien, gegen die der erste Sturm ging, hielten den Angriff aber aus und als gleich darauf unsere vier Batterien, die wir hier hatten, links schwenkten und ihr bis dahin gegen Osten gerichtetes Feuer nunmehr nordwärts richteten, stoben die Bataillone übers Feld hin auseinander. Wahrscheinlich um eben diese Stunde attackirte eine Schwadron Königs-Husaren unter Rittmeister Rudolphi drei Eskadrons feindlicher Dragoner, die trotz ihres Parade-Aufzuges, oder vielleicht um eben dieses Aufzuges willen, zur Hälfte aus dem Sattel geworfen, zur andern Hälfte in die Flucht getrieben wurden. Es waren neu eingekleidete Leute, die vor drei Wochen zum ersten Male aufs Pferd gekommen waren und von einem regelrechten dragon français nichts an sich hatten als — den weißen Mantel. Aehnlich wie bei Boves und bei Bapaume fiel auch hier bei St. Quentin eine mit nur schwacher Anzahl ausgeführte Cavallerie-Attacke mit dem Entscheidungsmoment der Schlacht

zusammen. Bei Bapaume war sogar die Attacke die Entscheidung selbst.

Die Faidherbesche Reserve also, zugleich das Wenige, über das er an Cavallerie Verfügung hatte, waren am linken Flügel unserer Aufstellung geworfen; aber noch größere Verwirrung als dem feindlichen Feldherrn aus dieser seiner gescheiterten Offensive erwuchs, erstand ihm daraus, daß etwa um dieselbe Zeit, wo sich diese Kämpfe nördlich der Somme vollzogen, an der Südseite des Flusses die 16. Division, zugleich mit Infanterie-Abtheilungen der Division Prinz Albrecht, immer rascher auf die Stadt zudrängte und dadurch den Widerstand, den das rechts daneben stehende 22. Corps auch jetzt noch zu leisten entschlossen war, mehr und mehr paralysirte. Zwischen 3 und 4 war drüben kein Halten mehr und auf das nunmehr unsererseits abgegebene Signal »das Ganze avanciren« folgten jetzt in concentrischem Vordringen unsere 5 Colonnen dem weichenden, bald in volle Flucht übergehenden Feind. Das 19. Regiment stürmte den Bahnhof; die 15. Division drang von Westen her in die Stadt; die Cavallerie folgte den auf Cambrai und Guise zu Fliehenden und trieb sie in ganzen Schaaren zusammen. Der Kampf selbst hatte dem Feinde 5000 Mann an

Todten und Verwundeten gekostet; 9000 Mann wurden gefangen. Die Nordarmee war aufgelöst. Ihre Trümmer trafen gleichzeitig mit Gambetta in Lille ein, der sich vergeblich anstrengte, den in Armee und Bevölkerung gleichzeitig gesunkenen Muth neu zu beleben. Er konnt' es um so weniger, als (so wird erzählt) angesichts dieser totalen Deroute ihn zum ersten Male selbst der Glaube an sich und seine Sache verließ. So gewannen diese Vorzüge, ganz abgesehen von ihrer militairischen Bedeutung, auch noch eine eminent politische, indem der Mann, der damals über die Geschicke Frankreichs entschied, in gewissem Sinne an der Niederlage von St. Quentin persönlich Theil nahm und mit in die deprimirende Strömung dieser Niederlage hineingerissen wurde.

St. Quentin am 19. und der gescheiterte Ausfall am selben Tage entschieden über Paris und dadurch über Krieg und Frieden. Am 28. bereits wurde der Waffenstillstand unterzeichnet.

So viel über die Schlacht. Mir erübrigte noch ein Blick auf das Schlachtfeld. Ich bat, mich auf den Mühlenberg zu führen, von dem aus Faidherbe

die Schlacht geleitet habe. Dies geschah. Ich glaube indeß, daß von Seiten meines Führers ein Irrthum mit drunter lief und daß er mich nicht nach »Moulin de tout vent«, sondern nach einer, statt südlich, mehr nach Westen zu gelegenen Mühle führte. Ich schließe es daraus, daß ich die Somme-Niederung, die ich von »Tout vent« aus hätte rechts haben müssen, von meinem Standpunkt aus zur Linken hatte. Gleichviel, es war ein vorzüglicher Aussichtspunkt, dazu die Mühle selbst derartig zerschossen, daß sie schon den Gedanken an die Hand geben konnte: hier muß Faidherbe gestanden haben.

Die Südhälfte des Schlachtfeldes (die ich übrigens andern Tages durchfuhr) verbarg sich mir mehr oder weniger von der Stelle aus, auf der ich stand; desto klarer lag die Westhälfte vor mir: Roupy, Savy, vor allem die beiden Waldkoulissen, das Bois de Savy und Bois de Holnon, das ganze Terrain also, auf dem die 44er, die Königs-Husaren und die 15. Division, besonders die Brigade v. Wedell, gekämpft hatten.

Ich versuchte das Bild, das so deutlich zu mir sprach, in ein paar Linien festzuhalten. Diese sind mir jetzt um so werthvoller, als das Schlachtfeld von

St. Quentin zu den Tischplatten-Schlachtfeldern gehört, auf denen sich vielleicht vorzüglich kämpfen läßt, die aber der charakteristischen Züge, wenigstens für das Auge des Laien, durchaus entbehren.

Von allem ist mir nichts deutlich in Erinnerung geblieben, als der Waldstreifen am Horizont, die Niederung mit ihrer doppelten Wasserlinie, und die von hundert Kugeln getroffene Mühle, dazu (als ich mich wieder wandte) die in grauem Duft aufragende Cathedrale mit der phantastisch geformten, wundersam aber malerisch aus dem Dach aufwachsenden Krone.

Sedan.

Mezières-Charleville.

Wie nennst du dich?
* * *
Auf einer hintern Seite dieses Baus,
Verborgen schier, hab' einen Quaderstein
Ich in die Mauer künstlich eingefügt,
Der ein und aus bequem sich heben läßt,
Und so zur unsichtbaren Pforte dient.
Platen (Der Schatz des Rhampsinit).

Gegen Mittag, nachdem ich von dem vorgeblichen »Mont Faidherbe« in den Schwan zurückgekehrt war, verließ ich St. Quentin, um die Weiterreise nach Sedan anzutreten. Die Eisenbahn, wie schon in der Kürze hervorgehoben, durchschneidet das Angriffsfeld der 16. Division und gab mir noch Gelegenheit, einen Blick auf die unmittelbar nach rechts hin, zwischen Bahn und Somme-Niederung, gelegenen Dörfer Grugies und Castres, die Hauptschauplätze unseres Kampfes gegen das 23. Corps zu werfen. Das Terrain erwies sich dem der Westhälfte des Schlachtfeldes sehr ähnlich: flach, ein wenig wellig, hier und dort von einem Wasserlauf quer durchzogen, aber kein Wald.

Der Weg ging über Tergnier und Laon zunächst bis Reims, wo ein dreistündiger Aufenthalt gerade ausreichte, um den mir lieb gewordenen Plätzen: der Cathedrale und dem Lion d'or, besonders dem letztern, einen herzlichen Besuch zu machen.

Um 6 saß ich wieder im Coupé, dessen Insassen auf der kurzen Strecke bis Rethel mehrfach wechselten. Die erste halbe Stunde waren es junge Fähnriche und Avantageurs vom Mecklenburgischen Dragoner-Regiment, die mir mit ihrem Geplauder die Zeit vertrieben. Sie faßten ihr Urtheil über die französische Nation in den Kernspruch zusammen »alles Bande«, der jüngste (kaum 17) mit cavalleristischer Energie hinzufügend: »man muß ihnen den Daumen aufs Auge drücken«. Es schien mir nutzlos, diesen oder jenen Zweifel zu äußern; so schieden wir als gute Freunde.

An ihrer Stelle erschien jetzt ein junger Jägeroffizier, den mir die scherzhaften Reisegötter sandten, um die Lehre vom Contrast unmittelbar zu demonstriren. Er war nämlich in Allem der Gegenpart des eben abgetretenen Dragoner-Detachements und gehörte in die seinerzeit so weit verzweigte Familie der Gallomanen. Er war ganz und gar Enthusiast, Franzosenschwärmer. »Ich darf sagen, mit allen Familien, in

deren Mitte ich länger als acht Tage gelebt habe, habe ich Freundschaft geschlossen. Unter Thränen bin ich von meinen letzten Quartiergebern (er kam aus der Normandie) geschieden; mit mehreren meiner früheren Wirthe stehe ich in Correspondance. Ich bin nun neun Monate in Frankreich und noch bin ich keiner einzigen Unhöflichkeit begegnet, wohl aber Zartheiten und Aufmerksamkeiten aller Art.« Ich nickte ihm zu und sagte dann lachend: »es wäre mir interessant, einem Landsmanne zu begegnen, der denn doch noch erheblich über das hinaus zu gehen scheine, was ich gelegentlich auszusprechen mich unterfinge«, eine Aeußerung, an die ich zugleich die Anempfehlung knüpfte, daheim etwas vorsichtiger operiren zu wollen. »Glauben Sie mir,« so schloß ich, »man will dergleichen nicht hören; und — vielleicht hat man Recht. Es giebt Zeiten, hart zu sagen, in denen auch stricte Gerechtigkeit zu einem Fehler werden kann. Der Deutsche war zu allen Zeiten nur allzu geneigt, in diesen Fehler zu verfallen. »Sei nicht allzugerecht, mein Volk,« — durfte schon Klopstock mahnen.

Ich muß übrigens an dieser Stelle bemerken, daß Aeußerungen, wie sie der junge Jägeroffizier mir machte, zumal, wenn ich sie ihrer Ausschließlichkeit und Un-

bedingtheit entkleide (worin sie allerdings als ein Unicum dastehen), keineswegs absolut vereinzelt zu meiner Kenntniß gekommen sind. Der alte, ewig wahre Satz, daß jeder die äußere Welt, ja Gott selbst, nach seinem eigenen Ich sich auferbaut, bewahrheitete sich auch hier wieder; wer selber harmlos war, dem trat auch die Haltung des Feindes mehr oder weniger harmlos entgegen, theils weil ihm, seiner Natur nach, die Dinge in rosigem Lichte erschienen, theils weil sein Vertrauen und sein Entgegenkommen — wie viele tausende von Ausnahmen auch verzeichnet sein mögen — eine entwaffnende Kraft übten. Im Allgemeinen darf ich sagen, daß ich bei älteren, ruhiger gewordenen und höher gestellten Offizieren, zumal wenn sie der französischen Sprache leidlich mächtig waren, einer Bausch- und Bogenverurtheilung der Französischen Nation nicht begegnet bin. Ich komme noch in einem der nächsten Kapitel auf diesen wichtigen Punkt zurück. An dieser Stelle nur noch soviel, daß selbstverständlich zufällige locale Verhältnisse Ausnahmen schufen und mit Recht zu einer Gesammtverurtheilung führten, an der Hoch und Niedrig, Alt und Jung gleichmäßig theilnahmen. So beispielsweise in St. Denis. St. Denis, wie seinerzeit in den betreffenden Capiteln her-

vorgehoben, war ein wüstes, freches, in den Fußstapfen der Commune wandelndes Vorstadt-Nest; hier nun, in beständiger Berührung mit dem Abhub selbst, oder aber mit denen, die ihm dienten und gehorchten, mußte sich nothwendig eine tiefe Verachtung gegen das ausbilden, was sich als Französisches Wesen gerirte. Aber wenn schon von Paris gesagt worden ist »es sei nicht Frankreich«, so galt dies doppelt und dreifach von St. Denis.

Von Rethel bis Sedan waren noch 6 oder 8 Meilen; ich glaubte sicher die berühmte Geburtsstadt Turennes (ihres moderneren, freilich auf Kosten Frankreichs erzielten Ruhmes ganz zu geschweigen) noch erreichen zu können, mußte mich aber eines andern überzeugen, als es plötzlich hieß: »Station Mohon; Alles aussteigen!« Flüchtige Erkundigungen ließen mich erfahren, daß die nur nothdürftig wiederhergestellten Maasbrücken die größte Vorsicht erheischten, vor allem aber eine Abend- oder Nachtfahrt nicht gestatteten. Gut denn, Mohon! Sprich Mõn.

Es mochte 9 Uhr sein. Ich hielt Umschau nach einem Bahnhofs-Hôtel, entdeckte aber nichts als einen getheerten Güterschuppen und schloß mich endlich einer Gruppe von Personen an, die auf zwei seitab

haltende Omnibusse zuschritten. Diese schienen concurrirende Mächte, die Kutscher schrien, fluchten und fuchtelten, bis endlich der größere der beiden Wagen gefüllt war und davon fuhr. Es verblieben nur noch zwei Personen, ein junger Franzos und ich, die wir nun ohne Weiteres in den zweiten Omnibus hineinkrochen. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wohin es ging. Wo lag Mohon? War es ein Dorf oder eine Stadt? Oder fuhren wir doch noch auf Sedan zu? Dies letztere, nachdem wir schon 10 Minuten auf einer Pappel-Chaussée hinrollten, schien mir das Wahrscheinlichste.

Ich wollte mich eben mit der Bitte um Aufschluß an mein vis-à-vis wenden, als dieser mir mit der freilich auf einem anderen Gebiete liegenden Frage: »vous êtes allemand?« zuvorkam. Ich erwiederte »prussien«, wiewohl ich seine gute Absicht erkannte und im Voraus wußte, daß meine Umwandlung des »Deutsch« in »Preußisch« gleichbedeutend sein würde, mit Stillbegräbniß jeder weitern Conversation. Denn die Franzosen machten, wie sich alle meine Landsleute sehr wohl erinnern werden, zwischen jenen zwei Wörtern einen scharfen Unterschied, betrachteten nur den »prussien« als einen durch und durch verabscheuens-

werthen Gegenstand und transponirten den »Preußen« von Höflichkeitswegen jedesmal in einen »Deutschen«, wenn jener, aus dem einen oder andern Grunde, ihnen ein flüchtiges Interesse, oder Theilnahme oder Nachsicht eingeflößt hatte. Diese Sorglichkeit, diese feine Unterscheidung, wo eigentlich nichts zu unterscheiden war, erinnerte mich immer an die Frau eines mir befreundeten Kreuzzeitungs-Redacteurs, eine heitere Dame, die, wenn sie bei Tisch von ihrem Nachbar-Herrn gefragt wurde: »an welcher Zeitung arbeitet Ihr Herr Gemal?« jedesmal antwortete: »an der Neuen Preußischen Zeitung«. »An der Kreuz-Zeitung?« fuhr dann der entsetzte Frager auf. »Ja, an der Kreuz-Zeitung; — ich habe mich indessen daran gewöhnt, immer erst die mildere Dosis zu geben.«

Unser Omnibus rollte weiter; die Pappeln schienen kein Ende nehmen zu wollen, endlich ein Thor, eine Brücke, ein Wall, eine Straße; wieder ein Brückenthor; nochmals; und jetzt, als wir eben die dritte Brücke passirt hatten, eine zerstörte Stadt, — wie ein Quadern-Chaos lag es rechts und links; nun wieder Thor und Fluß und Brücke, dann eine Linden-Avenue, ein malerischer von vielen hundert Lichtern

erleuchteter Platz, eine Seitenstraße und — der Omnibus hielt.

In dem Hausflur (rechts flackerte ein großes Küchenfeuer) trat mir ein krausköpfiger, behäbiger Herr entgegen, der einen guten Eindruck machte. »Kann ich ein kleines Zimmer haben?« »O, selbst ein großes«; — damit geleitete man mich treppauf und führte mich in ein Zimmer von ganz unverhältnißmäßiger Tiefe, das an seiner Schmalseite zwar nur zwei Fenster hatte, an seinen fensterlosen Längsseiten aber deren sechs hätte haben können.

»Wo bin ich hier?« fragt' ich den Hausknecht, dessen franctireurhafte Allüren mir das Bild »Anatole's von St. Quentin« sofort wieder vor die Seele führten.

»Im Hôtel de Commerce.«

»Und der Name der Stadt?«

»Charleville.«

Ich nickte, als ob ich ihm ausdrücken wollte »ah, dies also ist Charleville, jener herrliche Ort, von dem ich seit Kindesbeinen an gehört habe. Wie bin ich glücklich seine Bekanntschaft zu machen«; — in Wahrheit aber war ich gerade so klug wie zuvor. Das Beste mußte noch kommen.

Kaum war ich allein, so begann ich meine Spezial-

karte aufzuschlagen, mit deren Studium ich mich, wie mit dem des Coursbuches, immer nur im äußersten Nothfalle beschäftige. Nun wurd' es Tag. Da lag Rethel, da Mohon, und hier, keine Drittelmeile nach Norden zu, Charleville, — die Festung aber, deren vier Flußarme ich auf ebensovielen Brücken passirt hatte, war das vielgenannte Mezières, das in der Sylvesternacht unter dem Donner und Blitz des wie ein Gewitter an der französisch-belgischen Grenze entlang ziehenden Kameke in seinem Kernstück in Trümmer gelegt worden war. Der Reisezufall hatte mir hier noch eine Sehenswürdigkeit erschlossen, deren Besichtigung außerhalb meines Programms lag.

Ich war nun insoweit zufrieden, als ich wußte, wo ich war; aber bei aller Genugthuung, die mir dies Wissen einflößte, war ich im Uebrigen wenig beruhigt, wenn ich in dem glänzenden Zimmer Umschau hielt, das mir die splendide Laune des Wirthes angewiesen hatte. War es splendide Laune? War es nichts anderes? Dieser halb lichtlose Saalbau, in dem gespielt und getanzt, in dem aber auch gefoltert und hingerichtet sein konnte (nicht nur das Haupt Maria Stuarts fiel in einem Zimmer), fing an, je mehr ich in seine Geheimnisse eindrang, mir immer unheimlich räthsel-

voller zu werden. An beiden Längsseiten hin befanden sich Tapetenthüren, die in kleine hakenreiche Nischen und Recesse führten, hölzerne Haken, eiserne Haken, die vielleicht zum Aufhängen von Pelzen und Mänteln, jedenfalls aber zum Aufhängen gedient hatten. Diese Nischen hatten noch wieder allerlei Verschläge, Bretterschirme, deren Bestimmung kaum geahnt werden konnte, während nach oben zu, schornsteinartig, mannsbreite Canäle aufstiegen, die vielleicht unter dem Dach, vielleicht erst jenseits desselben mündeten. So viel mußte auch für die vertrauensseligste Anschauung bestehen bleiben, daß das Unheil hier aus wenigstens zwölf Löchern und Canälen über den harmlosen Wanderer hereinbrechen konnte. Die einzige Beruhigung gewährte das gute Gesicht des Wirthes, der mich empfangen hatte, aber, traurig zu sagen, nichts ist trügerischer als das Menschenantlitz.

Ich traf also, nach dem Spruche: besser bewahrt als beklagt, meine Vorsichtsmaßregeln, schob die Fauteuils vor die Tapetenthüren, packte Rohrstühle in so künstlicher Balancirung auf eben diese Fauteuils, daß sie, bei der geringsten Berührung mit Gekrach in die Stube stürzen mußten, legte die bekannte Ledertasche in Kleinschinken-Format handrecht auf den Nachttisch

und überließ nunmehr, nachdem ich auf diese Weise in eminentem Grade »das Meine gethan«, alles andere der vorgeschriebenen historischen Entwickelung.

Sie blieb aus. Ich trug lächelnd und beschämt am andern Morgen die kunstvoll errichteten Bauten, die zwischen Barrikade und Selbstschuß glücklich vermittelten, wieder ab, fragte unten »nach der Schuldigkeit«, die sich (St. Denis und Amiens lagen hinter mir) auf ein Minimum belief und schritt zu Fuß auf Mohon zu, um von dort aus meine Tags zuvor unterbrochene Fahrt nach Sedan zu Ende zu führen.

Bis Sedan.

Ich finde sie so übel nicht,
Sie haben die Nase im Gesicht
Und Mund und Ohr und Augen, —
Warum sollten sie nicht taugen?

* * *

Der Euch das sagte,
War sicher ein Franzos, die lügen
Im Mutterleibe schon.
„Ach, liebe Kolbin,
Ist's wirklich denn so arg, wie Ihr es macht?“
Paul Heyse (Elisabeth Charlotte).

Es war wohl dreiviertel Stunde Wegs, was ich in brennender Morgensonne zurückzulegen hatte; aber es verlohnte sich der kleinen Strapatze. Alles was am Abend vorher nur flüchtig und schattenhaft an mir vorübergeflogen war, das sprach jetzt klar und deutlich zu mir, zum Theil, als ich wieder die Innerstadt von Mezières erreicht hatte, in einer furchtbaren Klarheit.

Unter den vielen Bombardements, die dieser Krieg mit sich führte, war das von Mezières vielleicht das grausig poetischste. Zwei Tage vor heilig Abend hatte die Einschließung begonnen, am Sylvestertage begann unsere Artillerie ihr Werk. Schon nach dem fünften

Schuß brach Feuer aus, die Vertheidigung aber, hier wie überall, war entschlossen ein Aeußerstes abzuwarten. Dies Aeußerste kam rascher, als man denken mochte. Ein Augenzeuge schreibt: »Gegen Abend schien die Beschießung nachlassen zu wollen. Wir lagen im Freien, die Erde mit Schnee, die Maas mit Eis überdeckt; über uns funkelten die Sterne. Aber das Schweigen unserer Batterien war nur ein Ausruhen, ein Verschnaufen; mit dem Schlage 12 blitzte, krachte und zischte es ringsum, als habe die Hölle all ihre Schrecken losgelassen. So trat Mezières ins neue Jahr. Am andern Morgen kapitulirte es. Zwei- bis dreitausend Mann zogen kriegsgefangen und — betrunken an uns vorüber. Sie werden in der bittern Kälte bald nüchtern geworden sein. In der Stadt selbst sah es furchtbar aus; einzelne Theile ein Trümmerhaufen. Ueberall blickten verstörte Frauengesichter ängstlich auf unsere einziehenden Truppen.«

Diese Aengstlichkeit, wie in allen Städten, die unsern 24pfündern zum Opfer fielen, war einem ganz besondern Groll gewichen. Zwei Häuser-Quarrées, gerade zu Füßen des Kirchberges, lagen auch jetzt noch in Trümmern und eben erst begann man in diesem Chaos, das zum Theil höchst malerisch wirkte, aufzu-

räumen. Dies Malerische reizte mich und schon blätterte ich in meinem Notizbuch, um mit Hülfe einiger Linien und Worte die frappantesten Situationen festzuhalten, als die Mienen der mich Umstehenden mir keinen Zweifel darüber ließen, daß es gerathen sein möchte, meinem Skizzirungshange an dieser Stelle nicht nachzugeben. Ich suchte also rasch noch mit dem Auge umher, wie um mitzunehmen, was in der Eil' noch mitzunehmen war und schritt dann rasch über die Maasbrücken hin, im Ganzen vier, bis ich jenseit der letzten Brücke in die Pappel-Chaussée vom Abend vorher einbog. Zu einem Aerger über die übelwollenden Blicke, die mich inmitten der Stadt von der Zerstörungsstätte weggescheucht hatten, hatt' ich es nicht bringen können. Im Grunde haben die Leute Recht. Es liegt etwas Beleidigendes darin, sich das Unglück anderer Menschen mit bloßen Neugiersaugen anzusehen. Ist aber dies Neugiersauge zugleich das Auge eines Feindes, so wird der Affront nahezu unertragbar.

Die Weiterfahrt verzögerte sich; erst gegen Mittag trafen wir in Sedan ein. Mit ganz eigenthümlichem Gefühl (der Zug passirte Donchery) hatte ich das Auge über die Felder und Höhen hingleiten lassen,

auf denen sich das Schicksal des zweiten Kaiserreichs entschied.

Ich fand ein Unterkommen im Hôtel de l'Europe. Der erste Eindruck war kein günstiger, denn es wehten Gardinen an Bett und Fenster, anderer Dinge zu geschweigen, die stark an den »Schwan« zu St. Quentin erinnerten; aber ich sollte mich im Lauf der nächsten Tage überzeugen, daß hier, was doch immer die Hauptsache bleibt, eine makellose Seele in einem zu bemängelnden Körper wohnte und daß das Hôtel den hohen Ruf, den es hatte, auch verdiente. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß jene makellose Seele die Küche war. Sie repräsentirte ein reines Feuer.

Ich war zwei Treppen hoch untergebracht worden und hatte einen prächtigen Blick die Straße hinauf und hinunter. Die Sonne schien und gab dem ziemlich rußigen und mittelalterlich-engen Nest, als welches man das Kernstück der Stadt ohne Zweifel bezeichnen darf, eine Heiterkeit, die sonst wohl das letzte ist, das man dieser alten Maasfestung nachrühmen kann. Wie um diesen Eindruck zu steigern, kamen eben jetzt, in hellem Waffenblitz, die große Musik vorauf, einzelne sächsische Kolonnen die Straße herauf, zwei Bataillone vom 107. Regiment,

Leipziger Kinder, die sich bei Brie am 2. Dezember mit hervorragender Bravour geschlagen hatten und im Bewußtsein davon, fest und leicht zugleich, aus der Straße auf die Place Turenne debouchirten. Sie wirkten wie eine Elite-Truppe; kleine, schmächtige Leute, aber ein Zug in allen, der einem das »innen lebt die schaffende Gewalt« in jedem Blick und jeder Bewegung fühlbar machte. Ein gewisses »Füsilier-Element« kleidet nun mal jeder Truppe am besten. Da ich persönlich meine Laufbahn als Grenadier begonnen und beschlossen habe, so werd' ich nicht in Verdacht kommen, noch nachträglich pro domo zu sprechen.

Es war mittlerweile 3 Uhr geworden, jene gesegnete Stunde, wo, wenn man in den Speisesaal hinabsteigt, das große Dejeuner bereits vorüber ist und das Diner noch nicht begonnen hat. Man darf im Allgemeinen sicher sein, in dieser Interregnumszeit, von größerer Ungenirtheit ganz abgesehen, am besten bedient zu werden und die beste Gesellschaft zu finden. Wenigstens war es mir an meinem ersten Sedantage so glücklich vorbehalten.

Ich nahm Platz an einer großen Längstafel, in respektvoller Entfernung von drei, ich weiß nicht, ob

auf einer Dienst- oder einer Urlaubsreise begriffenen Offizieren, deren einer, wie das Geflecht von Silber und Gold inklusive Stern mich unschwer erkennen ließ, bereits bis zur Staffel der Generallieutenants emporgestiegen war. Also Excellenz.

Alles Hochgestellte ist entweder sehr freundlich oder sehr unfreundlich; einem indifferenten Mittelkurs begegnet man selten bei ihnen. So war es auch hier. Glücklicherweise lag die Ausgesprochenheit nach der guten Seite hin. Es war eine affable Excellenz, ich glaube, ein guter Frühstücker, etwas großäugig, etwas kongestionssüchtig, vor allem von heiterem, humoristischem Gepräge. Ride si sapis. Keiner von den Steifen, die sich beständig die Frage nach der Paßlichkeit vorlegen. Was eine humoristische Excellenz thut, paßt immer.

Er war im lebhaften Gespräch mit seinen beiden Kameraden, unterließ aber nicht durch freundliche, zu mir herübergesandte Blicke auszudrücken, daß ihn meine Einsamkeit dauere und daß er nur auf eine günstige Gelegenheit warte, die 4 Stuhl breit zwischen uns gähnende Kluft durch ein bon mot zu überbrücken. Wenn solche Gelegenheit gesucht wird (nur zu selten geschieht es), so findet sie sich immer, und schon der

zweite oder dritte Gang hatte die Annäherung im Geleite. Es wurden, etwa in Form sogenannter Croquets und auch wirklich an Stelle derselben, gebackene Boudins, oder, in minder eleganter Ausdrucksweise, »geröstete Blutwurststücke« präsentirt, die etwa aussahen, wie rothe Rüben, die drei Tage lang auf dem Felde gelegen haben und schwarz geworden sind. Ich dankte natürlich. Da rief die an der Gourmandgrenze wandelnde Excellenz freundlich zu mir herüber: »Davon nehmen Sie nur; das ist das Beste.« Ich verbeugte mich, das Eis war gebrochen und erwiederte in gleichem Tone: »Auf Ihre Verantwortung, Excellenz.«

»Die übernehm' ich.«

Er hatte Recht; es war delikat. So geriethen wir in feine kulinarische Fragen hinein, innerhalb deren ich mich mit Hülfe früher aufgepickter Küchenweisheits-Brosamen mit leidlicher Sicherheit bewegte. Auch in diesen Fragen spielt das »so Du Dir nur selbst vertraust« eine hervorragende Rolle.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Küchenfrage uns auf Frankreich hinüberlenkte und auf den oft aufgestellten und oft bestrittenen Satz, daß es eigentlich nur eine Küche gäbe: die französische. Von der französischen Küche war bis zur ganzen französischen Wirth-

schaft natürlich nur ein Schritt, und so saßen wir unversehens in politisch-völkerpsychologischen Betrachtungen drin, die vielleicht mehr das Staunen als die Zustimmung unseres Professor Lazarus, der wissenschaftlichen Autorität auf diesem Gebiet, erregt haben würden. Wie immer dem sei, Excellenz und ich waren in allem einig, woran nicht blos der Champagnerkübel Schuld war, der eben zum dritten Male seinen Insassen wechselte. »Wissen Sie, hob er an, während einer der Adjutanten die Honneurs machte, diese H.... F.... von Franzosen sind plapprig, aufschneiderisch, mit dem Munde vorweg und schlechte Politiker; aber nichts ist ridiküler, als ihnen das Leben absprechen zu wollen. Sie sind tapfer, haben sich auch diesmal wieder superb geschlagen, sind klug, findig, intelligent. Man begegnet zahllosen starken und kerngesunden Leuten; es sollte schwer werden, nachzuweisen, daß sie physisch heruntergekommen sind. Sie sind lüderlich, wenigstens die Männer, das ist wahr, aber das waren sie immer; sie waren es unter Franz I. (dieser selbst gab ein vorzügliches Beispiel) und sie waren es in den Tagen der Regence. Unter dem tugendhaften Robespierre, unter dem Parapluie- und Bürgerkönig, unter der schönen Eugenie, ja muth-

maßlich auch unter Pipin dem Kleinen, der jetzt in Versailles residirt, — es war und blieb immer dieselbe Geschichte, und wer mag schließlich behaupten wollen, daß es jetzt kläglicher um die Sitte und die Lebenskraft der Nation stände, als zu den Tagen der Pompadour. De Failly war nicht schlechter als Soubise.«

Ich nickte. Es war mir alles wie aus der Seele gesprochen.

»Und nun gar die Frauen« — fuhr er fort und die großen Augen wurden noch größer — diese französischen Frauen, sage ich Ihnen, sind ganz und gar nicht herunter, weder physisch, noch moralisch. So viel ich ihrer gesehen habe, mit verschwindenden Ausnahmen, haben sie mir imponirt. Kokett! Was heißt kokett? Sie haben jenen pikanten, blitzenden Zug, der im Grunde weiter nichts ist, als inneres Leben, Geist, Flamme und jene Freudigkeit am Schönen, die erst dem Leben seine Blüthe giebt; ein Gruß, ein Kompliment bedeutet ihnen noch etwas, das ist ein Vorzug; sie bewegen sich gern in der Welt des Heiteren und Gefälligen, aber nebenher verstehen sie sehr wohl den Ernst des Lebens, sind fleißig, sparsam, kirchlich und von guter Sitte. Wer nicht blos die Oberfläche fran-

zösischen Lebens kennen gelernt hat, wer in die Lage gekommen ist, in Schlössern und Herrenhäusern zu leben, an den Tafeln der Maires zu essen, mit Patriziatsfamilien zu plaudern, Einblick zu gewinnen in ihr soziales und häusliches Leben, der wird nicht umhin können, mit Hochachtung von dieser Gesellschaftsschicht zu sprechen und in dem Ton, der in solchen Kreisen herrscht, immer noch ein Vorbild wahrhaft feiner Sitte zu erkennen. In all dem nur Komödie sehen zu wollen, ist Thorheit. Zuletzt ist freilich alles Komödie, das Leben selbst. Enfin: sie haben ihre nationalen Fehler, aber — wer hätte sie nicht?«

Unter solchem Geplauder war die Dinerstunde nah' herangekommen und wir räumten das Feld. Ich durchwanderte einige Straßen, gab Empfehlungsbriefe ab, erkletterte ein paar Wälle, die mir, mehr noch als es schon die Eisenbahnfahrt gethan hatte, einen vorläufigen Ueberblick über den bergumfaßten Schlachtengrund und die Schleifen und Windungen der Maas gestatteten und kehrte dann bei Sonnenuntergang in das Innere der Stadt zurück, erst, um dem Turenne-Platz, dann um dem nahe gelegenen Café des Glaces (das für Sedan etwa dasselbe bedeutete wie das Café de l'Industrie für St. Denis) meinen Besuch zu machen.

Auf dem Turenne-Platz steht der große Sohn der Stadt in Erz; das Postament trägt einfach die Worte: »A Turenne«. So passend nun diese kurzgefaßte Inschrift ist, so wenig passend ist das Bildniß selbst. Turenne war alles andere eher, als ein schöner oder heldenhaft aussehender Mann; er theilte das Schicksal so vieler durch Genie oder Tapferkeit ausgezeichneten Generale (Tilly, Prinz Eugen, Zieten, Laudon, Nelson), klein und häßlich zu sein. Aber so tief in die Wirklichkeit brauchte der Bildhauer, und wenn er auch der realistischsten Schule angehörte, nicht hinabzusteigen. Neben diesem Turenne kann sich selbst unser Beuth behaupten, womit ein Aeußerstes ausgesprochen ist. Nichts Heldisches; ein plinsiges, altes Weibergesicht, über dessen Backe, weil die Patina noch nicht regenfest geworden ist, allerhand hell- und dunkelgrüne Thränen laufen. Die Aeußerlichkeiten: hofmännisches Kleid, gestickter Fallkragen, weite herabgesunkene Reiterstiefel, verrathen eine ausgebildete Technik, welche letztre aber die Fehler nicht zu balanciren und das Ganze nicht zu retten vermag.

Im Café des Glaces las ich, schwatzt' ich und »sah dem Spiel der Bälle zu«. Die Stunden vergingen und 10 Uhr war vorüber, als ich die Rue

Napoléon noch einmal hinunterschritt. Ich hatte nach bekannter Melodie, aber ohne alle Berechtigung dazu,

> Rechter Hand, linker Hand
> Alles vertauscht

und war statt rechts hinunter in mein Hôtel, links hinunter an die Maasbrücke gerathen, zwischen deren steinernen Pfeilern der hier doppelarmig über ein Wehr fallende Fluß unter tosender, immer erneuter Strudel- und Trichterbildung sich hindurchpreßte. Ein Jeder hat die Zauber solchen Moments und den räthselvollen Zug in die Tiefe an sich selber erfahren. In das ungeheure Gebrause hinein citirte ich aus Platen in leiser Version:

> Der Mühlstrom rauschet durch felsigen Schacht,
> Ich lehnte mich über die Brücke,
> Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
> Die wallten mit Macht
> In der Nacht, in der Nacht,
> Und es wallte nicht eine zurücke.

Der Wogen keine; ich selber aber, an dem im Mondschein beinah spukhaft dastehenden Turenne vorbei, fand mich endlich in mein stillgewordenes, auf Treppen und Korridoren nur noch von zwei, drei Lichtern erhelltes Hôtel zurück.

Bazeilles.

»Der Löw' ist los.«

* * *

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.

Den nächsten Tag begann ich mit einer Früh-promenade nach dem nahegelegenen, vielgenannten Bazeilles. Die Entfernung mag kaum eine halbe Meile betragen. Balan, halben Wegs, ist eine Art Faubourg von Sedan, und Bazeilles wiederum, gleichmäßig an Fluß, Eisenbahn und Chaussée gelegen (eine Lage, die ihm eine besondere Wichtigkeit giebt), mag ebenso seinerseits als ein vorgeschobener Posten von Balan gelten.

Hier war es, wo am 1. September der bairische Löwe seine Tatze einschlug, so furchtbar, daß noch jetzt alle Kinderstuben Frankreichs von den Schauergeschichten jenes Tages widerhallen. Der blutige Ernst, in dem jene Aktion in Scene ging (Krieg ist kein Kinderspiel), ist eine von Niemand bestrittene Thatsache; andererseits sind die daran angeknüpften Ammenmärchen längst als tendenziöses Lügengewebe erwiesen worden. Freilich ohne

Erfolg. Nicht immer, im Widerspruch mit dem Sprüchwort, holt die Wahrheit die Lüge ein. Die Baiern, als sie alle Bemühungen scheitern sahen, den einfachen Thatbestand zur Geltung zu bringen, acceptirten schließlich die ihnen zugewiesene Gruselmacher-Rolle und machten (humoristisch angelegt wie sie sind) das Beste daraus. Gesunde Naturen werden immer in ähnlicher Weise verfahren. Als vor vier, fünf Jahren — um nur ein Beispiel zu geben — eine kurländische Dame der Frechheit einer Berliner Schimmel-Droschke zum Opfer fiel, oder vielleicht nur gefallen sein sollte, und in Folge davon jede Berlinerin, eh' sie einstieg, erst zu controliren begann »Schimmel oder nicht«, konnte es zuletzt nicht ausbleiben, daß alle humoristisch angelegten Schimmeldroschken-Kutscher an derartig recherchirende Damen mit dem Schreckensworte herantraten: »det is er, Madamken!« Ganz so verfuhren die Baiern; sie gefielen sich schließlich darin, den Oger, den Menschenfresser zu spielen. Zahllose Anekdoten berichten darüber. Ein kleiner Embonpoint-Capitain mit Birnen-Nase und dickem flachsgelben Schnurrbart trat nie anders ins Quartier als unter Aufführung folgender Scene. Er ließ die Dame des Hauses rufen. Diese erschien in

Schwarz. Madame, so begann er, recevez mes ordres pour demain matin. 8 heures café; pour dejeuner un enfant rôti. Nun Thränen und Geschrei. Der Kleine aber trat dann in infernaler Gemüthlichkeit an die Dame heran, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »ne pleurez pas, ce sont les traditions de ma famille.« Es läßt sich vielleicht manches dagegen sagen; aber jedes Zuviel wird immer wieder solchen Rückschlag erzeugen.

Der Tag von Bazeilles hat sein Blatt in den Märchen, aber freilich auch in der Geschichte des Landes. Und welch ein Blatt! Der rothgefärbtesten eines. Ich habe keine Stätte gesehn (Bitsch, Straßburg, Mezières mit einbegriffen), wo der Schrecken des Krieges so laut gepredigt hätte.

Das Dorf hat an seinem Ein- und Ausgange eine Parkanlage, in deren jeder, etwa hundert oder zweihundert Schritt von der Straße entfernt, ein chateau-artiger Bau gelegen ist; — diese Herrenhäuser, so weit ich von den Parkgittern aus sehen konnte, hatten wenig oder gar nicht gelitten. Mit Ausnahme dieser zwei Chateaus aber war alles ein ungeheurer Ruinenhaufen. Bazeilles ist nicht partiell zerstört, sondern total. Die Flamme, um jenes ge-

flügelte Wort zu citiren, hat hier nicht »moderat verwüschtet«, sondern »ordonnanzmäßig devaschtirt«. Ich zählte gegen 80 in Trümmern liegende Häuser, nicht Hütten, nicht Lehmkathen, sondern zweistöckige Quaderbauten, aus jenem Sandstein aufgeführt, der überall in Lothringen und an der belgischen Grenze hin als Baumaterial dient. Erst ein einziges Haus, ein Gasthaus, war wieder aufgerichtet; es trug die Inschrift: »Aux Ruines de Bazeilles«. Aecht französisch; Haß, Vaterlandsliebe und Erwerbsgeschicklichkeit reichen sich hier glücklich die Hand.

Der Anblick dieser Auberge mochte ein Lächeln wecken, nicht so der Anblick eines hohen, mächtigen Fabrikschornsteins, der, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges fertig geworden, Granatenhagel und Feuersbrunst gleichmäßig überdauert hatte und unversehrt inmitten dieses Chaos aufragte. Er trug in Mittelhöhe, in weißer Steinmosaik, die Jahreszahl 1870.

Diese Zahl, sie sollte einfach angeben, wann diese hohe, im Dienst des Friedens stehende Säule, eine ächte Friedenscolonne, errichtet worden sei, nun stand sie da, und wird dastehn, als ein Erinnerungsmonument an den 1. September 1870.

Ein Ritt.

Scharf blies der Ost; noch flaggte bunt
Des Mantels weiter Schooß. –
Jetzt aber ging er in die Welt,
Die Knöpfe ließen los.
Die Hunde bellten Dorf um Dorf,
Die Kinder lärmten mit,
Und alles schrie: »das nenn ich brav,
Das nenn ich einen Ritt!«
William Cowper (John Gilpin).

Können Sie reiten?

Nein, Herr Oberst.

Desto besser, so werden Sie nicht stallmeistern. Also auf Wiedersehn, 4 Uhr.

So schieden wir nach eingenommenem Dejeuner. Der Oberst (dieser kurze Vermerk möge genügen) war eine Sedan-Autorität; Briefe, von Amiens her, hatten mich an ihn empfohlen.

Vier Uhr kam. Ich war zur Stelle. Auf dem rumpligen bergan steigenden Citadellhofe harrten unsrer drei Pferde. Der Oberst warf sich in den Sattel. »Nehmen Sie den Falben«, rief er mir zu, »er geht wie ein Lamm. Nein, nehmen Sie doch lieber den

Fuchs«. Dieses »Nein« sei dreimal gesegnet, denn als im nächsten Augenblick ein junger sächsischer Offizier (der dritte von der Partie) den Falben unter sich hatte, bäumte dieser auf und tanzte auf den Hinterbeinen umher, wie irgend ein »Soliman« im Circus. Da ich nun alles bin, nur kein Renz, so weiß ich nicht, wie ich über diesen Anfang hingekommen wäre. Er hätte wahrscheinlich auch das Ende in seinem Schooße geborgen.

Mit meinem Fuchs ließ sich reden, was ich buchstäblich in ausgiebigster Weise that. Ich glaubte es damals noch durch Schmeichelworte zwingen zu können. Die beiden Herren nahmen mich in ihre Mitte; ein Ulan folgte; so ging es aus dem Citadellhofe hinaus, einen schmalen, wenig betretenen Pfad entlang, der nach rechts hin eine ziemlich steile Berglehne, nach links hin ein steil abfallendes Thal hatte. Drunten die Maas. Das landschaftliche Bild — am Horizont hin der Waldkranz der Ardennen — war entzückend; ich konnte mich der Freude darüber aber nur sehr unvollkommen hingeben, da die Unterredungen mit meinem Fuchs, der voll unbegreiflicher Neugier durchaus in die Tiefe links hinabsehen wollte, bereits anfingen, einen immer dringlicheren Charakter anzunehmen. Den Obersten

hab' ich in Verdacht, daß er diesen intimen Privatgesprächen, die sich in den allgemeinen Gang der Unterhaltung einmischten, mit wachsender Befriedigung lauschte. Im Uebrigen hielt ich mich tapfer genug; noch hatt' ich Aug und Ohr für das große Allgemeine, noch lag der Verzweiflungsgriff in die Mähne im dunklen Schooß der Zukunft, noch war mir das Schlachtfeld kein leerer Wahn.

An einer hohen Stelle hielten wir ein paar Minuten; Floing lag unter uns; drüben, in halber Höhe des jenseit ansteigenden Bergkranzes, blitzten die weißen Häuser von St. Menges; das Schlachtfeld unseres linken Flügels, das Aktionsfeld des 11. und 5. Corps, breitete sich vor uns aus.

Ich suchte mir das Bild einzuprägen. So vom Sattel herab, die Karte in der Hand, — ein Strategentraum flog über meine Seele. Der Fuchs aber dachte: laß ihn; es wird sich finden.

Ein unter Spezialkarten großgezogener Generalstäbler, der sich mit Hülfe genauester Pläne ein Schlachtfeld so sicher aufbaut, wie ein Musiker, wenn er die Partitur liest, die ganze Oper auf sich hereinbrausen fühlt, ein solcher Generalstabsoffizier, sag ich,

mag, wenn er daheim von Sedan las, diese für alle Zeit berühmt gewordene Lokalität klar und plastisch und richtig vor seiner Seele gehabt haben. Der gewöhnliche Sterbliche aber, der, im Wesentlichen auf seinen Zeitungsbericht und seinen Stielerschen Atlas angewiesen (nur wenige erheben sich bis zu Reymann, der übrigens auch nicht hilft), den 1. September zu begreifen getrachtet hat, wird sich, gleich mir, von der Lokalität von Sedan höchst wahrscheinlich eine ziemlich irrthümliche Vorstellung gemacht haben.

Wie war diese Vorstellung? Wenn es gestattet ist, auf einen neuerdings, namentlich bei Baulichkeitsbeschreibungen vielfach gebrauchten Vergleich zurückzukommen, so erschien mir, eh ich sie kannte, die Gesammtlokalität von Sedan einfach in Gestalt einer Tortenform, in deren Mitte, in und bei der Stadt, die Franzosen standen, während die Deutschen auf dem Rande dieser Form erschienen. Diese begannen nun von allen Seiten her auf den unten in Massen stehenden Feind ein concentrisches Feuer zu richten, dem sich dieser, als auch die Festung selbst keinen Schutz mehr gegen enorme Verluste gewährte, nur durch Waffenstreckung entziehen konnte. So wurden 130,000 Mann gefangen genommen.

Diese Vorstellung, die wohl hunderttausende mit mir getheilt haben mögen, ist auch keineswegs absolut unrichtig. Sie ist nur amendementsbedürftig. Nicht der Hergang, wohl aber die Lokalität war um einiges complicirter.

Um diese letztere klar zu machen, muß die Tortenform zum zweiten Male in den Dienst plastischer Lokal-Beschreibung treten. Sehen wir wie? Der mit Küchen-Apparaten und Back-Geräthschaften auch nur oberflächlich Vertraute, wird wissen, daß die Tortenform, ohne an ihrer Simplicität erhebliche Einbuße zu leiden, in allerhand Spielarten, ein Kuchenenthusiast könnte sagen in allerhand poetischen Versionen vorkommt, unter denen eine sich dadurch auszeichnet, daß aus dem Mittelpunkte der Vertiefung eine Art Bergkegel auftaucht, der nach phantastischer Klempner-Laune mal dicker, mal dünner, mal zugespitzt, mal plateauartig, mal in einfacher Rundung, mal in senkrecht gestellten Wellenlinien in die Erscheinung tritt. Hier haben wir die Sedan-Lokalität wie sie leibt und lebt. Auf diesem aus dem Mittelpunkte der Vertiefung auftauchenden, alle jene Formationen grotesk in sich vereinigenden Bergkegel, an dessen Fuße Sedan selbst gelegen ist, standen die Franzosen, die gegen

den weitgespannten Tortenrand hin, ja bis auf diesen hinauf, einzelne Divisionen vorgeschoben hatten. Als diese vorgeschobenen Divisionen an vier Stellen,

bei Lamécourt durch die Sachsen,

bei Villers Cernay durch die Garden,

bei St. Menges durch das 11. und

bei Fleigneux durch das 5. Corps

zurückgeworfen und die Höhen des äußeren Bogens von unseren Artilleriemassen besetzt worden waren, begann nun zunächst das Feuer, dann der Angriff auf den in der Mitte gelegenen Bergkegel, der jenen vier genannten Außenpunkten entsprechend, ebenso viele Innenpunkte hatte, an deren Festhalten oder Verlust das Schicksal des Tages hing. Unter unausgesetztem Feuer der Batterien drangen die Unseren von der Peripherie gegen das Centrum, oder (um im Bilde zu bleiben) von dem Tortenrande aus gegen die 4 Punkte des Torten-Kegels vor.

Die Sachsen nahmen Lamoncelle-Daigny,

die Garden nahmen Givonne,

das 11. Corps nahm Floing,

das 5. Corps nahm Illy.

Der Kegel war nun unser, wir hatten ihn erstiegen und drängten die Massen des Feindes über

das kleine Plateau weg in die am Südabhange des Kegels gelegene Festung (Sedan) hinein. Hier saß er wie in einer Mausefalle. An Zahl, an Stellung, an Geschützen ihm überlegen, waren wir seiner sicher. Er kapitulirte.

Die Erdfestung in der Mitte des Kessels, die an und für sich eine vorzügliche Defensiv-Position war, war unserer höheren Strategie, der zugleich unsere höheren Zahlen dienten, erlegen.

Dies letztere ist nicht zu übersehen.

Sedan ist die herrlichste Schlacht, die in neuerer Zeit geschlagen worden ist, selbst das Auge eines Laien entzückt sich an der Sicherheit der Bewegungen, an dem poetischen Schwunge der Linien; aber superiore materielle Kräfte mußten doch auch gleichzeitig dem superioren Gedanken zu Diensten sein, sonst scheiterte er trotz alledem. Dies thut der Bewunderung keinen Abbruch. Der große Feldherr, der diese Schlacht im Geiste aufbaute, wußte eben genau, mit welchen Faktoren er rechnen durfte, immer deckte sich bei ihm das Gewollte mit den Mitteln dazu und bei anderen Mitteln würde eben das Gewollte ein ganz anderes gewesen sein. Andere Combinationen würden an die Stelle getreten sein, deren Resultat äußerlich vielleicht

ein minder glänzendes, deren strategischer Calcül aber von gleicher Bedeutung gewesen wäre.

Den aus der Mitte der Mulde aufragenden Kegel, die Erdfestung, die den Kern der französischen Aufstellung bildete, zu umzirken, war der Zweck unseres Rittes. Führten wir diese Absicht völlig durch, so mußten wir sämmtliche vier Punkte berühren, um die am 1. September so heiß gekämpft worden war: Floing, Illy, Givonne, Daigny, Lamoncelle; wir beschrieben indeß, was gleich hier gesagt sein mag, einen engeren Bogen und ließen das letztgenannte (Lamoncelle) unberührt. Wir durften es. Es war nichts verloren daran. Schon bei Givonne ließ sich der östliche Abhang der Erdfestung sehr wohl überblicken, sein Charakter erkennen.

Ich kehre nun zu unserer Kavalkade zurück.

Floing lag hinter uns. Der gleichnamige Bach durchschäumte es, malerische Steinbrücken hielten Verkehr zwischen hüben und drüben, halbnackte Kinder (die Nachmittagssonne brannte heiß) spielten am Ufer, nichts mahnte an die heißen Kämpfe, deren Zeuge diese am Bach hin gelegene Häuserreihe gewesen war.

Ich konnte mich aller dieser Dinge nicht ganz, aber doch in leidlicher Ungetrübtheit freuen, da die Beziehungen zwischen mir und meinem Fuchs in den letzten Minuten wieder besser geworden waren. Wenn Entgegenkommen ein Verdienst ist, so darf ich sagen, es war mein Verdienst. Zu gleicher Zeit ließ ich es an Vorsicht nicht fehlen. Ich hatte eine allgemeine, mehr aus Erzählungen als aus Erfahrung geschöpfte Vorstellung davon, daß drei Dinge die geschworenen Feinde des in den Sattel gehobenen Nicht-Centauren sind: das alte Weib, die Vogelscheuche und der Dorfspitz. Das war eins. Ich wußte aber auch (und das war mehr), daß die eigentliche Gefahr, die jene drei mit sich zu führen pflegen, immer erst dann beginnt, wenn es ihnen glückt, absolut als Ueberraschung aufzutreten. Dem sucht' ich mich zu entziehen, und mit einem wahren »Coup d'œil de l'aigle« beständig das Terrain überblickend, ritt' ich in jede Situation in einem gewissen geharnischten Zustand ein.

So trabten wir leise bergan auf Illy und gleich darauf auf den vielgenannten Wald von Garenne zu, der sehr ähnlich wie der Swiepwald im Jahre 66, der Schauplatz eines wüthenden Durcheinander, vor allem auch einer Kanonade, die weder Freund noch

Feind*) schonte, gewesen war, und siehe da, die grade Linie, die ich mit dem Obersten und dem jungen sächsischen Offizier hielt, ließ eben die eitle Vorstellung in mir aufsteigen, daß ich vielleicht, weit über mein eigenes bescheidenes Dafürhalten hinaus, ein kavalleristisches Talent, ein nachgeborner nordwärts verschlagener Parther sei, als ich — wahrscheinlich in diesem Gefühl zu einer unvorsichtigen Hackenbewegung hingerissen — plötzlich die allerjüngsten Ruhmesträume von mir abfallen und den Fuchs in eine schärfere Gangart sich setzen fühlte. Unglaublich zu sagen, »ich nahm die tête.« An Waldlichtungen, an einem zerschossenen Forsthause, an einem Wiesenacker, drauf Pferde graf'ten, ging es in immer gleichmäßig gesteigerter pace vorüber; die flüchtige Hoffnung, daß das laute Wiehern einiger Koppelpferde die Situation ändern, meinem Fuchse ein freundschaftliches Halt gebieten würde, mußt' ich in dem Augenblicke der Geburt auch wieder begraben. Im Gegentheil, es wirkte nur wie Feuerschwamm

*) Ein höherer Offizier erzählte mir: Das Feuer war so furchtbar, daß Freund und Feind, in buntem Durcheinander, hinter den dicksten Stämmen Queue machten, um sich einigermaßen zu schützen. Der allgemein-menschliche Erhaltungsinstinct siegte über den nationalen Antagonismus. — „La Garenne" (Kaninchengehege oder Kaninchenberg) ist ein einzelnes Haus, das den nach Norden hin vorgelegenen Waldpartien den Namen gegeben hat.

oder Erbsenblase. Mein Cachenez löste sich und ging
ins Weite, den Hut sucht' ich durch energischen Ruck
nach vorn vor einer ähnlichen Katastrophe zu bewah-
ren, aber je tiefer ich ihn zog, desto höher gingen
die Beinkleider hinauf. Der rechte Flügel hatte schon
Kniehöhe. Wohin sollte das führen? Ich versuchte
durch eine Linksdrehung des Kopfes einen Hülfeblick
nach rückwärts zu senden; aber schon hatten sich beide
Herren in Galopp gesetzt, überholten mich und
schnitten dem Fuchs die Marschlinie ab, die er so
energisch betreten hatte. In der Rechten des Ulanen
wehte das wieder eingefangene Cachenez.

»Sie lassen ihm zu viel Willen,« rief der Oberst.
»Scharf anfassen. Wenn Sie ihm noch 5 Minuten nach-
geben, so jagt er mit Ihnen bis in den Citadellhof hin-
ein. Er kennt die Stege und Wege. Werfen Sie ihn
links 'rum. Wir müssen wenigstens bis Givonne.«

Es ist bekannt, welcher Zauber in einem guten
Kommando steckt. Außerdem hatt' ich ein klares Ein-
sehen davon, daß hier nicht viel mehr zu schädigen
war. Was falsche Milde verdorben hatte, konnte
falsche Strenge kaum noch schlimmer machen. Ich
zerrte also mit der ganzen Heftigkeit eines gereizten,
weil unfähigen Pädagogen, den Fuchs nach links in.

eine Seiten-Chaussee hinein, die uns, in unmittelbarer Nähe von Givonne, an den östlichen Abhang dieser kleinen Erdfestung führte. Sie macht an dieser Stelle den Eindruck völliger Uneinnehmbarkeit: ein tiefer, steil abfallender Grund legt sich vor und spottet jeder Annäherung. Die Positionen, die hier, namentlich mehr nach Süden zu, von den Sachsen dennoch genommen wurden, müssen minder natürliche Hindernisse geboten haben, als speziell diese Stelle, an der wir hielten.

Nun wieder zurück auf die große Straße, die uns mitten über das hier und dort eingesattelte, nach Süden zu sich etwas neigende Plateau hin, in etwa viertelstündigem Ritt auf die Stadt zuführte. Rechts und links in den Einsattlungen waren deutlich die Stellen sichtbar, wo die Reservemassen der französischen Armee, übrigens wie alle anderen einem infernalen Feuer preisgegeben, gelagert hatten. Eh' ich noch in diesem Wirrwarr von Punkten mich zurechtfinden konnte, ritten wir schon in eine der weit vorgeschobenen Vorstädte ein.

Die Pferde, die bis dahin getrabt hatten, fielen wie von selbst in Schritt; an einem öffentlichen Brunnen, aus dessen sechs Röhren die dünnen Wasserstrahlen in ein großes Rundbassin fielen, standen sächsische Sol-

daten, einige mit Waschen und Spülen beschäftigt. Der Oberst sah hinüber, neigte sich mir verbindlich zu und sagte dann: Sie ziehen es vielleicht vor, den Ritt durch die Stadt zu vermeiden. Es ist heute Markttag, die Straßen sind unruhig ....

Wie mir das klang! Ich hatte ein Gefühl wie Jemand, dem ein Backzahn mit drei Wurzeln ausgezogen werden soll und dem der Zahnarzt im letzten Moment erklärt: wir wollen lieber plombiren. »Herr Oberst«, sagte ich mit rasch wiedergewonnener Fassung, »Sie haben in meiner Seele gelesen. Wie ich Ihnen für diesen Ritt immer zu Dank verpflichtet bleibe, so namentlich auch für diese Abkürzung.«

Zwei Sachsen nahmen nun unsere Pferde; der junge Offizier und der Ulan ritten auf die Stadt zu. Wir folgten zu Fuß.

Seliges Gefühl.

Aber die Fähigkeit, dieses Wechsels froh zu werden, war nur noch eine begrenzte. Auch das einzig Fehlende, was mir dieser Krieg noch schuldig war, ich hatt' es jetzt, und zu Kriegsgefangenschaft und drohender Füsillade gesellte sich als Drittes und Letztes — die ehrenvolle Narbe.

Beaumont.

Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!

* * *

Die Wespen und die Bienen,
Sie haben sich entzweit,
Wie Guelphen und Ghibellinen
Stehen sie im Streit,
Um Ulme und um Linde,
Wie um Hof und Haus,
Sammeln beide ihr Gesinde
Zum letzten Entscheidungsstrauß.
(Die Bienenschlacht.)

Das Vorspiel von Sedan war Beaumont, der Ehrentag des IV. Corps. Persönliche Beziehungen, noch mehr aber die alte Begeisterung für die 7. und 8. Division vom Swiep- und Sadowa-Walde her, ließen es mir als eine Unerläßlichkeit erscheinen, auch dem Schlachtfelde vom 30. August meinen Besuch zu machen.

Vierundzwanzig Stunden nach meinem berühmten Sedan-Ritte, dem ich geglaubt habe ein ganzes Kapitel widmen zu müssen, war ich insoweit wieder hergestellt, um, nach Anwendung kleiner Hülfen, zu neuen Zügen übergehen zu können. Selbstverständlich zu Wagen.

Um 4 Uhr hielt der landesübliche Char-à-banc vor meinem Hôtel und wir fuhren über Bazeilles, Douzy, Mouzon, alle drei in den Sedantagen viel genannt, auf Beaumont zu. Mouzon, ein Flecken, ist halber Weg. Bis hierher, am Abend des 30. August, ging das IV. Corps, insonderheit die Brigade Zychlinski, Regimenter 27 und 93, in rastloser Verfolgung des Feindes vor und zwang diesen nördlich der Maas, auf einem Höhenrücken, der hier den Lauf des Flusses begleitet, seine Stellung zu nehmen. Die Einschließung der französischen Armee zwischen der Maas und der belgischen Grenze war dadurch eingeleitet, fast schon erzielt.

Unserm Einspänner sein Vesperbrot nicht vorzuenthalten, machten wir in Mouzon eine kurze Rast. Glückliche halbe Stunde! Alte, einen weiten Platz umstehende Kastanien gingen, nach der einen Seite hin, in eine prächtige Allee über, unter deren Laubendach fort wir bis an den Horizont sahen, — eine nur handbreite Lichtöffnung, die eben jetzt im Rothgold der Spätnachmittag-Sonne schimmerte. Am Platz hin, hüben und drüben, von den Kastanien überschattet, lagen hochaufgeschichtete Baumstämme, auf denen, amphitheatralisch, breitschultrige Hanseaten vom 75. Regimente saßen und einem Concerte zuhorchten,

das in Front eines großen mehrstöckigen Hôtels die Stabstrompeter vom 11. Ulanen-Regiment gaben. In die vollen Klänge hinein tönte von rechts her das Rauschen der Wassermühle und der schrille, vibrirende Ton der bretterschneidenden Säge.

Bei Mouzon biegt der bis dahin ostwärts laufende Weg nach Süden ab. Felder rechts, Gehölze links, hügelauf, hügelab, so ging es durch das Bois Givaudeau hin, um das noch am späten Nachmittag des 30. so hart gekämpft worden war, auf Beaumont zu; — ich glaube, wir berührten kein Dorf auf der noch über eine Meile langen Strecke. Die Sonne war schon unter, als wir unser Ziel erreichten.

Der Kutscher (ein Ideal), der drei Stunden lang — meine Fragen abgerechnet — kein Wort gesprochen und jenen selig traumhaften Zustand, der bei schönen Fahrten über Land immer über meine Seele kommt, keinen Augenblick unterbrochen hatte, hielt gleich am Eingange des Fleckens (»bourg«) vor einem saubern, weißgetünchten Hause, dessen Wappenzeichen ich vergessen habe. Aus dem Gespräche, das Kutscher und Wirth in einer Art Patois führten, glaubte ich herauszuhören, daß der letztere mich aufnehmen wolle, wenn ich nichts dagegen hätte, mit einem älteren Herrn

das große Staatsbett zu theilen, — eine Situation, die, trotz allem Gallomanenthum, das man mir vorgeworfen hat, doch so wenig Verlockendes für mich hatte, daß ich rasch mit einem »nein« intervenirte. Gleich darauf ersah ich freilich, daß es sich nicht um ein gemeinschaftliches Bett, sondern nur um ein gemeinschaftliches Zimmer gehandelt habe, aber das »nein« war nun 'mal gesprochen und so fuhren wir weiter in das Städtchen hinein, über einen großen, mit einem ganzen Artillerie-Park besetzten Platz hinweg, bis wir vor einer zweiten Auberge, dem »Sanglier d'or«, wenn ich nicht irre, hielten.

Hier war Platz. Die Einrichtung des Hauses hatte etwas sehr Anmuthendes. Unmittelbar vom Schwellstein trat man in einen großen Küchenraum, auf dessen Kaminplatte zwei klafterlange Holzscheite brannten; darüber ein Kessel; im Vordergrunde mächtige Schüreisen, wie in einem Hohofen. Nach links hin, bei offener Thür, sah man in eine Art Putzzimmer, während der hintere Raum der Küche ein im Halbdunkel liegendes, malerisches Durcheinander von Stiegen und Treppenverschlägen, von Tischen und Bänken war. Hier saßen ein paar Blaukittel bei Thonpfeife und Cognac. Ganz Adrian von Ostade.

An dieser Gruppe vorbei, die schmale Stiege hinauf, führte mich die Frau des Hauses in einen niedrigen, aber sonst großen und freundlichen Raum, dessen einer Holzschemel alsbald in eine Waschtoilette umgeschaffen wurde. Dies geschah unter besonderer Assistenz Melanies, einer 10jährigen Tochter, die Napf und Glas und Karaffe, alles in Einzelstücken herbeiholte und von der Mutter beständig aufgefordert wurde, mir einige deutsche Sprachkunststücke (so durfte man es wohl nennen) vorzumachen. Elle le parle parfaitement bien. Ihre Lehrmeister, wie ich gleichzeitig erfuhr, waren Kanoniere vom schleswig-holsteinschen, beziehungsweise mecklenburgischen Feldartillerie-Regiment gewesen; man mag daraus auf die Reinheit des Accents schließen.

Ich fragte nach dem Geistlichen, dessen literarische Bekanntschaft ich in einem von ihm herrührenden Buche: »La Bataille de Beaumont« schon Tags zuvor gemacht hatte. Madame versicherte mir, daß Monsieur le Curé ein sehr freundlicher Herr sei, »der für die Schlacht bei Beaumont lebe und sterbe«, und daß er sich jedenfalls freuen werde, mich zu sehen.

Auch heute noch? (Es war bereits 9 Uhr.)

Zu jeder Stunde.

Ich brach also auf. An den Steinstufen des Pfarrhauses traf ich den Curé im Zwiegespräch mit einem Ortsangehörigen*); es schien sich um ernste Dinge zu handeln; ich trat also zurück und wartete bis die Unterredung zu Ende war. Nun stellte ich mich vor. Er bat mich, mit einzutreten.

Alles war dunkel; wir tappten uns durch einen Corridor hin, wobei ich abwechselnd dem Klang seiner Schritte und dann wieder seinem Zuruf folgte. Endlich kam Licht. Wir befanden uns jetzt in einem hohen, graugrün gestrichenen Zimmer, in dem nichts

---

*) Während dieses Zwiegesprächs, wie auch anderen Tags bei Begegnungen auf dem Felde, wurde dem Curé von Seiten seiner Beichtkinder und Gemeindemitglieder mit großem Respekt begegnet. Ich muß hieran überhaupt die Bemerkung knüpfen, daß ich einer gewissen äußerlichen Hochachtung gegen die Geistlichen allerorten, und geradezu ohne Ausnahme, begegnet bin. Es ist, wenn man es mit diesem Vergleiche nicht allzu genau nehmen will, etwa wie mit Soldaten und ihrem Hauptmann: sie raisonniren, sie kennen alle seine Schwächen und variiren dies Thema in hundert Anekdoten, aber — sie machen Front. Die Kirchlichkeit der französischen *Frauen* ist unzweifelhaft, indessen auch die *Männer*, wiewohl sie entschieden unkirchlich sind, haben, sich selber zum Trotz, mit den alten Traditionen nicht völlig brechen können. Sie schwanken zwischen Hochmuth und Respektsbezeugung, zwischen frivoler Negation und alten Glaubensresten beständig hin und her, und wer den Haß verfolgt, den beispielsweise auch wieder die Commune gegen die Geistlichkeit an den Tag gelegt hat, wird darin eher eine widerwillige Bewunderung, als eine bequeme Verachtung erkennen. Gerade zu *dieser* (wiewohl man es möchte) kann es das Volk nicht bringen.

anderes sichtbar war als Tisch und Stuhl und ein Crucifix. Ich verglich unwillkürlich diese, alles Schmucks und namentlich auch aller Bequemlichkeit entkleidete Behausung mit dem Studirzimmer eines märkischen Landgeistlichen, und der so oft kopfschüttelnd von mir betrachtete Tabackkasten, das wurmstichige Real mit Körners »Leyer und Schwert« oder Ernst Schultzes »Bezauberter Rose«, sie erschienen mir hier plötzlich als die Träger von Comfort, Luxus, Fülle. Nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß diese an die alte Mönchszelle erinnernde Zimmereinrichtung, der ich, wie hier, so auch in anderen Curé-Wohnungen begegnet bin, mich nie als armselig oder bedrücklich berührt hat. Oft gegentheils. Verstanden es die Herren (und dies war nicht selten der Fall), ihren Garten gleichsam ihrem Zimmer tributair zu machen, also beispielsweise die Spaliergewächse draußen am Fenster auch noch mit nach innen wirken zu lassen, so entstanden Bilder, die mich die Abwesenheit jenes complicirten Bequemlichkeits-Apparats, den wir kaum noch glauben entbehren zu können, geradezu als einen Vorzug, als eine innerliche Befreiung, oft auch als eine gesteigerte Schönheit empfinden ließen.

Wir nahmen einander gegenüber Platz, nachdem

ich ihm den Zweck meines Besuchs wiederholt, auf sein Buch hingewiesen und bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen hatte, mich ihm als »schlachtenbeschreibenden Spezial-Collegen« vorzustellen. Er nahm dies alles sehr freundlich auf, ging (darin ganz Schriftsteller) sofort auf die »kleinen Mängel« seines Buches über und verwies mich auf die »zweite Auflage«, die bereits vorbereitet werde. Besonders kränke ihn, daß er bei der ersten Publikation das 4. und 12. Armee-Corps, also die Armee-Corps der Provinz und des Königreichs Sachsen, beständig verwechselt habe. Die zweite Auflage indeß habe diesen Fehler beseitigt und werde wenigstens das bescheidene Verdienst einer sorglichen Arbeit für sich in Anspruch nehmen dürfen.

So ging das Gespräch. Seine Geneigtheit, mich anderen Tags auf dem Schlachtfelde umherzuführen, hatte er gleich anfangs ausgesprochen; — die einzige Schwierigkeit bot nur noch die Festsetzung der Stunde. Er hatte nämlich 10 Uhr ein Begräbniß, so daß uns für unseren Schlachtengang nur der Mittag oder die frühe Morgenstunde blieb. Ich entschied mich für 6 Uhr früh.

Bei meiner Rückkehr in den Sanglier d'or fand ich das Bild erheblich verändert. Die Scheite brannten

heller, Mama und Melanie saßen, gemüseputzend, am Feuer; im Hintergrunde aber, an dem einen Längstisch, hatten an Stelle der zwei, drei Blaukittel, mehr als ein halbes Dutzend Soldaten vom 9. Artillerie-Regiment, also die muthmaßlichen Sprachlehrer Melanies, in aller Behaglichkeit Platz genommen.

Ich trat an den Kamin, reichte der Kleinen die Hand und sagte auf deutsch: »Guten Abend, Melanie, wie geht es?« Die Angeredete, wie Kinder thun, zog sich scheu in die Kamin-Ecke zurück, von dem Soldatentisch her aber klangen die Worte herüber: »Donnerwetter, was is denn das heute für'n Deutschgerede hier«. Accent, Wort- und Satzbildung waren unverkennbar; — ich trat also an den Sprecher heran, der die Bombardierlitze trug, und sagte, zwei Finger an die Schläfe legend: ich habe wohl die Genugthuung, einen Landsmann von mir begrüßen zu dürfen?

Berliner?

Allemal .....

Mir sehr angenehm. Wollen Sie nicht Platz nehmen. Prehn zieh' deinen breiten Puckel ein Bischen ein. So, rechts weg.

Ich stand schon sperrbeinig über der Bank und wollte mich eben setzen, als ich noch rasch die Frage ein-

schob: könnten wir nicht vielleicht vorrücken? Blick ins Feuer, Kamin; das Schöne über alles.

Das versteht sich; ..... Prehn, anfassen! ..... »Das Schöne über Alles«. Wie einem das wohl thut. Hofjäger; ja, wo bist du Sonne geblieben ..... So, hierher ..... Wissen Sie, diese Mecklenburger und Holsteiner sind ausgezeichnete Kerls, aber — man verwildert. Bildung, Bildung.

Wir saßen nun; die Flamme flackerte uns entgegen; an Stelle des Weins, der nie für voll angesehen wurde, ließ ich eine Flasche Anisette kommen. Aber das Geplauder wollte nicht recht vorwärts, da ich mir in den Kopf gesetzt hatte, Aufschlüsse über die furchtbare Kanonade vor Amanvillers (18. August) zu erhalten, wo sich das 9. Feldartillerie-Regiment unter Oberst v. Puttkamer mit der Garde-Artillerie in die Ehren des Tages theilte. Meine Anstrengungen schlugen fehl; die Antworten blieben einsylbig: »Ja, et was veel Scheeten doa«, »ja de Düvels-Franzosen wull'n doa jo nich rut«, darüber hinaus kamen wir nicht und es war ganz ersichtlich, daß das Interesse für jenen Tag in etwas anderem Näherliegenden untergegangen sein müsse. Und so war es denn auch. Es hatte vor fünf oder sechs Tagen in Beaumont selber,

und zwar in einer großen Auberge, wo zwei oder drei Billards standen (die Zahl der Billards gab immer den Gradmesser für die Bedeutung eines Gasthauses ab), ein Kampf zwischen französischem Civil und preußischem Militair stattgefunden, der noch sämmtliche Gemüther mit einer gewissen Ausschließlichkeit beherrschte. Alles war noch Feuer und Flamme. »Wie kam es denn?« fragte ich. Nun öffneten sich die Schleusen plattdütscher Beredtsamkeit, deren Auslassungen ich (in Uebersetzung) in Nachstehendem wiederzugeben trachte. »Wir waren nur unser drei, und wohl an funfzehn Franzosen. Einer, wenn er einen Ball machen wollte, stieß uns immer mit dem Ellbogen oder dem Queue und sagte dann, ohne sich umzudrehen, »pardon Monsieur«. Dann lachten die andern. Das war uns zu viel. Wir gaben ihm endlich, als er sich wieder vorn überbeugte und gerade recht prall stand, einen Schlag, daß es klatschte, und sagten auch »pardon Monsieur«. Nun ging es los. Sie rissen die Queues aus den Ständern und drängten uns in die Fensterecke. Es war eine förmliche Bajonnet-Attacke; wir hatten nichts als ein paar Stühle. Aber da kam Timm Paulsen über den Platz, unser Fahrer, der stärkste Mann in der ganzen Batterie, den riefen wir und er rief

hinauf: »ick koam all; tövt man en beten; dat verdüvelte Franzosentüg«. Und gleich darauf war er da, schlug mit seiner Säbelscheide immer um sich, daß die Queues wie Streichhölzer in Stücke brachen; einer aber, der sich an ihn drängte (»wiel he woll Paulsen nich kennen dehr«), den packte er und warf ihn durch das offene Fenster auf die Straße. Dies war das Zeichen zum Rückzug; alles floh; wir behaupteten das Feld, und unser Oberfeuerwerker sagte: »so war's recht; nur nicht lange fackeln.«

So etwa gingen Ton und Inhalt einer hin- und herspringenden höchst animirten Unterhaltung, an der Mecklenburg und Schleswig-Holstein gleichmäßig Theil nahmen, während das bombardierliche Berlin eine gewisse vornehme Ruhe bewahrte. Es lächelte nur dann und wann. Aber dies Lächeln konnte doch die Thatsache nicht wegschaffen, daß der Donner der Kanonade von Amanvillers, der einst über ganz Europa hinrollte, in dem Queue-Geklapper der »Schlacht am Billard« untergegangen war.

Immer nur das Neue und Nächste gilt.

Das Treffen bei Beaumont.

(30. August.)

Sie gruben sein Grab zwei Fuß tief nur,
Wo das Kreuz gen Osten schaut,
Und sie deckten ihn zu mit Ginstergestrüpp
Und mit Moos und mit Farrenkraut.

W. Scott.

* * *

Und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken sinnlos,
Läßt man sich würgen ohne Widerstand.

Schiller.

Um 6 Uhr klopft' ich an und (wie billig) »es wurde aufgethan«. Der Curé empfing mich persönlich; die Haushälterin, eine Hintergrundsfigur, huschte ein paar Mal vorüber, einige Ordres wurden noch in den dunklen Corridor hineingerufen (sie klangen wie durchs Sprachrohr gerufene Schiffsbefehle) — dann brachen wir auf.

Sechs Uhr war früh, indessen, in Erwägung der Jahreszeit, nicht gerade zu früh. Es konnte Tag sein. Aber es war nicht. Ein dichter Nebel lag in den Straßen, der, als wir ins Freie traten,

noch zu wachsen schien. Ich meinerseits ließ mich durch diese Ungunst des Wetters nicht stören, um so weniger als ich sicher war, daß in kürzester Zeit die Sonne durchbrechen werde; mein kleiner Curé aber warf unmuthig die Falten seines Roquelaur hin und her und murmelte unverständliche Worte, in Betreff deren ich einige Minuten im Zweifel blieb, ob sie mir oder dem Nebel galten. Diese Unsicherheit dauerte aber nicht lange. Er war ein sehr gütiger Herr, dem nichts ferner lag, als seiner Verstimmung den Charakter des Persönlichen zu geben.

Beaumont liegt in einem Kessel. Aus diesem, nach Süden zu, mußten wir erst heraus, stiegen also bergan. Hier am Abhange lagerte der Nebel besonders schwer, und da es auf zwanzig Schritt Entfernung schlechterdings nichts zu sehen gab, so gaben wir es auf, unsere Augen nutzlos anzustrengen und stiegen lieber, unterhaltungsweise, in die Tage von Beaumont-Sedan zurück. Wir rekapitulirten. Ich gebe den Inhalt.

Die Armee Mac Mahons, am 4. und 6. August vom Kronprinzen von Preußen geschlagen, wurde,

durch den Flug unserer III. Armee, erst über die Vogesen, dann aus einer Stellung auf der Straße nach Paris in die andere gedrängt. Da kam uns in Chalons die Nachricht, daß der Marschall, die gerade Rückzugslinie verlassend, plötzlich nordwärts ziehe. Diese überraschende Kunde hielt einen Tag auf; wie man erzählt, wollte General Moltke nicht glauben, daß der Feind einen solchen Fehler machen könne. Aber es war so. Aufgefangene Briefe und zuverlässige Nachrichten gaben alsbald Gewißheit, daß Mac Mahon, durch das ritterliche Gefühl geleitet, Bazaine in Metz zu befreien, wirklich den Entschluß gefaßt habe, von Norden her zu ihm durchzudringen. Sofort wurde unsererseits Befehl gegeben, auf der ganzen Linie mit Rechts um dem Marschall nordwärts zu folgen, bei welcher Bewegung die Armee des Kronprinzen von Preußen, also das 5., 6. und 11. Corps, die Baiern und die Württemberger den linken Flügel, die Armee des Kronprinzen von Sachsen, also das 4., 12. und Garde-Corps, den rechten Flügel erhielten. Der Plan, die ganze feindliche Armee einzuschließen und gefangen zu nehmen oder zum Uebertritt auf belgisches Gebiet zu nöthigen, mochte von diesem Augenblicke an bei unserer Heerführung feststehen. Es ist bekannt,

daß ersteres bei Sedan geschah. Diesem Tage von Sedan ging der Tag von Beaumont als Vorspiel voraus. Ueber diesen das folgende:

Meldungen, namentlich ein aufgefundenes Marschtableau, ließen keinen Zweifel darüber, daß Mac Mahon am 29. August noch diesseits der Maas (also am linken Maasufer) zwischen Beaumont und Le Chêne, eventuell südlich dieser Linie, Stellung genommen habe. Seine Gesammtkräfte mochten sich auf 150,000 Mann belaufen. Es wurde nunmehr unsererseits, durch König Wilhelm selbst, Befehl gegeben, ihn, den Marschall, andern Tags, am 30., in dieser Stellung anzugreifen und zwar derart, daß

die III. Armee (Kronprinz von Preußen) sich gegen Le Chêne,

die Maas-Armee (Kronprinz von Sachsen) sich gegen Beaumont

wenden solle. Die Baiern hatten bei diesem Vormarsche das Centrum, so daß sie den rechten Flügel der III. Armee (der sie zugehörten) und den linken Flügel der Maas-Armee (zu der sie für diesen Tag abgezweigt waren) bildeten.

So viel über die Gesammt-Disposition für den 30.

Nur die Vorgänge bei Beaumont beschäftigen uns hier.

10 Uhr Vormittags brach die Maas-Armee: 4., 12. und Garde-Corps, von Beauclair-Nouart in vier Colonnen auf:

die 23. Division, rechter Flügel, dirigirte sich auf Beaulieu,

die 24. Division, rechtes Centrum, auf die Ferme Belle Tour,

die 7. Division, linkes Centrum, ebenfalls auf Belle Tour,

die 8. Division, linker Flügel, auf Beaumont.

Das Garde-Corps verblieb in Reserve bei Nouart. Der Vormarsch der 4 Divisionen war insofern schwierig und selbst gefährlich, als demselben nur eine Chaussee zur Verfügung stand. Die übrigen drei Straßen waren schlecht unterhaltene Waldwege. Dazu kam noch, daß das Terrain während des Marsches jede Verbindung in den Colonnen und so auch jede gegenseitige Unterstützung ausschloß. Bei größerer Um- und Vorsicht von Seiten des Feindes hätte es diesem ein Leichtes sein müssen, unserm Vormarsch sehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Statt dessen ließ er sich überraschen.

Sehen wir inzwischen nach dem Feind. Er hatte am 29. noch oder in der Nacht vom 29. auf den 30. seine Stellung derart verändert, daß er seinen rechten Flügel, überhaupt seine Hauptmassen näher an die Maas herangezogen, seinem linken Flügel aber es überlassen hatte, diesen Abzug zu decken. Dies war bei Beaumont. Hier stand das V. Corps, de Failly, drei Divisionen stark. Eine derselben, die Division Goze, hatte südlich der Stadt ein Lager bezogen; die beiden anderen Divisionen lagen nördlich, zwischen Beaumont und Mouzon.

Etwa um Mittag waren die vier Colonnen der Unsern in nächster Nähe der vorgeschobenen feindlichen Divisionen eingetroffen. Es scheint, daß die beiden sächsischen Colonnen, also die 23. und 24. Division, nirgends ernstlich an den Feind kamen und nur überflügelnd an dem Kampfe mitwirkten, der vorwiegend von der 7. und 8. Division geführt wurde. Die Marschroute dieser Divisionen traf direkt auf das Lager. Ein Wald verbarg ihre Annäherung. Als sie aus diesem Walde debouchirten, waren sie bis auf Büchsenschuß-Entfernung an die vorderste französische Zeltreihe heran. Eine 4pfünder Batterie, die Batterie Wermelskirch der Avantgarde, fuhr auf; gleichzeitig

gingen die vordersten Bataillone, wahrscheinlich vom 86. Regiment, mit Hurrah vor. Die Ueberraschung war total. Einige Abtheilungen, mit rühmlicher Geistesgegenwart sich in die Situation hineinfindend, versuchten Widerstand; im Großen und Ganzen aber ergriffen Wirrwarr und Panique die ganze feindliche Division und das Aufrollen der Bataillone begann. Alles floh auf Beaumont zu, aber auch hier war keines Bleibens, da wir vom Plateau aus die Stadt mit unserer rasch folgenden Artillerie beherrschten; so ging denn die Flucht weiter nordwärts, wo die in Reserve stehenden beiden Divisionen die Trümmer der vorgeschobenen Division Goze aufnahmen.

Hier im Norden der Stadt, zumal im Bois de Givaudeau setzte sich der Kampf während der Nachmittagsstunden fort. Am rechten Flügel aber griffen jetzt sächsische Bataillone, am linken Flügel bairische mit ein. Es war kein Halten mehr. Die Regimenter 27 und 93 der Brigade Zychlinski drangen, wie schon im vorigen Kapitel hervorgehoben, bis Mouzon vor, nahmen dies und warfen den Feind über die Maas.

Das große Doppel-Resultat des Tages war:
die Marschlinie auf Metz war durchschnitten;

statt dessen stand
die Armee Mac Mahons auf dem schmalen Raume
zwischen der Maas und der belgischen Grenze.
So viel über Beaumont.

Wir waren nun auf das Plateau getreten, über das eine Chaussée führt, dieselbe Straße, auf der wir plaudernd einherschritten. Das ganze Terrain hatte große Aehnlichkeit mit unserer Spandauer-Berg-Parthie. Wo Charlottenburg liegt, liegt Beaumont; nun steigt man aufwärts, dann eine viertelmeilenlange Hochfläche, dann wieder senkt es sich; alles hier wie dort; nur wo am jenseitigen Fuß des Spandauer Berges Chausseehaus Ruhleben liegt, hat man sich, um die Beaumont-Lokalität zu haben, den links rückwärts gelegenen Grunewald bis an diese Stelle vorgeschoben zu denken.

Aber bis zu dieser jenseitigen Senkung des Plateaus waren wir noch nicht. Mein geistlicher Führer zeigte uns vielmehr erst die Terrainmulden zu beiden Seiten, wo sich die hintersten Zeltreihen des Lagers, wenn ich nicht irre auch die Lagerplätze für die Cavallerie, befunden hatten.

Es mochte jetzt halb sieben sein, oder ein wenig mehr; ein Lichtstrahl zuckte durch den Nebel und verdünnte die Schleier, die an dieser Stelle lagen. »Es wird!« rief ich und der kleine Curé antwortete mit einer Kopfbewegung, die zwischen Nicken und Schütteln glücklich die Mitte hielt. Bald aber ließ er alle Zweifel fallen, denn nach rechts hin lag es nur noch wie ein Hauch über dem Felde und die großen, ganz vor Kurzem erst mit neuem Erdreich bekleideten Gräber, die das ganze Plateau, wenn auch nicht in bedeutender Zahl, überdecken, wurden sichtbar*).

Wir waren in den eigentlichen Schlachtstreifen, da wo vereinzelte Abtheilungen des überraschten Feindes trotz alledem und alledem ein Wiedergutmachen der begangenen Fehler versucht hatten, eingetreten. Welche grenzenlose Verwirrung mußte hier geherrscht haben! Alle Generale und die Mehrzahl der Stabs-Offiziere befanden sich in Beaumont beim Frühstück**);

*) Inmitten dieser Gräber, hart am Wege rechts, ragte ein Steinkreuz auf mit der Jahreszahl 1797. Ich fragte, was es sei? „Ein Mord; — sie haben ihn hier bestattet.“ Wie das an dieser Stelle klang! Ich bin kein Freund sentimentaler Betrachtungen, am allerwenigsten in Kriegszeiten, aber es flog doch wie ein Schatten über meine Seele: ein altes Kainsfeld.

**) De Failly, ebenso sämmtliche Divisions- und Brigade-Generale waren in der Stadt (Beaumont). Von höheren Stabsoffizieren, d. h.

die Artillerie-Pferde (weil das Plateau kein Wasser hatte) waren bergab zur Tränke getrieben; in den Lagerstraßen hockten die Soldaten, kochten oder aßen; die aber, die schon fertig waren mit ihrer Mahlzeit, wickelten die Cigarette oder spielten Domino. In den Offizierszelten wurden Briefe geschrieben oder die Zinnbüchsen mit Sardines à l'huile (eine besonders in

von Offizieren über den Chef de Bataillon hinaus, waren nur *zwei* zugegen. Oberst Béhagle und Oberst Berthe, jener vom 11., dieser vom 86. Linien-Regiment. Oberst Béhagle, als der ältere, übernahm das Commando. Er wurde tödtlich getroffen, Oberst Berthe schwer verwundet. Uebrigens mag gleich hier noch die Bemerkung Platz finden, daß, nachdem der Ueberfall einmal geglückt war, an einen weiteren erfolgreichen Widerstand der beiden *anderen* Divisionen nicht wohl gedacht werden konnte. Von diesen beiden *anderen* Divisionen nämlich bestand die eine, die 2., die Division de l'Abadie, nur aus einer Brigade (die andere Brigade war in Metz), während die 3. Division, die Division Guyot de Lespart, theils am Tage vorher, in einem Gefecht gegen die Sachsen, stark gelitten hatte, theils von dem *Ueberfall mitbetroffen wurde*. Das erhellt ganz deutlich aus dem schon erwähnten Buche, das mein kleiner Curé unter dem Titel „la Bataille de Beaumont; par M. Defourny" herausgegeben hat. Außer den vier Regimentern der Division Goze (11., 46., 61. und 86. Linien-Regiment) kamen auch das 17. und 68. Linien-Regiment der Division Guyot zur Aktion. Das 68. Regiment sogar in erster Reihe. Es scheint, daß beide letztgenannte Regimenter, vom Angreifer aus, *rechts* am Wege standen, also den Stoß der 7. Division auszuhalten hatten. Intakt waren, am Nachmittag des Tages, vom ganzen Corps de Failly höchstens 4 Regimenter, viel zu wenig, um sich unserem Vordringen bis an die Maas erfolgreich widersetzen zu können. Uebrigens war der Ueberfall bei Beaumont wieder einer jener Kämpfe, wo *gleichnamige* Regimenter von hüben und drüben die Hauptaktion zu bestehen hatten, nämlich 86er gegen 86er.

Gunst stehende Delikatesse) geöffnet; — da brach es herein, Granaten und Preußen zugleich. Mancher ist so gefallen, wie dieser Moment ihn traf. Es war 12 Uhr. Ein furchtbarer Mahlzeitsgruß.

Wir waren nun am andern Ende des Plateaus, da wo die vorderste Zeltreihe stand, angelangt; heller Sonnenschein; der Nebel hing als Thau am Gras und wir sahen nach dem Walde, nach dem Bois de Dieulet hinüber, aus dem die Unseren vorgebrochen waren. Die Ausladungen des Waldes sind hier derart, daß wir an einigen Stellen bis auf 500 vielleicht bis auf 300 Schritt unbemerkt an den Feind herankonnten, der in unglaublicher Verblendung (denn er mußte wissen und wußte wirklich, daß wir ganz in seiner Nähe waren) jede Art von Vorposten-Aufstellung unterlassen hatte. Einzelne Lagerposten schritten auf und ab, indessen, wie es scheint, immer so, daß sie den Wald nicht vor sich, sondern in der Flanke hatten. Einige unserer Ulanen erschienen auf dem Plateau; ein paar Schüsse fielen; das hätte mahnen sollen. Aber, unglaublich zu sagen, anstatt im letzten Moment noch etwas wie Vorsicht daraus zu lernen, schlug auch dies dahin aus, die schon Unvorsichtigen nur noch unvorsichtiger zu machen. Am Plateau-Rand liegen

drei Häuser: eine Ziegelei (la Tuilerie), ein Forst- oder Jagdhaus (la belle volée) und ein Asylhaus (la Maison blanche). Vom Dach eines dieser Häuser aus sah eine Frau die eben jetzt in starken Schwärmen aus dem Walde debouchirenden Preußen. Sie stürzte treppab zu einem in ihrem Parterre-Zimmer anwesenden Chef de Bataillon: »Mon Commandant, les Prussiens!« Der Bataillonskommandeur aber ließ sich nicht stören und sagte nur »des Ulans«. Drei Minuten später waren schon die Preußen in dem Zimmer, in dem der Uebersichere diese Worte so ablehnend-ruhig gesprochen hatte.

Mit ungeheurer Rapidität entwickelten sich nun die Dinge. Das Lager wurde wie weggefegt; alles ging im Marsch-Marsch-Tempo. Der verzweifelte Widerstand jener mehrerwähnten Trupps, die sich opferten, konnte hieran nichts ändern. Um 12½ hatten wir das Plateau, um 1 Uhr Beaumont; eh die untergehende Sonne sich in der Maas spiegelte, war das linke Ufer vom Feinde frei, und das große Kesseltreiben, das den Namen »Tag von Sedan« führt, war eingeleitet.

Noch ein Schlußwort. Der Leichtsinn, dem diese vorgeschobene Division Goze zum Opfer fiel, kann

nicht hart genug getadelt werden. Dennoch muß man zugeben, daß sich, wenn man die Unterlassungssünden des Kommandirenden einen Augenblick außer Debatte lassen will, die Dinge gerade so entwickeln mußten, wie sie es thaten. Ich will damit eine relative Entschuldigung ausgesprochen haben. Die Terrainbeschaffenheit erklärt eben vieles. Besetzten die Franzosen, wie sie natürlich thun mußten, den ihrer Stellung vorgelegenen Wald, so umschloß dieser Wald, wie bereits Eingangs hervorgehoben, eine nicht unerhebliche Gefahr für uns, besetzten sie ihn aber nicht, nun so baute uns dieser Wald, wie thatsächlich geschah, geradezu goldene Brücken und führte uns beinah direkt in das feindliche Lager hinein.

Ich wiederhole: je mehr dies der Fall war, um so größer war der Fehler der Nichtbesetzung des Bois: aber nachdem dieser Fehler einmal begangen war, ergab sich alles andere mit einer gewissen Folgerichtigkeit.

Die Führung war schlecht, nicht die Truppe. Leichtsinn hatte eine Division geopfert, von allem andern, was an dieser Niederlage hing, zu schweigen.

La maison blanche.

»Wer das Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.«
Ev. Lucae 9, 48.

Wir waren nun eigentlich zu Ende und hätten Kehrt machen können; der Curé aber (wir hatten noch eine volle Stunde Zeit) wies auf ein zu unserer Rechten gelegenes Haus, das schon erwähnte »Maison blanche« hin, mit dem Zusatze, daß er mir dasselbe noch zu zeigen gedenke. »Von seinem Dach aus wurden die Preußen zuerst wahrgenommen; dann war es Observatorium, dann war es Lazareth«; — mit Hülfe dieser kurzen Notizen, so dachte der Curé, würde mir das »weiße Haus« hinreichend empfohlen sein. Ich bekenne aber offen, daß er darin irrte, und daß ich es vorgezogen haben würde, unverzüglich, vielleicht unter Besuch einzelner der über das Plateau hin zerstreuter Gräber, nach Beaumont zurückzukehren. Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich ihm, eine halbe

Stunde später, ganz besonders für »la maison blanche« zu Dank verpflichtet sein würde.

Es waren noch etwa 500 Schritt, oder wenig mehr. Auf dem Wege dahin erzählte mir der Curé, daß la maison blanche ein »Asyl«, ein Waisenhaus sei, dem eine arme verwittwete Frau als Pflegerin, als Mutter der Kinder vorstehe. Das Haus sei vor einigen Jahren aus der Schenkung eines begüterten Mannes, ich glaube eines benachbarten Industriellen gebaut worden, seitdem existire es von den freiwilligen Gaben, man könne sagen von den Pfennigen armer Leute. Daß es überhaupt existire, sei ein Wunder, ein sichtbares Zeichen der Gnade Gottes, der auch heute noch mit fünf Broten Fünftausende zu speisen wisse. Jetzt begann ich aufzuhorchen. Das war mir aus der Seele gesprochen; gerade solche Wunder vollziehen sich bis diesen Tag. »Sehen Sie,« fuhr er fort, »wir haben nichts als das Haus, den Garten, ein wenig Ackerland und jenen schmalen Wiesenstreifen dort unten am Wald entlang; aus diesem geringen Besitzthum ziehen wir das Meiste was wir brauchen: Korn und Kartoffeln, das Futter für Kuh und Ziege, Obst, Gemüse, Honig, ja, für Küche und Winter sogar den Torf. Einiges verkaufen wir; die Kinder

stricken; ein paar Almosen kommen hinzu, — so leben wir. Es ist ein Segen, der hier waltet.«

Bei diesen Worten hatten wir la maison blanche erreicht. Alles kündigte noch die Bestimmung an, die das Haus bis vor Kurzem als Lazareth gehabt hatte. Auf dem Hofe waren feuergeschwärzte Vertiefungen, in denen, während der Wochen, die der Schlacht unmittelbar folgten, Tag und Nacht Kraut und Reisig gebrannt hatten, um durch brenzlichen Rauch den Ansteckungsstoff drinnen im Hause zu tödten. Wir traten ein. An den Thüren drinnen waren die bekannten Inschriften: »3 Mann 4. Compagnie«; auf dem Boden des Hauses aber präsentirte sich noch, in aller Wohlerhaltenheit, die Luke und der Stehleiter-Apparat, der am 30. August dem General Schöler oder dem General v. Scheffler (dies konnt' ich nicht bestimmt feststellen) als Observatorium gedient hatte. Es wurden, wie sich denken läßt, noch einige Schlachten- und Lazareth-Anekdoten erzählt, gegen deren Zauber, wenn sie nicht über eine gewisse Linie hinauswachsen, man schließlich abstumpft und so stiegen wir denn, nachdem ich artigkeitshalber noch meinen Kopf durch die Beobachtungsluke gesteckt hatte, wieder treppab bis auf die Diele. Meine Mission an dieser Stelle,

will sagen in la maison blanche überhaupt, schien mir inzwischen mehr als erfüllt und ich reichte der Hausverwalterin bereits meine Hand, um mich zu empfehlen, als der Curé noch die Frage an mich richtete: ob ich nicht auch die Kleinen sehen wolle? Die Frage war so gestellt, daß ich nothwendig »ja« sagen mußte; so traten wir denn in eine geräumige, frisch getünchte Stube, die gleichmäßig als Schul-, Andachts- und Arbeitszimmer diente. Die Morgensonne schien hell hinein; in dem absolut schmucklosen Raume befand sich nichts als eine Art Katheder und zu Füßen dieser Erhöhung eine kleine niedrige Bank, auf der drei Kinder saßen. Sie strickten.

Bei unserem Eintreten standen sie auf, machten ihren Knix und wurden mir vorgestellt. Ihre Namen hab' ich vergessen, aber nicht ihre Geschichte. Eine Woche oder mehr nach dem furchtbaren Tage von Bazeilles, an dem sie alles verloren hatten, was sie auf Erden besaßen: Haus, Eltern, Hab und Gut, hatte man sie, halb verhungert und nur noch in Loden gekleidet, in einem Nachbardorfe gefunden, wohin sie sich, die Nächte im Freien schlafend, durchgefragt und durchgebettelt hatten. Der Geistliche jenes Dorfes nahm sich ihrer an, und — nun waren sie hier.

Wie mir das Furchtbare des Krieges wieder anaulich wurde! Da standen sie vor mir, zwei niedliche londköpfe (Zwillinge) und zwischen ihnen, die ältere chwester, dunkelbraun, beinahe häßlich, mit aufworfenen Lippen, aber mit großen, dunkeltiefen äthselaugen. Die beiden kleinen von germanischem epräge, die ältere Schwester unverkennbar ein halbrikanisch Kind. In Algier werden viele solche Ehen schlossen.

Ich suchte noch in den Augen der kleinen Bronzerbenen zu lesen, als die Pflegerin den Curé fragte: er gestatte, daß die Kleinen ein Lied sängen? Wir ten darum. Sie rückten nun näher an einander, gten die Strickzeuge hin, falteten die Hände und gannen eine einfache, nur wenig Töne umfassende Weise, darin sie die Fürbitte der Jungfrau Maria riefen, — die beiden Blonden in hohem Sopran, e dunkle in einer Art Alt. Dabei wurden die Augen r Bronzefarbenen immer größer. Der Refrain blieb ir im Ohr:

Toi, je prie,
Toi, chérie
Vierge, pleine de grâce, Marie.

Nie war mir ein Gesang so in die Seele ge-

gangen; ich faltete die Hände, und meine Thränen fielen. Als die letzte Zeile verklungen war, nahm ich die Hand der kleinen Mulattin, streichelte sie und schüttete aus meiner Geldtasche alles hinein, was an kleinen Silbermünzen drin enthalten war. Es war nicht viel, was mir noch diesen Augenblick leid thut. Vielleicht finden diese Zeilen irgendwo gütige Herzen und Hände, die nachhelfen »pour la maison blanche« und für die »drei Waisen von Bazeilles«.

Die Höhe von Donchery.

Der Berge weitgespannter Bogen,
Der Fluß, die Stadt, das feste Haus, —
Ein Kaiser, ist er eingezogen,
Ein Gefangner zog er aus.

* * *

Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniß.
Der Rechen ist gefallen hinter ihm.
Bis hierher, Friedland, und nicht weiter!
Wallensteins Tod.

Früh Nachmittags war ich wieder in Sedan. Was machen mit diesem »angebrochnen Tag?« Ich that das Beste, was man, sobald diese Frage überhaupt auftaucht, thun kann: ich warf mich auf's Bett und schlief. Man sollte im Leben, ganz besonders aber auf Reisen, viel häufiger davon Gebrauch machen, als es geschieht. Warum unterbleibt es? Weil die wenigsten unter uns mit dem Philistrismus vollständig gebrochen haben und immer neunhundertneunundneunzig unter tausend wie eine ewige Kückeneierschale die Vorstellung mit sich herum tragen, daß man um zehn oder elf zu Bette gehen und um sechs oder sieben aufstehen müsse. Wenige haben den Muth zu essen, wenn sie hungern, noch Wenigere den Muth

zu schlafen, wenn sie müde sind. Alle haben wir eine Neigung, uns zum Sclaven der Stunde und der Ueberlieferung zu machen. »Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.« Wer sich nicht fügt, ist ein Neuerer, ein Libertin, im günstigsten Fall ein sonderbarer Kauz. Und doch ist er eigentlich nur ein vernünftiger Mensch. »Schlaf, du beste Mahlzeit bei des Lebens Fest!« Wer was leisten will, muß einen gesammelten Vorrath von Kraft haben.

Ich schlief also, ja wäre nicht die Essensstunde gekommen, die mich traumhaft erscheinen und wieder schwinden sah, ich hätte »durchgeschlafen« bis an den nächsten Tag.

Dieser sah mich ausnahmsweise früh am Fenster. Schon um neun Uhr hatte ich die Stadt im Rücken und schritt die große Straße entlang, die westwärts nach Mezières führt, auf die drei Punkte zu, die mir in Sedan noch zu sehen übrig blieben, auf: die Höhe von Donchery, den »Four à chaux« und Schloß Bellevue.

Bis Donchery ist eine Stunde. Genau halben Wegs, bei einem Wirthshause, dessen ausgehängtes Schild einen krähenden Hahn mit der Unterschrift: »Au Coq gaulois» zeigt, ist ein Gabelpunkt und während die Straße nach Donchery gradaus weiter

läuft, zweigt eine Seitenstraße links nach dem Dorfe Fresnois, eine andere Seitenstraße (ein bloßer Feld- und Parkweg) rechts nach dem Schlosse Bellevue ab. Alles auf engstem Raum bei einander; fünfhundert Schritt, tausend Schritt, die höchste Entfernung eine Viertelmeile.

Der »Coq gaulois« ist zweistöckig. Außer seinem Schilde trägt er noch eine Inschrift an der Front des Hauses hin: Mesmer, Bourgerie, vend à boire et à manger. Es war heiß, staubig, die Kehle trocken, so überschritt ich denn die Schwelle, um einen Trunk zu thun und auf die harmloseste Weise in eine Beziehung zu dem »Mesmerismus« dieses Hauses zu treten. Ich fand den üblichen Inhalt einer Gaststube: eine Wirthin, einen Spitz, zwei Fuhrleute, und bat, durch einen raschen Blick auf zwei halbausgetrunkene Gläser über das Bier, das hier verzapft wurde, vollständig aufgeklärt, um Absinth und Wasser. Beides kam; mit ihm ein »Wirthins Töchterlein«, das bis dahin unschuldig mit dem Spitz gespielt hatte, und präsentirte mir, anscheinend, ein Spiel Karten. Ich erschrak bei dem Gedanken, hier in meinen älteren Tagen noch als Opfer des Kümmelblättchens fallen zu sollen; die Situation klärte sich aber bald dahin auf, daß das vermuthete Spiel Karten ein Packet Photo-

graphien war: die Höhe von Donchery, Donchery selbst, das Kalkbrennerhaus, Schloß Bellevue. Sie waren sämmtlich sehr schlecht, und wiewohl alles, um das es sich dabei handelte, originaliter vor der Thür des Hauses lag, so war doch nichts nach der Natur, sondern alles nach schlechten Zeichnungen angefertigt. Aber was war zu machen? Editha ließ die Augen rollen und retouchirte dadurch so erheblich, daß ich für zwei Blätter meine zwei Franken bezahlte, schließlich froh, nicht noch zu einem höheren Agio für den Absinth herangezogen zu sein. Ich fragte nun nach der Doncheryhöhe, erfuhr, daß ich mich erst links, dann rechts halten müsse, vor allem aber, daß ich, wie zu einem natürlichen Ausgangspunkte aller Herrlichkeit, immer wieder in den »Coq gaulois« zurückkehren müsse, wenn ich die beiden andern Sehenswürdigkeiten: das Kalkbrennerhaus und Schloß Bellevue, besuchen wolle.

So schied ich denn, und schritt, links einbiegend, auf die Höhe zu.

Nach etwa sechshundert Schritt hat man das Dorf Fresnois erreicht, das inmitten eines Hügelkranzes und ziemlich in derselben Senkung liegt, durch die sich der Weg zieht. Dieser Weg theilt die geschwungene Hügellinie in zwei Hälften, die beide während der Schlacht

am 1. September von hoher Bedeutung waren und von denen ich die linke Hälfte als die »Höhe von Fresnois« bezeichnen möchte, während die rechte Hälfte officiell die »Höhe von Donchery« heißt*).

Beide Höhen werden vielfach verwechselt, in ähnlicher Weise wie nach der Schlacht bei Königgrätz der Swiepwald und der Holawald beständig confundirt wurden, indem man unter dem Namen »Sadowagehölz« bald den einen bald den anderen verstand. So ist hier die »Höhe von Donchery« der allgemeine Begriff geworden, während dieser Name doch nur einem Theil des Ganzen gebührt.

Ich will versuchen Beide auseinander zu halten und jedem zu geben, was ihm zukommt.

Die Linkshöhe, die Höhe von Fresnois, ist es, auf der der König während der Schlacht verweilte. Er schreibt selbst an die Königin: »Es war ein gran-

*) Links und rechts sind immer sehr mißliche Bestimmungen. Deshalb, um nicht irre zu führen, sei auf Folgendes eigens hingewiesen. Beide Höhen, die Höhe von Fresnois und die Höhe von Donchery, liegen links von der Straße nach Mezières. — Nachdem man nun aber, beim Coq gaulois, in die nach Vouziers hin führende Straße eingebogen ist, giebt es wieder, in Betreff der beiden genannten Höhen, ein Links und ein Rechts. Dies Links und Rechts bezieht sich indessen jetzt nicht mehr auf die Straße von Mezières, sondern auf die Straße von Vouziers.

dieser Anblick, von unsrer Stellung auf einer Höhe rechts vom Dorfe Fresnois vorwärts, oberhalb Petit Torcy«. Unmittelbar in Front des Königs befand sich die große Batterie, deren direct auf die Stadt gerichtetes Feuer, schließlich die Capitulation erzwang. Von hier aus wurde Oberstlieutenant von Bronsart als Parlementair abgeschickt, um dem Kaiser die Capitulation anzubieten; hier erschien sieben Uhr Abends der General Reille mit dem Briefe des Kaisers, der mit den berühmt gewordenen Worten beginnt: N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté.

So viel über die Linkshöhe, die Königshöhe, die Höhe von Fresnois.

Viel bedeutender als Höhepunkt ist die nach rechts hin ansteigende Hügelgruppe. Man kann hier schon von Bergen sprechen. Es zeigen sich viele Einsattlungen und Kuppen. Der höchste Punkt, eine Viertelmeile südlich der gleichnamigen Stadt, ist die »Höhe von Donchery«. Auch auf ihr befand sich der König, aber nicht am Schlachttage selbst, sondern am Tage darauf. An diesem Tage nämlich, am 2. Vormittags, war der Kronprinz dem von Vendresse kommenden Könige entgegengefahren, und hatte ihn, auf der Höhe,

wo die Chaussee in das Sedanthal abzufallen beginnt, darauf aufmerksam gemacht, daß von der Donchery-Höhe die Umschau noch weiter sei. Nun bogen die Equipagen in einen sehr schwierigen Feldweg ein und machten etwa auf halber Höhe Halt. Hier war es, wo der König, in der Mittagsstunde, den Wortlaut der inzwischen im Schloß Bellevue zwischen General Moltke und General Wimpffen vereinbarten Capitulation empfing und seine Ansprache an die um ihn versammelten Prinzen, Generale und Fürstlichkeiten richtete. In einer halbofficiellen Correspondenz*) finde ich darüber Folgendes: Als die Capitulation dem Könige auf der Höhe über Donchery überbracht wurde, befahl Seine Majestät die Vorlesung derselben .... Generallieutenant von Treschow las. Als er geendet, sprach der König: »Sie wissen nun, meine Herren, welch' großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat.

*) Was alle diese Correspondenzen aus dem großen Hauptquartier (als deren Verfasser der Geheime Hofrath Schneider gilt) auszeichnet, ist neben ihrer, wenn ich mich so ausdrücken darf, militairisch-diplomatischen Zuverlässigkeit, vor Allem auch die Leidenschaftslosigkeit in Betreff des Feindes. Nirgends wird er verkleinert, unterschätzt, am wenigsten geschmäht, und zu allem, was in diesen Berichten über Frankreich und Franzosen gesagt worden ist, bekenne ich mich, so weit ich es kenne, ohne Weiteres. Es muß mir gestattet sein, dies hervorzuheben, da ich vielfach bezichtigt worden bin, eine unverständige, selbst unpatriotische Milde in meiner Beurtheilung des „Erbfeindes“ gezeigt zu haben.

Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen Königlichen Dank auszusprechen, um so mehr als diese Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe — mit uns verbündet.« Bei diesen Worten richtete der König seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen er später, als er seine Ansprache geschlossen, auch noch die Hand reichte.

Dies alles ereignete sich auf der Höhe rechts, auf der eigentlichen »Höhe von Donchery«. Es war ein historischer Moment. Aber wenn dieser Moment an eben dieser Stelle auch nie stattgefunden hätte, so würde diese Doncheryhöhe doch immer ein Hauptwallfahrtspunkt für alle Sedanbesucher bleiben und bleiben müssen, weil sie, ganz abgesehen davon, daß der Kronprinz, das Hauptquartier der III. Armee um sich her, von hier aus den linken Flügel der Schlacht kommandirte, ganz abgesehen davon, daß sie (die Höhe) an jenem glorreichen Tage Point de vue, Ziel- und

Aussichtspunkt für alles war, was damals als fremder und einheimischer, als civiler und militairischer Berichterstatter, dem Heere folgte, weil, sage ich, von allem anderen Zufälligen abgesehen, diese Donchery-Höhe der dominirende Punkt des Gesammtterrains ist, von dem aus zwei Drittel des Schlachtfeldes, besser als von jeder andern Stelle aus, überblickt werden können.

Darüber ein paar erklärende Worte.

Man hat bei Sedan einen Außen- und Innenkreis, eine Peripherie und ein Centrum des Schlachtfeldes zu unterscheiden, weshalb ich, an anderer Stelle, das gesammte Sedanterrain mit jener bekannten Tortenform-Specialität verglichen habe, die außer dem großen Außenrand noch einen Innenkegel aufzuweisen hat. Dieser Vergleich ist richtig, aber, namentlich was diesen Innenkegel angeht, trotz der Amendements, die ich schon Seite 78 gegeben habe, noch eines weiteren Amendements bedürftig. Ein solches zu geben, versuch' ich jetzt.

Die innere Sedanposition (eben jener Kegel) erweist sich nämlich, bei genauerem Eingehn, weniger als ein unregelmäßiges Rundstück, wie vielmehr als ein beinah gleichseitiges Dreieck: der Fuß des Dreiecks — die Maas, der Bach von Floing die linke, der Bach von Bazeilles die rechte Seite. Will man das

Dreieck nach Punkten bestimmen, so handelt es sich um Floing, Bazeilles und Illy. Illy oben die Spitze, Floing-Bazeilles unten der Fuß. Innerhalb dieser drei Punkte, oder was dasselbe sagen will, innerhalb der drei genannten Wasserläufe, oder was abermals dasselbe sagen will, innerhalb jener drei Senkungen oder Thäler oder Schluchten, drin eben diese Wasserläufe sich ziehen, erhebt sich jenes unregelmäßige Plateau, das ich, wie eben als dreiseitige Kegelpyramide, so an anderer Stelle als eine Erdfestung, als Festung Sedan im weiteren Sinne, bezeichnet habe. Ein zurückgelegener Kranz bewaldeter Berge umspannt diese Erdfestung in meilenweitem Bogen. Die Angriffslinien gingen radienweis von diesem Bogen aus gegen die Mitte.

Die Höhe von Donchery nun, wie sie einen klaren Blick auf das Maasthal und die Niederung des Floingbaches, will also sagen, auf den Fuß und die linke Seite des vorbeschriebenen Dreiecks gestattet, gestattet zugleich auch einen Ueberblick über zwei Drittel, ja über mehr als zwei Drittel des weiten Bergbogens, der die Innenposition umspannt. Denn diese Innenposition, da sie klein ist, vermag nach hinten zu nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des in ihrem

Rücken gelegenen Waldkranzes zu verdecken, wodurch es möglich wird, daß man bei Illy in gewissem Sinne um die Ecke sehen, das heißt noch solcher Partien des äußeren Waldkranzes ansichtig werden kann, die bereits weit über Illy hinaus, in der rechten Flanke desselben gelegen sind. Diese (einen kleinen Abschnitt abgerechnet) beinah panoramatische Allumfassendheit des Bildes ist es, was dem Blick von dieser Donchery-höhe aus einen besonderen Werth giebt. Um das Bild vollständig zu haben, muß man freilich auf das Dach des hier oben gelegenen Schlosses steigen, weil anderen Falls durch vorgelegene hohe Parkbäume der Blick auf Bazeilles gehindert wird.

Dies Schloß, ein im landesüblichen französischen Villenstyl mit Mansardendach und Eckthürmen gebautes »Château«, führt nach seinem Besitzer (einem reichen Kaufmann in Sedan, wenn ich nicht irre) den Namen Château Paret. Es soll verkauft werden; so hörte ich wenigstens. Hier, wie an andern Orten, scheint sich das französische Gefühl dagegen zu empören, noch eine Stelle fürder zu betreten, von der aus preußische Siege gelenkt, beobachtet oder wohl gar die Erfolge dieser Siege unterzeichnet wurden.

Das Kalkbrennerhaus von Donchery.

(Four à chaux.)

Gebrochen ist der letzte Steg
Und nur der Tod noch offen, — —
Ein verlassen Haus auf halbem Weg,
Da haben sie sich getroffen.

Château Paret lag hinter mir; ich stieg die Höhe von Donchery auf demselben Wege wieder hinab, auf dem ich gekommen war, dem Rathe willfahrend, den mir die Wirthin zum »gallischen Hahn« noch im letzten Moment gegeben hatte. Semper retrorsum, »rückwärts, rückwärts!«

Da stand ich nun abermals unter dem Blechschild, das im Staubwind knarrend hin und her schwankte, hütete mich aber wieder einzutreten, sondern nahm vielmehr, Front gegen Donchery, meinen Weg unmittelbar geradeaus, um jenem vielgenannten Hause, in dem Louis Napoleon und Graf Bismarck am Morgen des 2. September ihre erste Unterredung hatten, meinen

Besuch zu machen. In den diesseitigen Berichten wird diese Oertlichkeit vielfach als »ärmliches Haus hart links am Wege« bezeichnet; die Franzosen dagegen nennen das kleine Etablissement »Four à chaux«, was ich in der Ueberschrift mit »Kalkbrennerhaus« übersetzt habe. Kalkofen, was wörtlicher gewesen wäre, verbietet sich. Man sieht nichts von einem solchen. Es ist sehr wahrscheinlich das bescheidene Wohnhaus eines kleinen »Proprietaires«, der eine Kalkscheune ganz in der Nähe hat.

Es mochten vom Coq gaulois aus noch tausend Schritt sein. Ich hielt die Photographie in Händen, um mit Hülfe derselben das Haus ohne weitere Nachfrage ausfindig zu machen. Auf dem Wege dahin wolle mir der Leser gestatten, ihm die Situation jenes Tages noch einmal zu recapituliren. Wenn er mir vielleicht versichern sollte, »daß er das alles schon wisse«, so muß er mir (ich gestatte höchstens ein Dutzend Ausnahmen) die Gegenbemerkung verzeihen, daß ich es nicht glaube. Jeder hat eine ungefähre Vorstellung von diesen Dingen, eine exacte beinah keiner. Die Sache ist nämlich ziemlich complicirter Natur, und in dem beständigen Hin und Her jener zwei Tage, wo die Scene unablässig wechselte, und dieselbe Person

bald hier bald dort erscheint, ist es keineswegs leicht, sich zu orientiren.

Am 1. Abends standen die Dinge wie folgt:

1) der König war nach seinem Hauptquartier Vendresse zurückgekehrt;
2) der Kaiser befand sich noch in Sedan;
3) Bismarck und Moltke waren in Donchery. Mit ihnen General Wimpffen, um sich über die Capitulationsbedingungen zu einigen.

Diese Bedingungen konnten aber nicht festgestellt werden. Man kam zu keinem Resultat. Schon hieß es, das Bombardement solle am andern Morgen (2.) wieder aufgenommen werden.

So verging die Nacht.

Am 2. früh 6 Uhr erschien General Reille in Donchery, um dem Grafen Bismarck mitzutheilen, daß der Kaiser Napoleon ihn zu sehen wünsche und sich bereits, von Sedan aus, auf dem Wege hierher (nach Donchery) befände.

Graf Bismarck beeilte sich, dem Kaiser entgegenzugehen.

Etwa auf halbem Wege (also wahrscheinlich in Höhe von Fresnois) trafen sich der Kaiser und Graf

Bismarck. Der Kaiser fragte nach dem König. Als er erfuhr, daß derselbe in Vendresse, drei Stunden entfernt sei, zeigte er sich zunächst bereit, dem Grafen Bismarck in dessen Wohnung in Donchery (die ihm dieser sofort zur Verfügung gestellt hatte) zu folgen. Ehe sie Donchery aber erreichten, wies der Kaiser im Vorüberfahren auf ein links am Wege stehendes, aus einem Erdgeschoß und einem niedrigen Oberstock bestehendes Haus und schlug vor, in dasselbe, Behufs vorläufiger Besprechung, einzutreten. Man fand das Haus frei, von Verwundeten nicht belegt. Der Kaiser und der Graf hatten nunmehr erst in einem, im Oberstock gelegenen Zimmer, dann vor dem Hause, ein Gespräch. Das Gespräch oben dauerte etwa eine Stunde, das Gespräch unten war kürzer. Nach diesem Gespräch begaben sich der Kaiser und der Graf, nachdem man inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß Schloß Bellevue, in einiger Entfernung an der andern Seite des Weges gelegen, zur Fortsetzung der Verhandlungen geeigneter sein werde, als dieses Kalkbrennerhaus, nach eben diesem Schloß. Eine Escadron vom Leibkürassier-Regiment ritt dem Wagen vorauf, worin der Kaiser und der Graf unmittelbar folgten.

Ueber die Verhandlungen, die hier im Schloß

Bellevue stattfanden, in aller Kürze im nächsten Kapitel.

Ich stand nun vor Four à chaux. So schlecht die Photographie war, sie war nicht so schlecht, daß das Haus nicht auf der Stelle erkennbar gewesen wäre: die Berglehne, die leise Schrägung des Daches, die kleinen Fenster des ersten Stockes, der eine Baum am linken Eck, alles charakteristisch, unverkennbar.

Ich trat ein und fragte, ob dies .....

Sans doute!

Diese Antwort, auf eine kaum erst halb gestellte Frage folgte so rasch, daß ich unschwer sehen konnte, dieser Ort war längst zu einer Wallfahrtsstätte geworden. Man saß hier und wartete auf Ankömmlinge. Ein Castellansdienst im eignen kleinen Hause. Zimmerzeigen — Beruf.

Was jeden Besucher an dieser Stelle zuerst überrascht haben wird, ist die Wohlanständigkeit des Hauses. Graf Bismarck's Bericht spricht von einem »einsam gelegenen Arbeiterhause«, das, nach einer vorgängigen Inspicirung, sich als »sehr dürftig und eng« erwiesen habe. Danach hatte ich mir (und wohl viele

mit mir) eine am Malpropren dicht vorüberstreifende, kümmerliche Behausung vorgestellt. Eine solche ist es aber keineswegs, wenigstens jetzt nicht mehr. Alles ordentlich; es fehlt selbst nicht an allerhand kleinem Schmuck.

Die »schlimme Partie« ist die Treppe. Sie ist so schmal, daß ich im Geiste die ungarisch gewirbelten Spitzen des kaiserlichen Schnurrbarts rechts und links immer anstoßen sah. Wie die mächtige Gestalt des Grafen hier heraufkam ohne Schiffbruch zu leiden oder zuzufügen, ist ein Wunder.

Oben passirt man erst ein Vorgemach und tritt dann in das »Conferenzzimmer« ein. Es hat zwei Fenster, eins nach der Front, eins nach der Giebelseite hinaus. Hier vorzugsweise hat man den Eindruck von etwas durchaus Wohnlichem, natürlich innerhalb kleinbürgerlicher Verhältnisse. Die Wände sind freundlich tapezirt, die Decke und Fenster gut gestrichen, ein mächtiger Eichenschrank füllt die halbe Wand und über dem Kamin hängt ein Bild, die Taufe oder die Krönung irgend eines sagenhaften Königs vorstellend. In der Mitte ein Tisch und die beiden historischen Binsenstühle! Diese wurden gerettet; zwei andere aber, die dem Kaiser und dem Grafen während ihrer

Promenade*) vor dem Hause als gelegentliche Ruheplätze dienten, sind beinahe unmittelbar darauf von Soldaten fortgenommen worden. Also muthmaßlich in einem Bivouacsfeuer längst verbrannt.

Der Werth der beiden übrig gebliebenen Stühle ist dadurch (nach dem Vorgange der sibyllinischen Bücher) natürlich verdoppelt und verdreifacht worden. Hunderte von Pfunden wurden von Engländern und Amerikanern bereits dafür geboten; die Wirthin des Hauses versicherte aber aufs bestimmteste, daß sie sich nie davon trennen werde. »Auch von diesen Kleinigkeiten nicht.« Dabei zeigte sie auf eine ganze Anzahl kleiner Nippsachen: Vasen, Aschbecher, Streichhölzer-Etuis, die wie letzte Ueberbleibsel einer Porzellan-Auction auf dem Kaminsims umherstanden.

---

*) Nach den Erzählungen der Frau, die mich in diesem Hause umherführte, fand die Unterredung im Freien eher statt, als die Verhandlungen im Zimmer. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß es umgekehrt sei; sie blieb aber bei ihrer Meinung. Man mag daraus sehen, wie wichtig es ist, eine exacte historische Darstellung solcher Vorgänge auf frischer That zu geben. Schon nach vierundzwanzig Stunden gehen die Ansichten auseinander und kommen nie mehr, wenn die dramatis personae schweigen, zu einer Einigung. Uebrigens möge an dieser Stelle noch die Notiz Platz finden, daß von den beiden im Text erwähnten, „muthmaßlich im Bivouacsfeuer verbrannten“ Stühlen, der eine, wie ich nachträglich erfahre, noch existirt, und zwar im Besitz des Geheimen Raths Stieber, der denselben erstand.

Ob sie Wort hält? Ich habe sie in leisem Verdacht, daß jene Porzellanvasen doch schon öfter gewechselt haben; was aber die beiden Binsenstühle angeht, so mag es ganz klug sein, ein hohes Spiel zu spielen. Widerstand reizt und einen Werth hat nur das, was man selber als unveräußerlich, als unhabbar hinzustellen weiß.

Ich sehe den Tag heraufdämmern, wo ein müde gewordener Lord erklärt, den Rest seines Lebens, wenn denn doch mal gelebt werden muß, nur noch auf diesen beiden Stühlen zubringen zu können, und unter Erlegung von »Thousand pound each« die Kalkbrennerfrau und sich selber gleichmäßig glücklich macht.

Schloß Bellevue.

Er weigert sich das Blatt zu unterschreiben.
„Es wird bis morgen ruhen können, sag' ich.“
Es kann nicht ruhen. Schreib'.

Die Piccolomini.

Es blieb mir nur noch die dritte Sehenswürdigkeit: Schloß Bellevue, wo bekanntlich die Capitulation endgültig zu Stande kam. Ich kehrte abermals bis an den Gabelpunkt der drei Straßen zurück, machte Kehrt, und bog nun nach rechts hin in einen Feldweg ein, der zum Schloß hinüber führt. Es ist ganz nahe, kaum Büchsenschußentfernung. Ich recapitulire wieder die Situation.

Die Nacht vom 1. zum 2. September hatte also zu keinem Resultate geführt: General v. Moltke und General v. Wimpffen waren in Donchery, wo sich in eben dieser Nacht auch Graf Bismarck befand, über die Capitulationsbedingungen nicht einig geworden. Die Unterhandlungen schienen sich zerschlagen zu sollen.

Am Morgen des 2. trennten sich die eben genannten Drei (Graf Bismarck, General Moltke, General Wimpffen), um, nach den vergeblichen Berathungen der vorausgegangenen Nacht, jeder an anderer Stelle thätig zu sein:

Graf Bismarck fuhr die Chaussée nach Sedan hinauf und hatte die Begegnung mit dem Kaiser;

General Moltke ritt, auf Vendresse zu, dem Könige entgegen, um die Genehmigung zu den von ihm (Moltke) aufgestellten Capitulationsbedingungen einzuholen;

General Wimpffen kehrte nach Sedan zurück.

Vier Stunden später hatte sich die Situation dahin geändert, daß die genannten Drei, wie die Nacht vorher in Donchery, so jetzt in Schloß Bellevue beisammen waren.

Graf Bismarck (sammt dem Kaiser, wie wir wissen) war von Four à chaux,

General Moltke, nach einer Begegnung mit dem Könige zwischen Vendresse und Fresnois (auf der Höhe von Cheveuge, nicht weit von dem Hause eines Billardmachers Mr. Alexandre), von eben diesem Begegnungspunkte, — endlich

General Wimpffen von Sedan aus in Bellevue

eingetroffen, wo nun, insonderheit nachdem dem Kaiser mitgetheilt worden war, daß der König erst nach Abschluß der Verhandlungen ihn zu sehen gedenke, die Ratification schnell zu Stande kam.

Um 12 Uhr konnte dem Könige auf der »Höhe von Donchery« die vollzogene Capitulationsurkunde überreicht werden. Um 1 Uhr setzte er sich mit dem Kronprinzen, Prinzen Carl, Großherzoge von Weimar, Herzoge von Coburg, Prinzen Luitpold von Bayern, Prinzen Wilhelm von Württemberg, begleitet von der Stabswache, auf Schloß Bellevue zu in Bewegung. Er schreibt selbst: »Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.«

Das war zu Bellevue, an dessen Gitterthor ich jetzt hielt. Es war geschlossen; am rechten Pfeiler ein Glockenzug. Ich läutete. Ehe geöffnet wurde, hatte ich Zeit und Muße die Paragraphen einer zur Linken angebrachten Tafel zu lesen. Die beiden letzten

Absätze lauteten: »Der Eigenthümer wünscht, daß nicht mehr als fünf Personen zu gleicher Zeit das Schloß besuchen.« Dann: »Jedes Mitnehmen von Andenken ist untersagt.« Ich schloß daraus, daß dieser Ort bereits »leicht übergeplündert« sein müsse. Und so war es auch. Neugier und Raritätenkrämerei hausen mitunter verderblicher als der Krieg. Dieser geht großartig an vielem Kleinen vorüber; der Kuriositätensammler aber schont nichts; dabei hat er das Bewußtsein, pietätvoll der Wissenschaft oder überhaupt einer Idee zu dienen. Erst durch diese hohe Meinung von sich selbst, wird er so gefährlich.

Es wurde nun geöffnet; ich glaube es war eine Gärtnersfrau, die hier Conciergendienste that. Die Besitzer, hier wie überall, abwesend und nicht in der Laune, den »entweihten Boden« ohne vorgängige Purification wieder zu betreten!

Das Schloß ist nur ein Schlößchen und auch das kaum. Detailbeschreibungen verwirren; so denn in Kürze nur das Folgende. Man denke sich einen großen Steinwürfel, mit zwei angeklebten Glaswürfeln rechts und links, und besetze dies nun längliche Kernstück mit einer erheblichen Anzahl von Freitreppen, Giebeln und Spitzthürmen, so hat man Schloß Belle-

vue. Die beiden Glaswürfel (gewächshäuserartig) repräsentiren die Salons pour déjeûner et dîner; der Steinwürfel in der Mitte enthält die Wohnräume: ein Empfangs- oder Gesellschaftszimmer, ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer (Bibliothek). C'est tout. In dem Glassalon zur Rechten wurde die Capitulation nochmals berathen und abgeschlossen, in dem links daneben gelegenen Empfangszimmer fand die Begegnung zwischen dem Könige und Kaiser statt; wieder weiter links, im Bett- und Schlafzimmer des Eigenthümers, schlief der Kaiser in der Nacht vom 2. auf den 3., also unmittelbar vor seiner Abreise nach Wilhelmshöhe; im zweiten Glassalon (links) schliefen die französischen Generale, endlich im Bibliothekzimmer General Moltke. Ob dies letztere richtig ist, mag dahin gestellt bleiben; die Concierge erzählte es.

Die Räume selbst, von der historischen Bedeutung abgesehen, die sie erlangt haben, flößen nicht das geringste Interesse ein. Das Bemerkenswertheste an ihnen bleibt ihre Kleinheit. Auf so kleinem Raum vollzog sich so Großes. Dieses Gefühl begleitet einen beständig und ist bis auf einen gewissen Grad die Poesie des Orts.

Diese litt einigermaßen, als, nach Empfang eines

Trinkgeldes, die Gärtnersfrau, wie um mir ihre besondere Dankbarkeit auszudrücken, eine Wandthür öffnete und einen Tapetenfetzen herausnahm, deren hier zehn, zwölf, bunt durcheinander in Bereitschaft lagen. Ich legt' es »zu dem Uebrigen.« Einen Werth auf diesem Gebiete hat immer nur das, was dauerhaft und tragbar ist: ein Ring, ein Zahn, ein Wirbelknochen (bei Enthaupteten der durchgehauene); allenfalls eine Locke.

Davon war nun hier nichts; von der Locke, wenn man die betheiligten Häupter Revue passiren läßt, am wenigsten.

Am Coq gaulois vorbei schritt ich wieder auf Sedan zu.

Metz.

Bis Metz.

Erst wir!
Nein, hier;
Nein, mir;
Bier, Bier, Bier!

* * *

Da trat hervor aus ihrer Felsengrotte
Die »Langeweile«, griff mich ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Lenau.

Auch meine Sedantage (nicht ruhmlos, wie ich erzählt habe) waren endlich vorüber und hart an der belgisch-luxemburgischen Grenze hin fuhr ich mit einem Mittagszuge auf Metz zu. Es ging über Montmedy und Diedenhofen; ich rechnete darauf, meinen Café in der großen Moselfestung einnehmen zu können; keine Ahnung beschlich mich, daß die Meilen- und die Stundenzahl sich nahezu decken würden.

Montmedy, etwa drittel Weg, ist eine Felsenveste. Sie erinnert an das später zu beschreibende Bitsch. In alten Tagen war es gewiß ein schwer zu nehmender Punkt; aber das ist vorüber. Am

12. Dezember begann das Bombardement, am 14. früh kapitulirte es bereits. Wie Thionville drei Wochen vorher (24. November) und Mezières dritthalb Wochen nachher (1. Januar) erlag es innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden den Kanonen Kameke's. Die Tage sind wohl nahe, wo diese und ähnliche Punkte, in ihrer Eigenschaft als Festungen, nur noch in der Geschichte gekannt sein werden. Montmedy war schon im 13. Jahrhundert fest. Von 1542 bis 1556 hatte es drei Belagerungen zu bestehn und gelangte, hundert Jahre später, nach einer sehr energisch geführten Vertheidigung der darin befindlichen spanischen Besatzung, in die Hände Frankreichs. Die Belagerung hatte 47 Tage gedauert. Ludwig XIV. ließ den Platz durch Vauban herstellen und verstärken. Die vorhandenen sturmfreien Profile und die Felsenlage der Festung machten, bis in die neueste Zeit hinein, die Stärke derselben aus. Irren wir nicht, so befindet sich das Modell von Montmedy (wie auch das von Mezières) im Berliner Festungsmodellhaus aufgestellt. Die Stadt Montmedy wird, zu kleinerem Theile, von den Festungswerken eingeschlossen; der Haupttheil liegt unten, am Fuß des Berges, und führt den Namen (im Gegensatz zu Mont-Médy) Médy-bas.

Die Eisenbahn passirt, mit Hülfe eines Tunnels, denselben Felsen, der die Festung trägt. Auf dem Bahnhof war buntestes Treiben; alles drängte sich, schnatterte, gestikulirte; dazwischen schoben sich Verkäuferinnen hin und her, vergebens bemüht, ihre Tablettes bis in die Nähe der Coupé-Fenster zu bringen, aus denen sich ebenso vergebens verlangende Arme nach Bier und Brot ausstreckten. »Madame, de la bière, s'il vous plaît«; »ah, des œufs! c'est bon; ici, ici;« lärmte es durcheinander, bis ich plötzlich, aus einem Nachbarfenster heraus, in heiserem Baß, die Worte hörte: »Sie, Frau mit de Eier, kommen Sie mal ran.« Wie das wirkte!

Eine Stunde später waren wir in Thionville, nachdem wir eine an Tunneln, Brücken und Flußwindungen reiche Landschaft, die mich an die berühmte Parthie zwischen Aachen und Verviers erinnerte, passirt hatten. Thionville ist Knotenpunkt, was sich an der Ausgedehntheit der Bahnhofs-Anlage, an der Fülle der Geleise und Güterschuppen leicht erkennen läßt. Auf dem Dach eines der letzteren sah ich, als der Zug langsam daran vorüberglitt, eine große, längliche Tafel liegen, die, wahrscheinlich von irgend einer Empfangsfeierlichkeit her, die Inschrift trug:

»In Frankreich, deutsches Herz, hast Du
»Gerächt die alte Schmach.«

Es war ganz ersichtlich, daß irgend ein fanatischer Eisenbahnarbeiter, der nicht gewillt ist, den Thionviller aus- und den Diedenhofener anzuziehn, dies halb wegweiser-, halb warnungstafelartig gehaltene Brett voll Unmuth ausgerissen und wie einen alten Scherben aufs Dach geworfen hatte.

Ich hatte nicht Zeit, über die Fehde, die Deutsch-Enthusiasmus und fränkischer Fanatismus hier geführt hatten, lange nachzudenken, denn kurzangebundne Employés forderten uns zum Aussteigen auf, hinzufügend, daß der Zug erst um 10 Uhr Abends nach Metz weiter ginge. Jetzt war es 3. Also sieben Stunden für Thionville. Sie sollten mir sauer werden.

Die Stadt liegt weitab vom Bahnhof, indessen doch viel zu nahe für jemand, der darauf angewiesen ist, durch Fußtouren sieben solcher Stunden wegzukürzen. Ich pilgerte also in das eine Thor hinein, zum andern wieder heraus, kehrte um, nahm nun das Querstück in Angriff und — war fertig.

Thionville, allem Vollklang seines Namens zum Trotz, gehört in die Reihe jener Nester, in die ihre Festungseigenschaft eine partielle Stattlichkeit: eine

Kaserne, eine Manège, ein Offizier-Café mit mehr oder weniger großstädtischem Zuschnitt, hineingetragen hat, die aber dennoch Nester bleiben, ja durch diesen Gegensatz von eingeborner Spießbürgerlichkeit und aufgepfropfter Residenzlichkeit vollends ungenießbar werden, indem sie auch das noch verlieren, was selbst die Kleinstadt uns lieb und werth machen kann: die Gemüthlichkeit. Für das Nicht-Aufkommen dieser letztern wird nun wohl in Thionville noch auf lange hin gesorgt sein. Armes Offiziercorps, das hier seine Tage absitzen, Vormittags exerciren und Nachmittags Billard spielen muß; die große Schwester-Festung (Metz) ist nah, aber — man kann doch nicht immer nach Metz fahren.

Dieser Umgang durch Thionville — das nie hätte aufhören müssen ein einfaches Diedenhofen zu sein — mochte von den sieben Stunden eine gestrichen haben. Ich suchte nun ein Café und fand es auch. Was (wenn es überhaupt da ist) fände man nicht in Diedenhofen?! Das ist kein Platz, wo sich irgend etwas verstecken kann, nicht einmal die französische Gesinnung.

Ich trat also ein, nahm einen Imbiß und war schon darauf gefaßt, zwei, drei Stunden lang keiner andern Zerstreuung, als dem wehthuenden, nerven-

beleidigenden Gequietsch zahlreicher auf Marmortischen hin und her geschobener Dominosteine zu begegnen, als ich .(»sprichst Du von einem der da lebet«) plötzlich einer Kreuz-Zeitung ansichtig wurde, die ein junger Offizier gähnend unter einem Schachbrett hervorzog. Undankbarer! Zugleich aber knüpft' ich alle meine Hoffnungen an diese so unverkennbar in die Erscheinung tretende »Nachmittags-Stimmung«, die selbst »Armadale« oder »the woman in white«, innerhalb 5 Minuten zugeklappt haben würde. So lange dauerte es denn auch nicht. Ich trat sofort mit dem bekannten: »Sie lesen nicht, mein Herr« an den bereits in sehr degagirter Haltung Daliegenden heran, worauf er sein »bitte, bitte« in einem Tone abgab, der mehr artig gegen mich, als gegen die Zeitung war.

Was wollten nun noch die 5 Stunden bedeuten, die wie der Vorschmack einer Ewigkeit vor mir lagen. Ich las, las, las. Die alte Wahrheit, daß das Leben unser Glück und unser Unglück meist in Balance bringt, diese alte Wahrheit gilt auch für die Zeitungen; — sie nehmen an dem allgemeinen Menschenschicksal Theil. Im Allgemeinen dazu bestimmt, durchblättert, überflogen und als leer und langweilig, ja von einer

starken Minorität »als immer langweiliger werdend« bei Seite geschoben zu werden, brechen doch auch für jedes Zeitungsblatt, hier oder dort, in Nähe oder in Ferne, die Stunden an, wo leidenschaftliche Liebe und Dankbarkeit alle begangene Unthat wieder ins Gleiche bringt. Dies war jetzt meine Stimmung. Ich las Amtliches und Wasserstandsberichte, alles Mäkeln war abgethan, und wie einst der Sohn eines verstorbenen Freundes auf die Frage: »welche Erzählung von Heinrich Smidt er denn eigentlich zum Geburtstag zu haben wünsche?« die kategorische Antwort ertheilte: »ganz egal; von Heinrich Smidten ist alles schön«, so ging ich durch alle Stadien des Zuschauers und Vermischten siegreich hindurch, bis ich mit frommer Scheu bei den Entbindungs-Anzeigen endigte. Unter dem Pressanten der Situation war »alles schön« geworden und nur der Börsenbericht blieb mir ein süßes Geheimniß. Auch diese fünf Stunden hatten daran nichts zu ändern vermocht.

Es dämmerte schon als ich durch war. Der Rest war — marschiren, ein ewiges Perron-Auf-und-Ab, ein Nach-der-Uhr-sehn bis zur Erschöpfung. So kam 10 Uhr. Der Zug nach Metz setzte sich in Bewegung. Ein Lokomotivenpfiff riß die Nerven aus

ihrer Betäubung, und alle Schläfrigkeit fiel ab. Um 11 hielt der Omnibus in der Rue des Clercs zwischen einem Hôtel rechts und einem Hôtel links, und überließ es sämmtlichen Insassen, nach der einen oder andern Seite hin ein Unterkommen zu suchen, vielleicht auch zu finden.

Metz.

Zwei Knöpfe und drei Oesen
Und Nadel und Fingerhut,
Die helfen von allem Bösen
Und alles ist wieder gut.

* * *

»Wie ich sagen hörte,
Hat sie ihr Deutsch verlernt.«

Ihr Deutsch verlernt? Ja eher hätt' sie wohl
Sich Essen, Trinken, Schlafen abgewöhnt.

P. Heyse (Elisabeth Charlotte).

I.

Bis über Mitternacht hinaus, nachdem uns das »Hôtel de Metz« seine gastlichen Thore geöffnet hatte, hatten wir gesessen und geplaudert; alles hatte den besten Eindruck gemacht, vor allem auch das Zimmer, ein »Salon«, in dem ich schließlich untergebracht worden war. Keine Ahnung von dem hier herrschenden »Zusammenhang der Dinge« hatte mich beschlichen, als ich, mit dem Doppelleuchter vorauf, die Treppe hinaufgeführt wurde, ein Zusammenhang, der indessen dem Leser an dieser Stelle schon verrathen werden mag. Jener reichgeschmückte Salon nämlich war einfach ein »Inter-

nirungs-Raum«, in dem der jeweilig zuletzt eintreffende Reisende auf jedesmal 12 oder 18 Stunden vorläufig eingesperrt wurde; — erst im Laufe des anderen Tages erfolgte dann die regelrechte und standesgemäße Unterbringung. Ich erhielt Zelle 18.

Aber all dies, was ich hier vorweg zur Kenntniß freundlicher Leser gebracht habe, ruhte noch in der Zeiten dunklem Schooße, als ich um 9 Uhr erwachte und in dem bild- und pendulen-geschmückten Zimmer mich umblickend, sofort den Entschluß faßte, diesen behaglich stimmenden Raum zur Ausbesserung aller an meinem äußeren Menschen erlittenen Havarien zu benutzen. Die dringendsten Veranlassungen dazu lagen vor. Es waren nun 4 Wochen und mehr, daß ich zu Fuß und zu Wagen, und, o Tag von Sedan, auch zu Roß zwischen Freund und Feind umherturnte, und nichts war mehr um und an mir, das sich nicht nach Neu-Befestigung oder Neu-Gestaltung gesehnt hätte. Dies war der Augenblick; jetzt oder nie. Ich riegelte also zu, breitete das »Besteck« vor mir aus und gab mich nun ganz jenem Heilverfahren hin, für das Dieffenbach zuerst, wenn ich nicht irre, den Ausdruck »plastische Chirurgie« erfunden hat. Wiederherstellung, Auferbauen, ihre eigentlichste Aufgabe!

Ich kam ihr nach. Anderthalb Stunden lang drehte sich für mich die Welt um den Kinderreim von

Hänschen saß im Schornstein,

bis ich, nach beendigtem Verfahren, mit dem Leichtgefühl von sechs absolvirten Visiten oder zwölf in den Kasten gesteckten Briefen, unten in den Hausflur trat.

Erleichterten Herzens, aber doch zugleich auch in jenem Zustande politischer Erregung, der, wenn man die statistischen Tabellen der Putsche und Revolutionen durchgeht, von einer andauernden Beschäftigung mit der Nadel unzertrennlich ist! An der Nadel haftet die Energie, die Sprungkraft, die nur dem Kleinen zur Verfügung steht. Ich war noch nicht zehn Minuten unten, so hatt' ich Streit mit einem Conciergen, der nicht deutsch sprechen wollte. Der Unglückliche, — er konnt' es einfach nicht; — anstatt indessen diese Thatsache ruhig gelten zu lassen, nahm ich sie als nationale Demonstration und ereiferte mich über die Maßen. Ganz gegen meine Gewohnheit. Vierundzwanzig Stunden später hatt' ich mich gefunden und stand ab von jeder sprachlichen Vergewaltigung.

Ja, das parler français! Wie vieles, in zurückliegenden Monaten, hing daran, Behagen und Unbehagen, Tod und Leben, und so mag es denn gestattet

sein (eine günstigere Gelegenheit wird sich schwerlich bieten), ein paar Worte über das »Parliren« zu sagen, über das Sprechen — zu sprechen. O wie so anders war die Wirklichkeit, als der Traum, den die Zurückgebliebenen träumten; der Familienstolz daheim und die Heldenlaufbahn da draußen, wie wenig deckten sie einander! Wenigstens in der Sprachen-Frage.

Halten wir Umschau. Ich kannte Eltern, die ernsthaft erwogen, ob die Bonne demnächst werde entlassen werden können; die erwachsenen Schwestern träumten von einem Kränzchen, an dessen Spitze sie den heimkehrenden Bruder als Thibaut oder Mozin, jedenfalls aber als unanfechtbare Autorität sitzen sahen; die jüngeren Geschwister waren dem Drangsal des französischen Exercitiums ein- für allemal entrückt, während die drei Ressourcen-Väter, die »im Ganzen sieben dabei hatten«, in den Pausen, die ihnen ihr Whist en trois ließ, übereinkamen, daß, wie sich nun auch die Carrière gestalten möge, militairisch oder nicht, wenigstens das Eine gewonnen sei: eine Sprache. Wer zwei Sprachen spricht, lebt zwei Leben. »Und meine Herren, täuschen wir uns darüber nicht (so schloß der Hauptsprecher), wer eine Sprache wirklich intus hat, der ist durch. Es ist ein Vermögen. Ich danke

Gott, daß er sich auf diesem Wege meines Heinrich angenommen hat.«

So in Haus und Ressource. Wie stand es denn nun aber mit Heinrich? war er wirklich »dem kleinen Plötz« entwachsen? waren ihm die Geheimnisse des Imparfait und Défini wirklich aufgegangen? Ach, Heinrich! Ein unbeschriebenes Blatt, war er in Frankreich eingerückt und unbeschrieben mit französischen Vocabeln verließ er es wieder. Was er nach Frankreich mit hineingenommen hatte: du pain und du vin, ayez la bonté und s'il vous plaît, diesen eisernen Bestand nahm er wieder mit heim, im Wesentlichen unvermehrt, aber geheiligt durch das Bewußtsein, auf Schloß Doncourt mit einem alten Comte und auf Schloß Roncourt mit einer jungen Comtesse eine höchst intrikate Unterhaltung geführt zu haben.

Rund heraus, gelernt war wenig oder gar nichts worden, und unter den mannigfachen Wahrnehmungen, die ich innerhalb dieser sechs Reisewochen zu machen Gelegenheit hatte, war beinah keine, die mich mehr frappirt hätte, als eben diese. In den ersten Wochen wenigstens! Später hörte das Staunen auf, und was mich anfangs verwundert hatte, fand ich nur noch in der Ordnung. Es wohnt dem Deutschen eine gewisse

Beflissenheit inne, namentlich da, wo es etwas zu lernen giebt, von der Situation zu profitiren, aber nicht minder neigt er dem Bequemen, dem Ungenirten zu, und wenn schon in gewöhnlichen Zeiten die Behaglichkeit über die Beflissenheit vielfach den Sieg davonträgt, so doch sicherlich in Kriegszeiten, wo nach den Erregungen des Kampfes, nach den Mühseligkeiten des Marsches (anderer Hindernisse, wie der Stimmung der Bevölkerung, ganz zu geschweigen), den Soldaten wie den Offizier gleichmäßig das Verlangen erfaßt: nur ausruhen! Der Campagne-Ton, wie er den Salon perhorrescirt, so noch viel mehr die Studirstube; ein Gefühl von dem Abkömmlichen all des Civilisations-Apparats, von der Gleichgültigkeit aller Patentheit, aller Leserei und Schreiberei kommt über die Menschen, eine Indifferenz, die zu allem anderen eher geneigt macht, als zu radebrechenden Unterhaltungen mit Wirthshaustöchtern oder zur Vertiefung in Hirzels Grammatik.

Dies alles — für den, der die Dinge bei Lichte betrachtet — sind unbestreitbare Thatsachen, und weil sich alles so natürlich, so folgerichtig ergab, wär' es eine Thorheit, daran auch nur den Schatten eines Vorwurfs knüpfen zu wollen. Es geschah nur, was

geschehen mußte. Aber folgerichtig oder nicht, ein leises Bedauern darüber, daß es nicht anders sein konnte, muß doch gestattet sein.

Erst aus diesem Nicht-Sprechen-Können, das dann leicht die Form des Nicht-Sprechen-Wollens annahm, sog die nationale Gereiztheit immer neue Nahrung, während überall da, wo die Sprache einen Austausch der Ansichten und Ideen vermittelte, ein gutes, oft ein freundschaftliches Verhältniß geboren wurde.

Ein solches aber wiederherzustellen, muß doch immer unser Wunsch sein, und als dem Sieger in diesem Kampfe, liegt uns eine gewisse Anstandspflicht ob, die Entgegenkommenden zu sein, die ersten Schritte zu thun.

Mit denen, die das bestreiten, streit' ich nicht.

Metz.

Halb zog es ihn, halb sank er hin.

*   *   *

Ihr Konstabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein.
»Prinz Eugen.«

II.

Die Maiensonne lag hell auf den Steinen der Rue des Clercs, als ich aus dem Hôtel trat. Diese Straße, der eigentlichste Mittelpunkt der Stadt, ist zugleich die Verbindungslinie zwischen ihren zwei vorzüglichsten Plätzen, zwischen der modernen Place royale, einschließlich der »Esplanade«, und dem mittelalterlichen Cathedralenplatz. Diesem letztern (nach links hin) schritt ich zu. Er führt meist den Namen Place d'armes oder auch Place Napoléon und ist ein Oblong, dessen Längsseiten durch die Cathedrale und das Stadthaus, die Schmalseiten durch die Hauptwache und einen Complex alter Häuser gebildet werden.

Die Cathedrale! Hunderttausend Augen, während jener furchtbaren Belagerungs-Monate, waren tagaus,

tagein auf sie gerichtet; sie hat sich dem Auge eingeprägt, um der Erinnerungen halber, die jene Zeit ausfüllen, aber auch um ihrer Schönheit willen. »Das großartigste Werk des französisch-gothischen Kirchenbaus in Lothringen, — so schreibt W. Lübke in seiner Architekturgeschichte — ist die Cathedrale von Metz. Sie wurde im 13. Jahrhundert begonnen; dann ruhte der Bau; die obern Theile zeigen den glänzenden Styl des folgenden (14.) Jahrhunderts. Die luftige, pikant durchbrochene Bekrönung des südlichen Thurmes, die dem Bau ein so originelles Profil verleiht, ist in spielenden Flamboyantformen aufgeführt.« Beim Eintreten überraschen die breiten Fenster und einzelne Rundpfeiler, die auf vorgothische Zeit hindeuten. In der That gehen die Anfänge der Cathedrale bis in das 12. Jahrhundert zurück. Noch eins mag hier erwähnt werden. Von der Höhe der einschließenden Berge aus gesehen, erscheint das Dach als zu niedrig im Verhältniß zu den übrigen Proportionen des Bau's. Sehr wahrscheinlich eine Renovation.

1546 erst war der Cathedralenbau vollständig beendet; sechs Jahre später hörte Metz auf eine deutsche Stadt zu sein. Es wurde französisch.

Es vollzog sich damit nur äußerlich, was innerlich längst geschehen war. Metz war französisch durch viele Jahrhunderte schon, die dem Reformationszeitalter vorausgingen. Vielleicht nicht politisch, indem man eine gewisse Selbstständigkeit zu wahren trachtete, aber seinem geistigen Leben nach, und verhielt sich, um ein Beispiel aus unserer Zeit zu wählen, etwa wie Luxemburg, das trotz seiner Zugehörigkeit zu Deutschland, aus seiner innerlichen Hinneigung zu Frankreich nie ein Hehl gemacht hat. So damals Metz. Es gravitirte westwärts. Ich schließe es aus dem Umstande, daß alle in der Kathedrale vorkommenden alten Inschriften entweder lateinisch oder französisch sind. Ebenso ist eine mir vorliegende Chronik (»la chronique complète de Vigneulle«) die schon 1525 geschlossen, wahrscheinlich also ums Jahr 1500 begonnen wurde, im Französisch der Epoche Ludwigs XII. und Franz I. abgefaßt.

Auch die Art, wie Metz um Ostern 1552 in die Hände Frankreichs überging, scheint darauf hinzudeuten, daß die Herzen vorbereitet waren. Man öffnete dem Connetable die Thore. Daß eine französisch gesinnte »Seigneurie« dies konnte, trotzdem man sich sagen mußte: das damals auf seiner höchsten Macht stehende

habsburgische Haus (Karl V.) werde diesen Schimpf nicht ruhig hinnehmen, beweist zur Genüge, wie schwach der Widerstand auftrat, der innerhalb der Stadt selbst, in den Gemüthern der dem Kaiser und Reich Zugeneigten zu überwinden war.

In der ganzen Geschichte der Stadt Metz ist das Jahr 1552 das wichtigste. Ich berichte über diesen bedeutsamen Abschnitt in der Kürze und lege dem nachstehenden Auszuge eine, wenn ich nicht irre von Praillon herrührende Fortsetzung der Vigneulleschen Chronik zu Grunde.

Die Belagerung von Metz 1552.

Am 15. März schrieb der König, als er zum Kriege gegen Deutschland auszog, an die Metzer, ihm »Etappen« auf ihrem Territorium zu gönnen.

Um Ostern erschien der Connetable Anne de Montmorency, belagerte zunächst Gorze und seine Abtei, nahm es ein, verbrannte es und ließ die Besatzung hängen.

Der Connetable zog nun vor Metz selbst; einiges Geschütz wurde aufgefahren; man öffnete ihm die Porte

Serpenoise und die Stadt kam ohne Widerstand in französischen Besitz. Das war am 10. Tage des April. Die Einwohner mußten die Waffen an einen bestimmten Ort abliefern, und weil man eine Belagerung (durch die Deutschen) kommen sah, wurden mehrere Kirchen und Gebäude niedergelegt. Dies währte aber noch eine Zeit.

Zunächst erschien jetzt, am zweiten Ostertage, der französische König Heinrich II. und hielt seinen Einzug mit »nobler Compagnie« von großen Prinzen und Seigneurs. Vier der Vornehmsten der Stadt waren bereit ihm zu dienen; er war ganz in Waffen, ritt bis zur großen Kirche, stieg vom Pferde und verrichtete sein Gebet. Sämmtliche Prälaten, Geistliche und andere Zugehörige der Kirche, alle in ihren reichsten Kleidern, hatten ihn am Portal erwartet. Nach verrichtetem Gebet stieg er wieder zu Roß, und zwölf blasende Trompeter vorauf, ritt er durch die Fournerue bis zum Hause des Seigneur Androuin Roussel, wo er Cour hielt.

Eine Beschreibung dieser Einzugstage (denn von einer »Eroberung« kann man nicht füglich sprechen) ist uns auch in einem Chanson erhalten geblieben, das, während der 1870er Belagerung, durch einen glück-

lichen Zufall entdeckt wurde. Es lautet in Uebersetzung etwa wie folgt:

Als sie nun sahen Kanonen
Und Mörser aufgestellt,
Da riefen sie um Erbarmen
Ueber Gräben und über Feld;
Die weiße Fahne in der Hand
Riefen sie mit Bedacht:
Es lebe König Heinrich
Und seine ganze Macht!

Am zehnten Tag (ein Donnerstag)
Im lustigen April,
Da waren die Metzer Herren
Dem König all' zu Will';
Der Connetable kam zuerst,
Es mußte wohl so sein,
Am Montag, zweiten Ostertag,
Zog auch der König ein.

Und der gemacht dies Liedel
Nach einem lustigen Ton,
War ein französischer Soldat
Der Metzer Garnison,
In Metz, der sehr berühmten Stadt
Im Lotharinger Land,
Als er mit einem Stücke Speck
Am großen Brunnen stand.

So das Lied. Der Sänger indeß sollte seines »Stückes Speck« nicht lange froh werden. Sehr magere Zeiten brachen für die Metzer Garnison an,

also muthmaßlich auch für ihn. Das geschah im Herbst desselben Jahres.

König Heinrich II. war längst nach Paris zurückgekehrt, auch der Connetable hatte Metz verlassen; innerhalb der Stadt kommandirte der Herzog von Guise als Generallieutenant des Königs.

Anfang Oktober kam eben diesem, dem Herzog, die Nachricht, daß der Kaiser (Karl V.) mit großer Heeresmacht, insonderheit auch mit vielen groben Karthaunen, heranziehe, um Metz zu belagern, zu berennen und den Franzosen wieder zu entreißen. Der Herzog traf seine Vorbereitungen, erhielt auch starke Unterstützungen von Frankreich her; viele vom hohen Adel erschienen mit ihren Capitainen, ihren Reitern und Fußvolk.

Das kaiserliche Heer bewegte sich inzwischen in drei großen Säulen heran. Zuerst, am Sonnabend nach St. Lucas (18. Oktober) erschien der Herzog von Holstein mit den »Brabançons«; er schlug sein Lager im Nordosten der Stadt auf, bei Grimont und Desirmont, hatte also im Wesentlichen dasselbe Terrain inne, das, während der Belagerung von 1870, von der Manteuffelschen Armee eingenommen wurde.

Die zweite große Heeressäule, die erschien, war

die spanisch-niederländische unter Herzog Alba; sie schlug ihr Lager südlich der Stadt auf, so daß Le Sablon der Mittelpunkt desselben, und La Horgue au Sablon wahrscheinlich das Hauptquartier des hier Commandirenden war.

Die dritte Heeressäule war die des »Marquis von Brandenburg«; er rückte mit seinen Kriegshaufen in den nordwestlichen Abschnitt ein, also dorthin, wo die Vorstadt St. Martin, wo Fort Plappeville und Fort St. Quentin gelegen sind.

Der Kaiser selbst verließ Sonntag vor Martinitag (10. November) Thionville, erschien an der Südseite der Stadt, nahm Wohnung in dem dort gelegenen Hause des Claude de Gournais, Seigneur de Tallange, eines vornehmen und gut kaiserlich gesinnten Metzer Patriziers, und ernannte hier den Herzog von Alba zum Oberkommandirenden für die ganze Dauer der Belagerung.

Diese nahm nunmehr ihren Anfang. Es wurde gegraben, geschanzt, gefeuert; die umliegende Landschaft litt unsagbar; alles wurde genommen, die Noth ließ keine Wahl. Der Winter brach herein; die Unbilden wurden immer größer; ansteckende Krankheiten rafften viele Tausende fort. Von den 140,000 Mann, die

die Belagerung begonnen hatten, gingen mehr durch Krankheit und Kälte, als wie in den zahlreichen Ausfallgefechten verloren, die die Belagerten unausgesetzt unterhielten. Die meisten Ausfälle gingen über den Pont des Morts, in nordwestlicher Richtung, gegen den Marquis von Brandenburg. Hier, weil diese Stelle die gefährdetste war, erschien auch von Zeit zu Zeit (von Thionville her) der Kaiser; ein Platz, am Abhange des Mont St. Quentin, heißt noch bis diese Stunde La butte de Charles quint.

Zahllose Opfer wurden gebracht; aber umsonst. Metz hielt sich. Beinah wörtlich heißt es in der Chronik: »Man schoß den ganzen Tag; die Fenster klirrten, es war ein Höllenlärm, aber man gewöhnte sich daran und alles lachte zuletzt; jedermann wußte, daß sie's draußen in Schnee und Eis nicht lange mehr würden aushalten können.«

Und darin hatten sie Recht. Am 1. Januar 1553 begann der Abbruch des Lagers. Zuerst zogen die Truppen ab, die im Süden der Stadt unter dem speziellen Befehle Albas gestanden hatten, dann folgte der Herzog von Holstein von Grimont, dann der Marquis von Brandenburg von der Vorstadt St. Martin aus. Alle zogen sie auf Thionville.

»Als sie nun fort waren, sah man das Elend und den Schmutz und die Räubereien des Lagers; todte Menschen und Pferde und alles wurde begraben, damit es keine schlechte Luft gäbe.«

Der Herzog von Guise kehrte nach dieser glorreichen Vertheidigung nach Paris zurück; aber eh' er ging, ordnete er eine große Prozession an, »er selbst, alle Prinzen und Capitaine, sowie alle Gentilhommes nahmen eine Kerze in die Hand und zogen in die große Kirche, um Gott zu danken.«

Die Chronik dieser Belagerung schließt im Wesentlichen wie folgt:

»Alles war theuer. Ein schlechtes Viertel Kuhfleisch kostete 3 bis 4 Livres; ein Ei kostete 11 Sous (Solz). Die Kater und Katzen hatten schlechte Zeit; man war auf beständiger Jagd; sie wurden alle getödtet, gebraten und gegessen. Oft aß man auch Pasteten von Pferdefleisch.«

»Viele Diener in der Stadt ließen sich verführen und wurden französische Soldaten. Sie sollten das Gut ihrer Herrschaften hüten und verthaten es nun. So kam es, daß während dieser Belagerung viele reich wurden, die vorher arm waren, und viele arm wurden, die vorher reich gewesen waren.«

Man kann dies alles nicht lesen, ohne frappirt zu werden durch viele Aehnlichkeiten zwischen damals und heut.

Metz, als König Heinrich II. am zweiten Ostertage 1552 in die Stadt einzog, hatte 60,000 Einwohner gehabt; am Ausgange des folgenden Jahrhunderts (1698), vermochte es nur 22,000 aufzuweisen. 1648 war es durch den westphälischen Frieden, neben Toul und Verdun, endgültig, will sagen auch de jure an Frankreich gekommen, nachdem es demselben, von 1552 an, bereits de facto zugehört hatte. Jene rapide Abnahme in der Bevölkerung innerhalb 150 Jahren lediglich auf den Herrschaftswechsel zurückführen zu wollen, ist wohl gewagt. Ich lasse dies auf sich beruhen. Viele Reichsstädte, auch in Deutschland selbst, sind seit der Reformationszeit zurückgegangen.

Eine andre Zeit für Metz brach erst wieder mit Napoleon an. Sehr wahrscheinlich schon unter dem ersten Empire entstanden hier (wenigstens zu erheblichem Theile) jene Kasernen, Militairschulen und Zeughäuser, die mit ihren Dependenzien halb Metz über-

decken; wie immer aber dem sein möge, jedenfalls ließ das zweite Empire nichts unversäumt, um die große Moselfestung zu einem Waffenplatze von immer gesteigerter Bedeutung zu erheben. Es wurde ein bevorzugter Punkt, was einfach damit zusammenhängen mochte, daß es bei seiner Lage und bei dem wachsenden Geschrei nach dem linken Rheinufer, der Sprungstein war, von dem aus der Salto mortale (denn dazu wurde schließlich dieser Sprung) gemacht werden mußte. Die Wünsche, die die Pariser Herzen bewegten, die Pläne, die in den Tuilerien gesponnen wurden, hier nahmen sie zunächst Gestalt an, hier erfolgten die Waffen-, die Munitions-, selbst die Proviantanhäufungen, um, wenn der rechte Moment gekommen sein würde, die Heeres-Ueberschwemmung in Scene setzen zu können. Um nur eins hervorzuheben, das berichtet wird: »im großen Arsenal befanden sich nicht weniger als 150,000 Gewehre«. Man hat diese Anhäufungen von Kriegsmaterial in einer Grenzfestung als unklug und anmaßlich tadeln wollen. »Nichts kennzeichnet besser — so hieß es — den Größenwahnsinn und die leichtsinnige Ueberhebung der Franzosen, als daß sie hier, so nahe der Grenze, seit Jahren ein ungeheures Kriegsmaterial, andrer Vorräthe zu geschweigen, an-

häuften, mit welchen sie seiner Zeit eine in Deutschland operirende Armee auszurüsten und nachhaltig zu unterhalten vermeinten. Der Gedanke, daß sie auch ihrerseits unterliegen könnten, scheint ihnen also nie gekommen zu sein.« Ich finde diese Auslassungen zu hart, vielleicht überhaupt nicht statthaft. Es kann nicht darauf ankommen, solche Dinge, blos um ihre Sicherheit absolut zu machen, an einem Punkte zu concentriren, wo der nöthige Schutz freilich vorhanden, aber auch die Möglichkeit rechtzeitiger Verwendung beinah genommen ist. Was dem muthmaßlichen Kriegsschauplatze am nächsten liegt, wird immer ein zu Bevorzugendes sein, vorausgesetzt, daß die natürliche Festigkeit des Platzes eine genügende Garantie gegen alle Eventualitäten des Krieges bietet. Ein solcher Platz aber war Metz in eminentem Grade. Was schließlich diese Riesenfestung dennoch zu Fall brachte, war der Hunger, waren Verhältnisse, die nicht vorweg in Erwägung gezogen zu haben, auch dem Voraussichtigsten schwerlich als Unklugheit oder Ueberhebung angerechnet werden darf.

Metz.

Stattlich ziehn von den Hügeln herab sich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach . . .
Fünf Kastelle beschirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sankt Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!

Platen (Bilder Neapels).

III.

Die Rue des Clercs, wie sie nach links hin auf den Cathedralenplatz mündet, mündet nach rechts hin auf die Place royale, die, einschließlich der Esplanade, ebenfalls ein großes aber quer-gelegtes Oblong bildet. Einige Beschreibungen bezeichnen ihn als »einen der schönsten Plätze in Europa«, was mir indessen als eine erhebliche Uebertreibung erscheint. Um unter die schönsten, oder auch nur schöneren Plätze einrangirt zu werden, dazu fehlt ihm zweierlei: eine bedeutende

Architektur und eine sofort fühlbare Poesie der Erscheinung. Was er davon hat, reicht nicht aus. Er ist ein Heiterkeits-, aber kein Schönheits-Platz. Unter allem Verwandten, was ich kenne, erinnert er zumeist an den Leipziger Universitäts-Platz. Die Grimmasche Gasse ist die Rue des Clercs; die Verlängerung der Straße, die sich hier wie dort in einer Vorstadt fortsetzt, theilt die ganze Platzweite in zwei Hälften; wo in Leipzig diesseits der Universitätsbau und jenseits das große Postgebäude aufragt, erheben sich in Metz das Palais de Justice und die große Genie-Kaserne hüben und drüben. Auch die Entstehung der Plätze ist dieselbe; alte Stadtbefestigungen haben hier wie dort das Terrain hergeben müssen.

Die »Esplanade« ist die schönere Hälfte der Place royale; fünf Reihen Bäume leihen ihr einen beinah parkartigen Charakter, Pavillons und Gartenbeete schieben sich ein, Veilchen- und Resedaduft erfüllen die Luft und der Springbrunnen überdeckt mit seinen Wassermassen, wie mit einer Glasglocke den Ober- und Unterrand der Fontaine. Der ehemalige Festungscharakter ist an dieser Stelle überall verloren gegangen; nur ganz nach rechts hin, wo ein schmaler Moselarm die Grenze zieht, fällt das Terrain plötzlich senkrecht ab,

und wer hier seinen Stand nimmt, erkennt an der scharfen Profilirung der vorspringenden Ecke, daß er sich auf der Höhe eines Bastions befindet.

Sehr wahrscheinlich ist dies jener Werke eines (hart links daneben befindet sich die Citadelle), mit denen Vauban die Stadt-Enceinte umgab, eine damals bewunderte Form, die nun längst jenem neuen Fortifikations-Prinzip Platz gemacht hat, das jede große Festung in ein befestigtes Lager umgestaltet. Wohl an wenigen Stellen hat dies moderne Prinzip eine imposantere Anwendung gefunden, als hier in Metz. Selbst die Pariser Befestigung ist nur größer, aber nicht großartiger. Der Mont St. Quentin überragt noch den Mont Valerien.

Fünf mächtige detachirte Forts, von zahllosen Lunetten und Redouten zu schweigen, umstehen in halbmeiligem Umkreis die Stadt, jedes einzelne eine Festung in sich. Nach Osten hin: Fort St. Julien; nach Süden hin: Fort Queuleu; nach Südwesten hin: Fort St. Privat; nach Nordwesten hin: Fort des Carrières (meist Plappeville genannt), und alles andere überragend, der befestigte »Mont St. Quentin«.

Er ist der Mittelpunkt jeder Unterhaltung, der Stolz jedes Hauses. Wie am Genfersee sich alles um

den Montblanc, am Luzerner See alles um den Rigi und Pilatus, an jener gesegneten Stelle zwischen dem Thuner- und Brienzer-See alles um die »Jungfrau« dreht, so dreht sich innerhalb der großen Moselfestung alles um den Mont St. Quentin. Er ist der Wächter, in jenem Doppelsinne, daß er nicht nur nach außen hin schützt, sondern auch nach innen hin controlirt, und wer in Metz über Platz und Straßen schreitet, muß beständig das Gefühl haben, unter dem Blicke von Mont St. Quentin zu sein. Aber dieser Blick erhebt mehr, als er bedrückt, denn es ist kein grotesk-neugieriges Hineinschauen (wie man es dem Monde nachgesagt hat und wie so viele Bilder es darstellen), sondern es ist der große Blick der Sonne. Hoheit und Heiterkeit sind um ihn her.

Die Esplanade, von jener Bastions-Stelle aus, wohin ich den Leser geführt, gönnt eine prächtige Aussicht auf diesen nächstgelegenen und schönsten Bergkegel in der Umgebung der Stadt, der, wenn die Gerüchte sich bestätigen, die über ihn und die anderen Forts im Umlauf sind, wohl bald zum letzten Male als »Heiliger Quintinus« auf Thal und Fluß herniedergeblickt haben wird. Vielleicht wird er als »Kaiser«, oder, in Huldigung gegen den prinzlichen Feldherrn, der hier

selber wie ein Wächter vor Metz stand, als »Friedrich Karl« zu unsren Söhnen und Enkeln sprechen. Gleichviel indeß, wie immer der Name wechseln möge, er wird die Stätte bleiben, die der ihm zu Füßen liegenden Stadt den Stempel des Königlichen leiht.

Metz.

Und es bildet sich
Um die Beiden ein Kreis von Beschauenden flugs umher;
Mädchen kommen sogleich und erregen das Tambourin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen ist's Musik.
Platen (Bilder Neapels).

Das ist dieselbe Rechte, die er einst
Erhob und jenen schweren Sieg erfocht,
Als er die schnellen Parther unterjocht; . . .
Und still verlassen blickt herab der Held
Auf diese neue, diese fremde Welt.
B. v. Lepel (Der Reiter auf dem Capitol).

IV.

Zwei Cafés. Zwei Standbilder.

Noch einmal die zwei Plätze, der Cathedralen- und der Königsplatz! Wie sie in allem einen Gegensatz ausdrücken, so auch in ihren Cafés; Etablissements, um die sich bekanntlich in Frankreich das öffentliche Leben noch mehr dreht, als um Hôtel de Ville und Palais de Justice, selbst als um Kirche und — Kaserne.

Das Café de la Cathédrale ist der Sammelplatz des bürgerlichen Metz. Hier blüht der Cognackellner, der wie ein Bankhalter die Höhe von zwanzig Karten, so die Cognac-Höhe von wenigstens zwanzig Flaschen beständig im Gedächtniß trägt, hier wird die Cigarette gewickelt, die kleine Pfeife gestopft, hier klappert von früh bis spät der Dominokasten, hier schlägt der Carambole-Ball unerbittlich an die Bande, hier sind die Blouse und der Henri-quatre zu Haus, hier schnattert's und gattert's, hier blitzen die dunklen Augen, und ein narkotischer Samum von Taback und Mocca weht heiß über die Tische hin. Hier wandern der Figaro und der Gaulois von Hand zu Hand, und lange wird es dauern, eh die Kölnische Zeitung an dieser Stelle ihren Sieges-Einzug hält.

Anders das Café am Esplanadenplatz: das Café Heaume. Auch in zurückliegenden Jahrzehnten, lange bevor die »große Wandlung« kam, war der Gegensatz da und wie das Cathedralen-Caféhaus das civile Metz beherbergte, so das Esplanaden-Caféhaus das militairische. Hier klapperte immer der Säbel mit dem Queue um die Wette, und der Champagnerkühler verdrängte zeitweilig die geschliffene Flasche des Absinth. Die letzten Oktobertage 70 gesellten zu dem alten

Gegensatz von Civil und Militair noch einen neuen: das Cathedralen-Caféhaus blieb französisch, das Café Heaume wurde deutsch.

Hier an einem lachenden Maitage sitzen, zumal um die Mittagsstunde, war ein Genuß, der etwas von der Elegance der Boulevards mit der Heiterkeit des Jahrmarkts in sich vereinigte. Unter den Laubengängen der Esplanade wogte es auf und ab, der Springbrunnen plätscherte, die Militair-Kapelle spielte ihre Verdi- und Bellini-Märsche, von links her aber lärmte in die sentimental-getragenen Töne die immer lustige Pauke eines Carrousels hinein; die großen und kleinen Pferde (ein ganzer Marstall in Holz) drehten sich immer rascher, und Kinder und Erwachsene, Metzer Stubenmädchen und ostpreußische Grenadiere, jagten sich mit einer Schnelligkeit — glücklicherweise ohne sich einzuholen — wie die rothen Teufel auf den Drehscheiben, die man Kindern zu Weihnachten schenkt.

Wie alles hier einen Gegensatz ausdrückt, die Baulichkeiten, die Cafés, die Plätze selbst, so auch die beiden Standbilder, die sich auf eben diesen Plätzen erheben: der Marschall Fabert und der Marschall Ney. Fabert, der schon geboren wurde, als die Cathedrale eben erst als ein endlich Vollendetes aus

der Hand ihrer letzten Baumeister hervorgegangen war, steht auf der Place d'armes, angethan mit jener Eisenrüstung, die, bis weit über die Tage des eigentlichen Ritterthums hinaus, noch in den Elitecorps des dreißigjährigen Krieges, ja später noch, als eine Art militairisches Staatskleid fortlebte. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erlosch es; — Helm und Harnisch unsrer Kürassiere der letzte Ueberrest davon.

Wie anders Ney! Ueber der Uniform der malerisch drapirte Mantel, den die Kampfes-Bewegung öffnet und nach hinten schlägt. In seinen Händen kein friedliches Blatt Papier (wie die Fabert-Statue es zeigt), kein Bestallungs-Pergament mit Namen und Datum, sondern das kurze Gewehr des französischen Voltigeurs; nichts ruhig Statuarisches; alles Attaque; der alte Soldat siegreich über den Marschall.

So weit die Unterschiede; aber in einem sind sie gleich: als Sinnbilder der Tapferkeit und Treue. Fabert, dessen Name jetzt verklungen ist, war ein Ney seiner Zeit, ein »Brave des Braves« aus dem Jahrhundert Louis XIV., und auf dem Sockel des Denkmals, das ihm Metz, als dem tapfersten seiner Söhne, errichtete, durften in Erz die von ihm selbst herrührenden Worte eingegraben werden:

»Si pour empêcher qu'une place, que le Roi m'a confiée, ne tombât au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brêche ma personne, ma famille et tout mon bien, je ne balancerais pas un moment à le faire.«

So die Inschrift. Das Erzbild des andern Platzes bedurfte solcher Inschrift nicht. Ney sprach für sich selbst. »Pourquoi tous ces titres? Michel Ney! et bientôt un peu de poudre« klingt fort im Herzen seiner Nation. Er starb den Tod des Verräthers, und er starb ihn — mit Recht; aber die Welt hat ihm längst verziehn; er war treulos aus Treue. Er setzte sein Herz über sein Wort.

So ragen auf den zwei Plätzen von Metz zwei Standbilder auf, jedes mahnend an die großen Ruhmes-Epochen des Landes, jedes ein stummer Zuruf: halte aus.

Mit welchen Empfindungen, in jenen dunkeln Oktobertagen, als das Brot immer theurer und das Leben immer billiger wurde, mit welchen Empfindungen muß Marschall Bazaine, wenn er von Ban St. Martin aus in die Stadt kam, an diesen beiden Statuen vorübergeritten sein, von Tag zu Tage immer nur das Eine mehr erkennend: die dritte Statue wird

nicht dir errichtet werden. Auch der Tapferste erliegt seinem Geschick. Das persönliche Sich-Hinopfern (und dann meist viel Tausende mit), das als letztes Refugium immer übrigbleibt, ist halb Nervensache, halb Komödie.

Als am 29. Oktober die Unsren einzogen, war die Statue Faberts in schwarzen Flor gehüllt!

Bis Gorze.

Ihr habt sie
Aufwachsen sehen; doch mit ihnen wuchs
Auch ein unsel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend.

Braut von Messina.

»Ja, vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen.«

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!

Jungfrau von Orleans.

Mit den Sehenswürdigkeiten von Metz, so weit sie auf der Oberfläche liegen, war ich fertig und mir verblieben für die weiteren drei Tage, die ich für die große Moselfestung festgesetzt hatte, nur noch die Schlachtfelder. Zunächst die vom 16. und 18. August. Ich engagirte einen Wagen (50 Francs für zwei Tage; keineswegs zu theuer) und fuhr an einem herrlichen Maitage südlich auf Gorze zu, um, nach einer kurzen Rast daselbst, von diesem seinerzeit vielgenannten Flecken aus, das große Plateau, auf dem die Schlacht tobte, zu erreichen.

Also zunächst nach Gorze!

Der Weg dahin gestattet von dem Augenblicke an, wo man Montigny, eine der großen Vorstädte von Metz, im Rücken hat, einen prächtigen Ueberblick über das reiche Thal, zugleich über die bewaldete, schluchtendurchzogene und kuppenreiche Bergmasse, die am andern Ufer dem Flusse folgt, oder den Lauf desselben bestimmt. Diese Bergmasse, deren östlicher Abhang uns fast auf unsrer ganzen Fahrt begleitet, (nur die letzte halbe Meile führt uns schon in die Berge hinein) ist dieselbe, auf deren nach Westen hin sich dehnendem Plateau am 16. und 18. ein so erbitterter Kampf geführt wurde. Dörfer liegen an der uns zugekehrten Seite; andere ziehen sich in jenen tiefen Einsattlungen hin, die hier und dort die mächtige Bergwand durchbrechen und die natürlichen Straßen bilden, mittelst deren wir, an den Kuppen vorbei, auf die westlich dahinter gelegene Hochfläche gelangen. Solcher tiefen Einsattlungen sind drei. Die eine führt auf Amanvillers zu, die zweite auf Gravelotte, die dritte (über Gorze) auf Vionville. Diese dritte Schlucht war die unsre. Da sie zugleich die südlichste ist, so bot die Fahrt, insoweit sie an den beiden andern Schluchten vorüberging, eine erwünschte

Gelegenheit, in diese und die an ihrer Mündung gelegenen Ortschaften einen Blick zu thun.

Das nächste Dorf zur Rechten, eigentlich ein Conglomerat von dreien, ist Jussy, seinerzeit in tausend Zeitungen und hunderttausend Briefen immer wieder und wieder genannt. Hier, auf hoher Kuppe, war der vorgeschobenste unsrer Beobachtungsposten, der, mit Hülfe seines Fernrohrs, nicht nur symbolisch, wie der Mont St. Quentin, sondern realiter in die Geheimnisse von Metz hineinsah. Die Esplanade lag so klar vor seinem Glase, daß man die Besucher zählen konnte, die im Café Heaume ein- und ausgingen, ja, weit über Metz und seine Cathedrale hinweg, drang das bewaffnete Auge bis zum Fort St. Julien vor und registrirte die Zahl und Stärke der feindlichen Bataillone, die sich, mehr als einmal, gegen Servigny und Noisseville in Bewegung setzten.

Eine halbe Meile weiter südwärts, hart am Flusse, an eben jener Stelle, wo die jenseits nach Gravelotte hin führende Schlucht diesseits ausmündet, liegt Ars sur Moselle in friedlichem Schimmer. Die zahlreichen Schlote dampfen; nur die Schläge des Eisenhammers dringen herüber, während die Donner von Plappeville und St. Quentin her, stumm geworden

sind. Wie viel Hoffen und Bangen knüpfte sich, durch zehn lange Wochen hin, an den Namen dieses Orts! Eine zwei Fuß breite Diele, eine Decke, eine Handvoll Stroh an dieser Stelle gefunden zu haben, war wie ein Gewinn im Glücksspiel; was litt und starb hier alles; der Krieg kleidete sich hier bunter als ein Markt in Cairo. Nun alles vorüber. Die Brückenbogen aus der Römerzeit ragen malerisch auf und predigen still: Vergessenheit.

Der dritte Ort ist Jouy, auch Jouy aux arches genannt. Dieses Dorf passirten wir direkt. Die Blicke der Bewohner waren nichts weniger als freundlich auf uns gerichtet; erst das deutsche Wort »Briefkasten« gab mir meine Haltung wieder und ließ mich fühlen, daß der Reichsadler schützend über mir schwebe. Ziemlich am Ausgange des Dorfs streiften wir die Villa und den Gartengrund des Herrn Dreyfuß, eines Banquiers oder Fabrikherrn aus der Rothschild-Sippe. Mein Kutscher, der bis dahin ziemlich einsylbig gewesen war, wandte sich jetzt lebhaft und energisch zu mir herum und sagte mit einem Tone, als ob er von Bayard oder Coligny spräche: Monsieur Dreyfuss! c'est le Monsieur, qui a marié une nièce de Mr. Rothschild. Es machte einen lächerlichen und

doch zugleich trübseligen Eindruck auf mich. Das unbedingt Häßlichste, dem ich in Frankreich begegnet bin, ist diese Devotion vor dem Golde. Arme Kerle; sie haben keinen Gott und keinen Glauben mehr und knixen vor la France und — Rothschild.

Von Jouy ist noch eine Viertelmeile bis Corny-Noveant, von denen jenes (Corny) diesseits der Mosel, dieses (Noveant) jenseits gelegen ist. Zwischen beiden Dörfern die Moselbrücke.

In Corny stieg ich aus, um dem »Schloß« daselbst, in dem sich seinerzeit das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befand, meinen Besuch zu machen. Die Front, wenn ich recht gesehen habe, liegt dem Dorfe abgewandt und blickt auf Wiese und Park hinaus; man nimmt also sein Entrée von hinten her. Ein sackgassenartiger Raum, von Gartenmauern eingeschlossen, führt in einen von drei Seiten umstellten Hof, unter dessen einem Flügel hin sich ein tunnelartiger Thorweg zieht, der den Besucher aus dem halbwirthschaftlichen Hinterhof in den Empfangshof der Vorderseite führt. Durch diesen Tausch ist indessen wenig gewonnen, und wenn zwischen den malerischen Verdiensten des einen und des andern abgewogen werden soll, so gebührt dem Hinterhofe der Vorzug. Die

Façaden seiner Flügel wirken minder monoton, am Spalier hin rankt der Wein, alte Kastanienbäume bilden ein schützendes Dach und träumerisch fällt das Wasser aus einem Quellbrunnen nieder und füllt die Luft mit Kühle und stiller Musik. Der Vorderhof ist um vieles nüchterner; das verflachte Rococo seiner Thüren und Fenster kommt zu keiner Geltung, die Stille wird zur Oede, und nur die schöne Avenue*), die von der Parkwiese her auf den Schloßhof zuführt, leiht dem Ganzen eine Vornehmheit und einen gewissen Reiz. Ich bat, mich umsehen zu dürfen, was mir auch schließlich gestattet wurde, aber zu keinem erheblichen Resultate führte. Innerhalb — da keine Thür sich öffnete — kam ich über Flur und Küche nicht hinaus; außerhalb aber, als ich mich in dem Park ergehen wollte, erhob eine Hundemeute, die in mir einen Prussien wittern mochte, ein so furchtbares Geheul, und sprang und kletterte an der Umzäunung so bedenklich in die Höhe, daß ich meine Versuche, weiter

[1]) Diese Avenue hinauf fuhr, sehr wahrscheinlich, am Vormittage des 25. Oktober, der 80jährige General Changarnier. Seine Besprechung mit dem Prinzen ebnete das Terrain; am Abend des 27. wurde eine Meile nordwärts, im Schloß Frescaty (vergl. das gleichnamige Kapitel) die Kapitulation abgeschlossen.

vorzudringen, einstellen mußte. Die Hauptsachen indeß, wenn ich von Zimmereinrichtungen absehe, werd' ich nichtsdestoweniger gesehen haben. Der Prinz bekundete durch die Wahl von Schloß Corny jedenfalls einen feinen Geschmack. Es war, auch ehe der Herbst 1870 diesem Château einen historischen Stempel aufdrückte, ein gewisses Etwas um dasselbe her, das es, trotz all seiner architektonischen Plattitüden, weit über die Spielschachtel-Schlösser erhob, die der französische Industrialismus in den Stylen aller Jahrhunderte, wie um Paris so auch um die Provinzialhauptstädte her, in wahren Massen hat entstehen lassen.

Beinah unmittelbar hinter Corny ist die Kettenbrücke, die auf das andre Moselufer hinüberführt. Vor ohngefähr 12 Jahren brach dieselbe unter der Last von zwei Fuder Wein zusammen; die Dauben sprangen auseinander und auf tausend Schritt hin färbte der Wein das Wasser. Im selben Jahre erschien der Komet. Der blutrothe Streifen in der Mosel war ein direkter zu deutendes Zeichen.

Jenseits der Brücke tritt der Weg, nach einer Linksbiegung, beinah unmittelbar in jene dritte, hier mündende Schlucht ein, die nun, in halbstündiger Fahrt, uns in das »finstere Gorze« hineinführt.

In das »finstre Gorze«; so hieß es damals, als die Einwohner noch weinten oder fluchten, als jedes Haus ein Lazareth war, und die August- und Septemberwochen, aller Gewohnheit und Regel zum Trotz, ihre unendlichen Regenschauer aus trübem Himmel niederschickten. Aber das Gorze von heute ist alles, nur kein finstres Gorze! Die gelblichen Häuser der langen Schluchtstraße lachen im Sonnenschein, die grünen Abhänge blicken freundlich in das Städtchen nieder, und auf höchster Bergesspitze — das Thal und seinen Weinbau segnend — steht die Jungfrau Maria von Golde blinkend und überstrahlt alles mit einem Doppelschimmer von Licht.

Nicht finster ist Gorze, aber lang, wie alle Gebirgsdörfer. An zahlreichen Aubergen vorüber, von denen eine, ächt französisch, die Ueberschrift »A l'idée du monde« führte, gelangten wir endlich bis an das entgegengesetzte Ende des Fleckens, wo wir vor dem »cheval blanc« Halt machten.

Eine korpulente Wirthin empfing mich, die, nach einigen Begrüßungsworten, ihrer Freundlichkeit nicht bessern Ausdruck geben zu können glaubte, als durch Angebot von »du jambon avec choucroute«. In nichts aber, und am wenigsten in Sauerkrautsfragen,

dem Deutschthum rücksichtslos verfallen, lehnte ich ihre beabsichtigte Gutthat ab und entschied mich für einen »gigot« zu dem ich, an dieser Stelle, ohnehin ein größres Vertrauen hegte.

Eh dieser Schöpsenschlegel servirt werden konnte, schritt ich im Zimmer auf und ab, in lebhaftem politischem Gespräch mit dem Wirthe, der sich mir mittlerweile zugesellt hatte. Ich machte an diesem, wie an allen andern Tagen, die ich in der Umgegend von Metz (ganz besonders auf dem Lande) zubrachte, die Wahrnehmung, daß die Lothringer in ihrer Gesammthaltung viel angenehmer, umgänglicher, freundlicher sind, als die Elsässer. Ich erklär' es mir so. Die Lothringer, mit ihrer letzten Herzensfaser längst zu Franzosen geworden, betrachten sich völlig als Bewohner einer eroberten Provinz. Sie haben unterlegen, sind als Beutestück dem Sieger zugefallen und müssen sich in die Gesetze desselben finden. Sie haben ihm gegenüber keine besondren Ansprüche zu erheben; sie waren seine Feinde, immer seine Feinde, und müssen nun — als Grenzland dazu verurtheilt die Zeche zu zahlen — die Consequenzen dieser Gegnerschaft tragen. So in Lothringen. Ganz anders in Elsaß. Der Elsässer, wiewohl politisch total Franzose geworden,

ist doch seinem Blut und seinem Stammesbewußtsein nach, mehr oder minder deutsch geblieben und gerirt sich in dieser seiner Deutsch-Eigenschaft nunmehr als »feindlicher Bruder«. So lange er in der Präponderanz war, betonte er die Feindlichkeit und ließ die Bruderschaft fallen; jetzt, nach langer Hoffahrt, endlich mit besiegt und unterlegen, sucht er den Bruder überall wieder hervor, wo es ihm paßt und perorirt sich in den Glauben hinein, daß er als »Bruder« eigentlich »schlecht behandelt« werde. Ja er geht so weit, als feindlicher Bruder ganz besonders ausgezeichnet, namentlich aber prämiirt werden zu wollen. Denn in den Mein- und Dein-Fragen vereinigt er die Tugenden beider Nationen.

Die Lothringer, so sagt' ich, erwiesen sich mir als umgänglicher, als nahbarer, und, im Einklange damit, zeigten sie ihre relativ freundliche Gesinnung auch in der Sprachenfrage. Sie entschuldigten sich, des Deutschen nicht mächtig zu sein, oder gaben wenigstens erläuternde Erklärungen darüber ab. So auch mein Cheval-blanc-Wirth.

Wir unterhandelten noch über diese Dinge, als der Gigot intervenirte und mein gefälliger Plauderer Miene machte sich zurückzuziehn; ich bat ihn aber zu

bleiben, was er auch annahm. Wir stießen nun an auf »gute Zeiten«, ein Trinkspruch, unter dessen weitem Mantel alle Nationalitäten momentan untergebracht werden können. Ich sprach dann, halb scherzhaft, von den Zeiten, wo er »un vrai prussien« sein, und sein ältester Sohn in der Berliner Garde dienen würde. Im ganzen Lande werde man sich bald davon überzeugen, daß man gar keinen so üblen Tausch gemacht habe und daß die deutschen Regierungen im Gegensatz zu der französischen (die er vorher selber angeklagt hatte, immer nur an sich, d. h. an die eigne Tasche gedacht zu haben) ein Gewissen und eine Vorstellung von der Heiligkeit des Amtes besäßen. Er hörte mir aufmerksam zu und sagte dann (ich finde die Worte in meinem Notizbuch): Nous le savons bien: votre gouvernement est juste; c'est beaucoup; mais nous sommes français; nos sentiments sont tout-à-fait pour la France, et — être allemand, jamais! Ich sah ihm an, daß er es ernsthaft meinte und versuchte deshalb, ihm von der ernstesten Seite her, die es für einen Franzosen giebt, beizukommen, von der Geldseite. Ich ließ also einfließen, daß es doch auch etwas sei, an der Aufbringung der fünf Milliarden keinen Theil nehmen zu müssen. Er wollte

aber von diesem Trost nichts wissen und sagte rasch und decidirt: J'aimerais mieux payer et — rester chez la France. L'Allemagne, oh ...

In diesem Augenblick erschien wieder, um dem Dejeuner durch Mandeln und Biscuit den letzten Schliff zu geben, die corpulente Dame, bei der ich mich nun beschwerte, daß ihr Eheherr ein so obstinater Franzose sei. Sie lächelte, als ob sie sagen wollte: in dem einen Punkte sind wir einig. »Eh bien,« fuhr ich fort, zugleich das große Laib Brot vom Teller nehmend, »dies Brot wird künftig auf deutscher Erde wachsen und das sagt alles.«

Aber einem Franzosen ist schwer beizukommen. Er nahm den Teller, auf dem das Brot gelegen hatte, drehte ihn zwischen den Fingern und sagte dann: »deutsche Erde! Sehen Sie hier diesen Sonntagsjäger. Er glaubt einen Fasan getroffen zu haben; aber es war die bunte Mütze seines Nachbars; der Fasan flog davon.«

Das Schlachtfeld vom 16. August.

Sie haben Tod und Verderben gespie'n —
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.
F. Freiligrath.

* *
*

Der Tod ist gekommen,
Der Sieg aber auch,
Durch alle Herzen wehet
Der Verheißung Hauch.
G. Hesekiel.

(St. Marie aux Baraques. Mars la Tour. Vionville.)

Um 2 Uhr wieder zu Wagen. Das Terrain steigt, unmittelbar hinter Gorze, ziemlich steil bergan; wir fuhren also Schritt. Zwei Franzosen gesellten sich uns und baten aufsteigen zu dürfen; ich überließ die Entscheidung dem Kutscher, der am Ende wissen mußte, was er seinem Braunen bieten könne und was nicht. Er nickte zustimmend (brauchte er doch nicht selbst zu ziehen) und so waren denn alle Plätze besetzt. Als wir die Höhe ziemlich erreicht hatten, gewahrte ich eine Kapelle, nach deren Namen ich mich erkun-

digte. »Das ist St. Thiebault«, sagte der eine, »eine Heilquelle und ein Wallfahrtsort. Am 1. Juli pilgern viele Tausende hierher, um sich der Fürsprache des Heiligen zu empfehlen.« Er sagte das in jener schelmisch drüberstehenden Weise, in der die Franzosen, beinah ausnahmelos, kirchliche Dinge zu behandeln lieben. Ich that, als überhört' ich die Schelmerei und fragte ganz ernsthaft: »woher nur die große Theilnahme?« »Oh, on danse le soir« antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen.

Sehr bald hinter St. Thiebault hört die Steigung auf; beide Männer dankten und gingen links ab auf ihre Felder; nach rechts hin aber dehnte sich nun jenes berühmte Plateau »vom 16.«, an dem für uns so viel Ruhm und — so viel Thränen hängen. Zunächst hindern Erdhebungen und vorgelegene Gehölze die Aussicht, sehr bald aber kommen offne Stellen, die nun den ganzen Blick frei geben: dort Tronville und Vionville, an der Pappellinie hin, die die Richtung der großen Straßen angiebt; hier, weiter vor im Grunde, das vielgenannte Gehöft von Flavigny; daneben rechts die ersten Häuser von Rezonville; (Mars la Tour, zur Linken, verbirgt sich noch in einer Terrainwelle). Der Wind geht leise, der Himmel ist

blau, die rothen Dächer von Flavigny leuchten über das Feld hin; wie sonnig, wie friedlich alles; nur hier und dort (aber im Ganzen doch wenig bemerkbar) ragt ein Hügel auf und ein daneben stehendes Kreuz. Dieser friedlich-stille Eindruck bleibt auch, wenige Stellen abgerechnet.

Einer solchen nähern wir uns jetzt: St. Marie aux Baraques oder auch blos les Baraques genannt, ein zerstörtes Gehöft. Der Kampf ging nicht eigentlich bis zu dieser Südwestecke des Schlachtfeldes; die Baulichkeiten erlagen also wohl dem Granatfeuer, das die Franzosen von jenseit Vionville her, gegen diesen uns als Repli dienenden Punkt richteten. Der Besitzer von les Baraques wurde standrechtlich erschossen; er hatte Zeichen gegeben und unsre Zahl und Stellung verrathen. So wird erzählt.

Bei les Baraques biegt der Weg nach rechts ab und führt uns nunmehr, an der westlichen Flanke des fast ein Quadrat bildenden Schlachtfeldes hin, auf Mars la Tour zu. Die Entfernung beträgt eine halbe Meile.

Mars la Tour, in den Friedensbestimmungen bei Frankreich verblieben und deshalb der Sehnsuchtsort, wohin sich die Blicke aller zwangsweis deutsch gewor-

denen Proprietaires der Nachbardörfer richten (»wir wirthschaften noch fünf Jahre, dann ziehen wir hinüber«) — dieses Mars la Tour ist mehr ein Flecken als ein Dorf und würde mit seiner breiten Straße und seinen zweistöckigen Häusern einen beinahe städtischen Eindruck machen, wenn nicht hier, wie in so vielen andren französischen Ortschaften, die Unsitte herrschte, die Düngerhaufen unmittelbar vor die Häuser zu legen. Dazu Betten in der Sonne, ein bestaubter Fruchtstrauch am Spalier, nirgends ein frischer, schattengebender Baum, — so entsteht jene »greisenhafte Erscheinung«, von der ich, nach einem Pücklerschen Citate, schon Seite 16, in dem Kapitel »Bis St. Quentin, gesprochen habe.

Eine einzige Stelle macht hier eine Ausnahme, der von Kastanien umstellte Kirchenplatz. Die Kastanien sind so jung wie die Kirche alt ist. Sie ist die größte, die stattlichste, die in ihrer Erscheinung originellste, die sich auf dem ganzen Schlachtenterrain vorfindet. Vionville, Gravelotte, Amanvillers, sie haben geschmacklose kleine Thürme mit einer nichtssagenden, aus vier Brettern zusammengestellten Pyramide, — Mars la Tour aber, im Einklang mit seinem Namen, den man wohl mit »Kriegsthurm«

übersetzen darf, trägt eine massive Mauerkrone statt der hölzernen Spitze.

Interessant wie die äußre Erscheinung, ist auch die innre Ausschmückung. An den Wandpfeilern ragen vierzehn große Oelbilder auf, die die Leidensgeschichte des Erlösers darstellen. Also ein Calvarienberg, ein Stationsgang bis Golgatha, innerhalb der Kirche selbst. Wie ich schon an andrer Stelle hervorgehoben habe, es giebt Weniges, worin sich ein allgemeines höheres Kunstmaaß der Franzosen besser zu erkennen gäbe, als in der Ausschmückung ihrer Dorfkirchen. Aus der ganzen Priegnitz, wenn ich sie umstülpen könnte, würden höchst wahrscheinlich nicht vierzehn solche Passionsbilder herausfallen, wie sie diese eine Kirche von Mars la Tour aufzuweisen hat.

Ich durchschritt das Dorf seiner ganzen Länge nach, aber nirgends nahm ich Zerstörungen wahr. Es scheint in der That, daß der Kampf, der doch zur Hälfte den Namen dieses Dorfes trägt, an eben demselben nur vorüberfegte. Freilich nah' genug. Der nur tausend Schritt östlich gelegene Wald (den im Norden die alte Römerstraße, im Süden die zwischen Mars la Tour und Gravelotte laufende Chaussee begrenzt), dieser Wald, um den beinah zehn

Stunden lang gerungen wurde, und der ganz und gar der »Swiepwald« dieses Tages war, scheint wie ein Blitzableiter gewirkt und das zu Häupten des Dorfes stehende Wetter glücklich auf sich abgelenkt zu haben.

Diesem Walde fahren wir jetzt zu, indem wir uns anschicken, unter abermaliger Rechtsbiegung die dritte Seite des Schlachtfeld-Quadrats zu beschreiben. Diese dritte Seite, die nördliche, ist die eigentliche Kampfeslinie. Es ist der zwischen Mars la Tour und Gravelotte gelegene Abschnitt der großen Metz-Verdun-Straße, auf der am 16. August Marschall Bazaine seinen Abzug bewerkstelligen wollte. Hier trafen wir ihn in seine linke Flanke, hier zwangen wir ihn zu stehn, hier hielten wir ihn fest, hier warfen wir ihn zurück. Das Resultat des Tages war kein eigentlicher Sieg; es lief auf eine großartige Marschstörung hinaus; diese war erreicht; an ihr hing vielleicht der Krieg. Wir sagen vielleicht. Denn bekanntlich ist die ganze Bedeutung der Metz-Einschließung angezweifelt worden. Es gab eine Epoche (kurz vor der Capitulation), wo man sie geradezu für einen Fehler erklärte. Der endliche Ausgang hat jedenfalls zu ihren Gunsten entschieden.

Die Nordseite des Schlachtfeldes ist etwa eine Meile lang; — sie wird durch die Dörfer Vionville und Rezonville in drei gleiche Theile gegliedert: in Mars la Tour-Vionville, Vionville-Rezonville und Rezonville-Gravelotte. Der Kampf drehte sich anfangs um die Mittelposition Vionville-Rezonville (inklusive Flavigny); die Flügel links und rechts wuchsen erst im Laufe des Tages an. Was schließlich den Ausschlag zu unsren Gunsten gab, will sagen, den Feind von seinem Weitermarsch, beziehungsweise von seinen Durchbrechungsversuchen abstehen ließ, wird für den Augenblick schwer zu sagen sein; wahrscheinlich war es der Druck, den wir, am späten Abend noch, mit Hülfe neu eintreffender Regimenter des VIII. und IX. Corps, auf seinen linken Flügel ausübten. Dies war zwischen Rezonville und Gravelotte. Die zahlreichen, durch den ganzen Lauf des Tages hin unsrerseits wiederholten Cavallerie-Angriffe, an denen gleich ruhmvoll, aber nicht gleich erfolgreich alle Cavallerie-Brigaden des III. und X. Corps, einschließlich der Garde-Dragoner, theilnahmen, sie waren Nothbehelfe, die in Abwendung des Aeußersten, nämlich der Umzinglung und Vernichtung unsrer 6. Division, reussirten, aber (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des imposanten An-

griffs der Brigade Barby, nördlich von Mars la Tour) die Entschlüsse des Feindes nicht nachhaltig bestimmen, seinem Marsche, auf Verdun zu, nicht ein eigentliches Halt gebieten konnten.

Halben Wegs zwischen Mars la Tour und Vionville, an derselben Stelle wo rechts der Straße die Häuser des Dorfes Tronville sichtbar werden, schiebt sich, von links her, der so berühmt gewordene, mehrerwähnte, auf den mir vorliegenden Spezialkarten zur Zeit noch unbenannte Wald bis dicht an die Chaussée heran. Er sah so unschuldig aus, daß ich unwillkürlich aus Lenau citirte:

> Klar blickt der alte Sünder Ocean
> Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

Und was hatte er alles gethan! Wie ein Hohofen das Holz klafterweise verzehrt, so hatte dieses Wäldchen Bataillone verschlungen. Es ist so klein, daß man meinen möchte, es seien hier mehr Menschen gefallen, als Stämme an dieser Stelle stehen. Vier Brigaden, die Brigaden Bismarck, Lehmann, v. Woyna, Diringshofen, wurden hier decimirt; das Regiment Nr. 24 ließ über die Hälfte seiner Offiziere und mehr als ein Dritttheil seiner Mannschaften auf dem Platz. Es war ein Kampf, der an Opfern von

dem berühmten Sturm auf St. Privat kaum übertroffen wird.

Wo sie alle eingescharrt wurden, wer sagt es, oder zum mindesten wer sieht es, wenn er hier auf welligem, walddurchzogenem Terrain vorüberfährt. Von den Gräbern der drei hannöverschen Brigaden: Lehmann, Woyna, Diringshofen, sah ich beispielsweise keins; aber meine speziellen Landsleute, die 24er, sprachen in einem Riesengrabe zu mir. Hart am Wege, rechts, ragte der Hügel auf, unter dem die Ueberlebenden, am Tage nach der Schlacht, 13 gefallene Offiziere, darunter die Majors v. Sellin und Rechtern, bestattet hatten. Bretterkreuze mit halbverwaschenen Inschriften (seitdem wahrscheinlich aufgebessert) gaben die Stelle an, wo jeder Einzelne lag. Daneben hatten die 64er ihr Grab, dem andern gleich an Schlichtheit, nur kleiner. Auch hier las ich und notirt' ich die Namen. Der vorletzte war v. Bandhet. Ich kannte seine Eltern. Und sieh', auf dem absolut kahlen Grabe blühte genau an dieser einen Stelle eine vereinzelte Campanula, — ein aufgegangenes Samenkorn, das der Herbstwind des vorigen Jahres hierher getragen hatte. Ich pflückte die Blume, und diese allein (im Gegensatz zu so vielen andern, an die sich

minder ernste Betrachtungen knüpften) hab' ich mit heimgebracht und überliefert*).

Von dieser Stelle bis Vionville ist nur noch 10 Minuten. Hier begegnet man vereinzelten Spuren des Kampfes. Vionville ist das kleinste unter den vier, am Nordrande des Schlachtfeldes gelegenen Dörfern, das kleinste und das compakteste. Eben deshalb war es (wie ein Quarré) zur Vertheidigung vorzüglich geeignet. Es baut sich aus drei kurzen Parallel-Straßen auf, von denen jede aus nur sieben bis acht Gehöften besteht, jedes einzelne wiederum von Steinmauern eingefaßt. Der Kirchthurm, wiewohl unbedeutend, ist weithin sichtbar. Ihm zur Seite, in einer Mulde nach rechts, liegt Vorwerk Flavigny, nur ein, zwei Gehöfte sammt etlichen Wirthschaftsgebäuden. Diese nahmen die 35er gleich zu Anfang, und hielten sie, durch alle Schwankungen des Tages hin, eisern fest. Ob

*) Einen regelrechten Grabstein hatte am 6. Mai, als ich das Schlachtfeld vom 16. August befuhr, von allen Gräbern, die ich sah, nur ein einziges Es war wohl eine in Gorze angefertigte Steinmetzen-Arbeit und trug die Inschrift: „Hier ruhen in Gott der Reserve-Unteroffizier Max Ebel aus Neu-Ruppin, unser geliebter Sohn, und Max Krause aus Berlin, nebst fünf ihrer Kameraden vom preußischen Infanterie-Regiment Nr. 64; gefallen am 16. August 1870.“ Uebrigens weiß ich, daß seitdem verschiedene Grabsteine gelegt und Denkmäler errichtet worden sind.

auch Vionville selbst, laß ich dahingestellt sein; ich glaube, es ging momentan wieder verloren, vielleicht in jener heißen Stunde, wo die Cavallerie-Brigade v. Bredow hier attackirte, um der hartbedrängten 6. (brandenburgischen) Division wieder Luft zu schaffen. Es war die unvergängliche Stunde der Halberstädter Kürassiere unter Major v. Schmettow. Sie verdienten sich an diesem Tage, neben all' ihrem andern Ruhm, auch das schöne Lied (eins der besten, das dieser Krieg zeitigte), dessen drei erste Strophen ich hier mittheile:

Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod.
Dort stehn die Brandenburger nur
Und leiden große Noth.
Da sprengt und ruft ein Offizier
Durch Dampf und Donner durch:
Vor! Halberstädter Kürassier',
Und rettet Brandenburg!

Sein Testament schreibt der Major
Auf seinen Sattelknopf,
Die Reiter biegen weit sich vor
Bis auf den Pferdekopf.
Es jauchzen die Trompeten auf
Und die Standarte fliegt:
Marsch, Marsch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis Alles liegt!

So geht es drauf. Als Schmettow sie
Zum Sammeln wieder ruft,
Ist stumm des Feindes Batterie
Und Brandenburg hat Luft;
Hat Luft; doch sieh', in Frankreich hat's
Um Mitt' August geschneit; —
Da liegt die Blüthe Halberstadts
Im weißen Waffenkleid *).

Nordwärts der Straße, da wo die Massen des Feindes standen, sind die Gräber der braven Kürassiere. An der Südseite, in einem eingehegten Obstgarten, haben 35er ihre letzte Ruhestätte gefunden. Hier ruht Lieutenant v. Buddenbrock, vielleicht der Sohn des tapfern Divisionairs, an dessen Ausharren das Schicksal des Tages hing.

*) Seit jenem Tage, wo General v. Pape (damals Oberst) über die Angriffe der sich opfernden östreichischen Reserve-Kavallerie (zwischen Rosberitz und Langenhof) schrieb: „Und so schmolzen diese Weißmäntel hin, wie der Schnee an der Sonne" ist wohl über einen Kürassier-Angriff nichts Schöneres gesagt worden, als diese letzten Zeilen. Im Originale heißt es genau:

Doch was ist das? in Frankreich hat
Es im August geschneit,
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid.

Das „halbe Halberstadt" mit seiner brillanten Alliteration ist viel besser als „Blüthe Halberstadts"; aber andererseits wird der Herr Verfasser selbst vielleicht diese Genitivform und das Wegfallen der prosaisch wirkenden Frage: „Doch, was ist das?" als eine Verbesserung ansehen.

Es war ein Sonnabend, als ich Vionville passirte; der Feierabend brach herein und die Glocken gingen. Es schien aber fast, als ob sie nur zum Wirthshaus riefen, denn vor den vielen Aubergen: »Au Lièvre vivant«, »A la Poule qui boit« etc., ging es lustig her und ich hörte Stimmen: pas cela; du vin blanc, du vin blanc.

So kam ich bis an das letzte Haus des Dorfes. Vor diesem hatt' ich einen Anblick, den ich, weil ich ihn hier hatte, nie vergessen werde. Zum Sonntag war ein Zicklein geschlachtet worden. Da lag es in seinem Blut, hart an der Schwelle. Der »Cultivateur«, der hier wohnte, nahm einen Blasebalg und blies das Zicklein auf.

So schied ich von Vionville. Eine halbe Stunde später war ich in Gravelotte.

Gravelotte.

> Je suis véritablement du sang Royal; . . . mais sans doute, le cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu.
>
> Lessing (Minna von Barnhelm).

> Die sagen so, und jene so,
> Die sagen hier, und jene da;
> Ein Glück nur, daß es irgendwo
> Und daß es überhaupt geschah.

Es war schon Lampenzeit, als wir in Gravelotte eintrafen. »Au cheval d'or« hieß es auf dem Schilde; Mr. Drouant empfing uns und sprach zwanglos von den zwei großen Tagen, vom 16. und 18., dann von den Belagerungswochen, wo General Manstein in seinem Hause gewohnt habe. Das Zutreffende dieser Angabe stehe dahin; ich werde noch, im Laufe dieses Kapitels, Gelegenheit haben hervorzuheben, wie schnell die Sage auch hier bemüht gewesen ist, bestimmte Lokalitäten mit einem Nimbus zu umgeben, der ihnen gar nicht zukommt.

Es war die Stunde für das Souper, das sich Table d'hôte-artig auf einem langen Tisch vorzubereiten

begann. Madame Drouants Befehle leiteten das Ganze; es war ein Besteck- und Teller-Geklapper, ein Falten und Aufrichten von Servietten, das jedem Hôtel d'Angleterre an jedem beliebigen Schweizer-See zur Ehre gereicht haben würde; ich blickte nur dann und wann auf alle diese Vorbereitungen hinüber, während mein Bleistift über die Blätter meines Notizbuches lief, das sich mit Beschreibung alles dessen, was ich seit Gorze gesehen, zu füllen begann.

Ich sollte aber nicht ungestört damit zu Ende kommen. Ein kleiner, spindeldürrer Herr, Mitte funfzig, an dem nichts groß war als die Nase und der graue Henriquatre, erschien vor mir, legte sein Militairkäppi rechts zur Seite, stellte eine Folio-Mappe wie einen Brustschild vor sich und sprach nun, das Kinn auf den Mappenrand legend, über diesen hinweg. Es war ein letzter Vetter aus der Familie Donchuixote. Ach, ich hatte in diesem Augenblicke keine Ahnung davon, daß er wirklich einem alten Hause angehörte, noch dazu einem alten, historischen Hause, das bereits leibhaftig nach der höchsten Macht rang, als der Ritter von La Mancha erst erfunden wurde. Aber dies war mir noch Geheimniß. Zunächst stellte er sich mir, ruhig und unbefangen, als ehemaligen Sergeant-

major eines Genie-Regiments vor, der »bis zur Veränderung der Verhältnisse in diesen Gegenden« Mairie-Schreiber in Gravelotte gewesen sei. Die viele unfreiwillige Muße, die ihm seitdem zu Theil werde, habe er benutzt, um ein Tableau der Schlacht von Gravelotte zu entwerfen (er präsentirte mir dasselbe), das »militairische Genauigkeit und schuldige Rücksichtnahme auf die eigenthümlichen Terrainverhältnisse mit Uebersicht und künstlerischer Anordnung, vielleicht auch mit künstlerischer Durchführung zu vereinigen trachte«. Er sprach dies alles mit einer bescheidenen Sicherheit, als ob Leonardo da Vinci dem König Franz I. ein Buch oder eine Skizze überreiche. Es machte alles einen sehr guten Eindruck, nur nicht das Tableau. Es war ein Unding, ein auf Stein gezeichneter Nonsens, wie wenn Kinder auf Schiefer malen. Ich fand es so schlecht, daß ich, einen Augenblick geärgert, die Kauf-Zumuthung abwies, was mir jetzt leid thut. Denn wenn ich ihn als Künstler beschämt hatte, so beschämte er mich als Mensch. Er ließ nämlich das Blatt ruhig in seine Mappe gleiten, verbeugte sich, wie um anzudeuten, »das Geschäftliche ist nun erledigt« und setzte sich dann auf einen nebenstehenden Stuhl, um im Geplauder mit mir, Gentle-

man gegen Gentleman, die Tagesereignisse zu besprechen. Den größten Eindruck schien General Steinmetz auf ihn gemacht zu haben, den er, ich weiß nicht wo, gesehen hatte oder gesehen haben wollte, und den er, wie einen Edelstein, jedesmal flüchtig blinken ließ, wenn die Unterhaltung anfing etwas grau zu werden. Ich hatte, ehrlich gestanden, mehr ein Interesse ihn über sich selbst, als über den Sieger von Nachod sprechen zu hören, in Betreff dessen er mir doch eine sehr fragliche Autorität blieb, und suchte deshalb das Gespräch immer wieder auf die Tage der Mairie-Schreiberschaft hinüber zu lenken. Er war mir darin schließlich auch zu Willen, sagte weder zu wenig noch zu viel, und so erfuhr ich denn, daß er »ein Guise, freilich aus einer jüngeren Linie (ligne cadet) sei«, und daß er, »bei allen Wandlungen seines Geschicks, doch immer bemüht gewesen sei, jenes großen Hauses würdig zu leben, das einst gestrebt habe d'être roi«. Ich muß ihm das Zeugniß ausstellen, daß seine ganze vornehm-reservirte Haltung, in glücklichem Verein mit der absoluten Ausgetrocknetheit seines physischen Menschen, all seine Aussagen höchst vortheilhaft unterstützte; dennoch konnte ich das Bild des Chevalier Ricaut de la Marlinière, Seigneur de Prêt-au-

val, de la Branche de Prens d'or nicht ganz los werden, und zwischen all dieser Haltung hindurch hörte ich es mitunter leise klingen: »Vous-êtes bien bonne, Mademoiselle; tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur«.

Nun kam das Souper, das ich — die meisten Plätze blieben leer — mit einigen liebenswürdigen Pionier-Offizieren vom 9. Bataillon (wenn ich nicht irre) zu theilen hatte und das, in der Fülle seiner Gänge, hier wie überall für jeden jungen Prinzen ausgereicht haben würde. Beim Dessert brachen die Militairs auf, die noch nach Rezonville hinüber mußten, und überließen das Terrain, will sagen die Knackmandeln und den Rochefort-Käse, mir und dem Mr. Drouant, der sich inzwischen mit einem Freunde zur Fortspinnung der unterbrochenen Conversation eingefunden hatte. Diese ging ganz in den Geleisen, wie am Mittag desselben Tages in Gorze. Zwischen dem cheval d'or und dem cheval blanc war kaum ein Unterschied wahrzunehmen; man war artig, heiter, entgegenkommend, aber — französisch. »Mein Sohn wird nie den preußischen Rock tragen; noch drei Jahre, so verkauf' ich und beschließe meine Tage in Mars la Tour«. So hier wie überall. Das Gespräch

glitt dann wieder, genau wie im cheval blanc, auf das »Französisch sprechen« hinüber, und zu meiner Beschämung wurde mir immer klarer, daß ich, an jenem ersten Tage in Metz, an den armen Conciergen ganz ungerechtfertigte Anforderungen gestellt hatte. »Sie müssen sich nicht aigriren, — so etwa nahmen Mr. Drouant und sein Freund abwechselnd das Wort — wenn Sie nirgends in Lothringen einem deutschen Ton begegnen. Wir sind hier Französische Lothringer und viele von uns haben erst während der Schlacht- und Belagerungstage das erste deutsche Wort gehört. Aber auch in Deutsch-Lothringen dürfen Sie es so streng nicht nehmen. Die Leute sprechen wohl noch deutsch, an der Grenze hin vielleicht auch ausreichend und ohne besondere Mühe, aber im Großen und Ganzen sind alle Lothringer des Deutsch-sprechens entwöhnt. Jeder dachte an die Möglichkeit, das Französische über den Rhein zu tragen, aber gewiß nicht an die Möglichkeit, es von dorther besiegt und verdrängt zu sehn; so war das Deutsche, auch bei den Deutsch-Lothringern, ein todtliegendes Kapital; es rostete; denn auch der Geschäftsverkehr mit den Deutschen ging in französischer Sprache. Sie bequemten sich uns eben.«

So lief das Gespräch, bis die elfte Stunde heran kam. In einer Art Schlafsaal, dessen 4 Betten eben so viele Wandschränke waren, wurd' ich untergebracht und schlief so ruhig, als wären in diesem Hause immer nur Hochzeit und Kindelbier gefeiert worden und als hätten hier nie und nimmer brechende Herzen ihren letzten Seufzer in die Heimath geschickt.

Am andern Morgen war ich früh auf; es lag noch viel vor mir. In Gravelotte selbst hatt' ich noch den Kirchhof zu besuchen, der einen leidlich guten Ueberblick über den rechten Flügel des Schlachtengrundes vom 18. gestattet. Also dorthin.

Die Kirche befindet sich in einer Querstraße, zeigt an manchen Stellen noch gothische Ueberreste, ist als Ganzes aber modernisirt und trägt den nüchtern-kümmerlichen Stempel, den beinah Alles hat, was unter die renovirenden Hände des vorigen Jahrhunderts kam. Ich machte selbstverständlich diesen Kirchenbesuch auch nicht um der Kirche selbst willen, sondern weil mir durch Madame Drouant in feierlichster Weise versichert worden war, »der Friedhof von Gravelotte sei es, wo Seine Majestät der König von Preußen die Sieges-

nachricht durch General Moltke empfangen habe«. An Ort und Stelle kam diese Versicherung wieder etwas ins Schwanken, weil sämmtliche Anwesende sich über die Stelle nicht einigen konnten. Nach einigen war es in oder vor einem der beiden, dem Kirchhofsportal gerade gegenüber gelegenen Eckhäuser gewesen, von denen das kleinere die Inschrift trägt: »Gillet, Boulanger. Epicerie et Mercerie«; nach andern lag der Schauplatz jenseit der Kirchhofsmauer, mehr ostwärts, wo der König, auf einem großen Feldstein sitzend, die Mauer als Rückwand, das Schlachtfeld, besonders die Schlucht, in der der Kampf tobte, überblickt habe. Dies hatte viel für sich. Ich setzte mich also auf den großen Feldstein, hatte mein Hochgefühl, und sprang erst auf, als plötzlich ein langverblaßtes Bild wieder vor mir aufstieg: ein Berliner Eisenkrämer, der (zu meinem Entsetzen) einst in Westminster-Abtey, sich auf den Thron der Könige von England gesetzt und in der »Sprache seiner Heimath« gesprochen hatte.

Ich hätte mir den Steinsitz gut und gern noch 5 Minuten gönnen können, denn Madame Drouant, sowie sämmtliche Um- und Anwohner des Kirchhofs, waren gleichmäßig im Irrthum; der König hatte an jenem denkwürdigen Abend weder auf der Bank

des Boulanger, noch auf dem schlachtfeld-überblickenden Feldstein gesessen, war überhaupt schwerlich nach Gravelotte selbst hineingekommen. Das Ganze ein neuer Beweis dafür, mit welcher äußersten Vorsicht die an Ort und Stelle reifenden Sagen (die man doch geneigt sein könnte als die zuverlässigsten anzusehen) in der Regel aufzunehmen sind.

Der König empfing die Siegesnachricht an ganz anderer Stelle. Darüber im nächsten Kapitel.

Rezonville.

Und wie die Nacht ausbreitet
Ihr dunkles Leichentuch,
Da über das Schlachtfeld reitet
Ein stiller, ernster Zug; —
Der, hoch an seiner Tête,
Ist König Wilhelm, der Held,
Auf blickt er im Gebete
Zum blauen Sternenzelt.

A. Duncker.

Um 10 Uhr war ich wieder zu Wagen, um nun das Schlachtfeld vom 18., insonderheit das Centrum und den linken Flügel, zu befahren, wie ich Tags zuvor das Schlachtfeld vom 16. befahren hatte. Das Centrum war Verneville. Der nächste Weg dahin ging gradaus nordwärts über die vielgenannten Fermen Mogador und Malmaison (die kahlen Wände der erstren sah ich aufragen), ich durfte aber einen kleinen Umweg nicht scheuen, weil mir selbstverständlich daran liegen mußte, auch noch Rezonville mit in den Kreis der Erinnerungsplätze hineinzuziehen. So denn wieder westwärts, zwei Kilometer zurück auf dem-

selben Wege, auf dem ich gestern gekommen war. In einer Viertelstunde hatt' ich das vielgenannte Dorf erreicht.

Rezonville ist etwas kleiner als Gravelotte, aber an Wirthshäusern, so viel ich wahrnehmen konnte, ihm überlegen. Wir hielten vor einem, das die Doppelinschrift trug: »A la Gloriette« und darunter in großen Buchstaben: »K. Preußisches Unteroffizier-Casino 1870«. Die erste Frage galt natürlich dem Hause, in dem der König in der Nacht vom 18. auf den 19. geschlafen habe; man zeigte es mir. Eh' ich den Leser indeß in dasselbe einführe, schildre ich ihm, soweit Se. Majestät dabei in Rede kommt, die letzten Stunden jenes denkwürdigen Tages. Es war nämlich auch in Rezonville (und eben nicht in Gravelotte), wo der König die Siegesnachricht, oder richtiger vielleicht die letzte Bestätigung des errungenen Sieges empfing. Erst Mittheilungen, die in eine viel spätre Zeit fallen als mein Besuch in diesen Gegenden, haben mir darüber Gewißheit verschafft. Ich lasse folgen, was ich erfahren habe.

Der König verließ 4 Uhr früh sein Hauptquartier Pont à Mousson zu Wagen. In Gorze bestieg er ein Reitpferd, den »Romeo«, und ritt bis auf die Höhe

von Flavigny, in ziemlich gleichmäßiger Entfernung von Vionville links und Rezonville rechts. Hier verblieb Se. Majestät bis 4 Uhr und empfing die von allen Seiten her eingehenden Meldungen. Es scheint, daß er nach 4 Uhr den Platz wechselte und auf eine andre, mehr in unmittelbarer Nähe von Rezonville, also mehr in Front gelegene Höhe ritt. Hier vergingen abermals Stunden. Vielleicht um 7 Uhr (es ist immer mißlich mit Zeitangaben) erschien er aufs Neue weiter vorwärts, muthmaßlich hart an der Schlucht, an deren diesseitigem Rande Gravelotte gelegen ist, und hier war es, wo er in die »historischen Granaten von Königgrätz« hineingerieth, aus denen ihn diesmal Minister von Roon entfernte. Die Situation war so bedenklich wie nur möglich; Rittmeister von Buddenbrock vom Leib-Kürassier-Regiment wurde durch einen Granatsplitter an der linken Hand verwundet; derselbe Splitter sprang ab und tödtete noch das Pferd des Hofmarschalls, Grafen Perponcher. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stelle, wo dies alles stattfand, der ziemlich hart an der Schlucht gelegene Kirchhof von Gravelotte war, und daß hieraus die Dorf-Tradition, die ich am Schluß des vorigen Kapitels erzählt habe, entstanden ist. (Nach einer andern Angabe lag

der Punkt, wo Se. Majestät ins Granatfeuer gerieth, mehr nordwärts, der Straße von Doncourt zu.)

Die hereinbrechende Dunkelheit, die es unmöglich machte, des ohnehin in den Wäldern steckenden Feindes ansichtig zu werden, ließ ein sich ferneres Exponiren doppelt unräthlich erscheinen und so kehrte der König, westlich Rezonville in die Nähe des Punktes zurück, wo er um etwa 5 Uhr mit seinem Stabe gehalten hatte. Es war nun völlig finster geworden; ein Feuer brannte; der König, weil es zu spät war, nach Pont à Mousson zurückzufahren, war gewillt, an dieser Stelle zu bivouakiren. Aus der Waldesschlucht, die zwischen Gravelotte und Rozerieulles sich hinzieht, rollten die letzten Schlachtendonner herüber. Es war der Angriff der Pommern unter Fransecky.

Zu eben dieser Stunde war es denn auch, daß General Moltke heransprengte, um die in diesem und dem vorigen Kapitel mehrerwähnte Bestätigung des Sieges zu bringen. Er traf den König auf einer improvisirten Bank sitzend: ein Brett (andre sagen eine Leiter), die links auf eine Dezimalwage, rechts auf einen gefallenen Grauschimmel aufgelegt war. Diese Bank ist so berühmt geworden (auch in Bildern schon) wie die »Brunnenröhre von Kollin«. Ein Glück für uns,

daß jene Bank, im Gegensatz zu dieser, einen Sieg als historischen Hintergrund hatte.

Der König war schon bereit zum Schlaf, als noch gemeldet wurde, daß sich in Rezonville ein allenfalls zum Nachtquartier geeignetes Haus gefunden habe. In dasselbe begab sich der König; ein mitgeführter Königlicher Krankenwagen diente als Bett.

Diesem Hause nun schritt ich zu. Es ist, wenn man von Gravelotte kommt, das letzte an der rechten Seite; nur Scheune und Stall liegen noch drüber hinaus. Das Haus ist groß, von einer gewissen malerischen Unregelmäßigkeit, die sich namentlich darin ausspricht, daß die eine Hälfte gar keine Fenster zeigt. Spalier-Birnen, wie überall hier, breiten an der Wand ihr häßliches Geäst aus (man wird immer an Kreuzigung erinnert) und unter dem unmittelbar anlehnenden Wirthschaftshause hin läuft ein tiefer Thorweg, in dem eben jetzt Grabkreuze gemacht und beschrieben wurden. Ein halbes Dutzend stand fertig in der Sonne, um zu trocknen. »Hier ruht ꝛc.« hieß es fabrikmäßig.

Ich stieg nun die Stiege hinan, um das Zimmer zu sehn, das allgemein als das Schlafzimmer des Königs gilt. Auch hier wieder, ganz wie in dem Kalk-

brennerhaus von Donchery, nur verstärkt, hatt' ich den Eindruck, daß diese Lokalität, weit über Gebühr hinaus, verkleinert worden ist. Es war, wie es sich jetzt da präsentirte, ein großes, hübsches, anheimelndes Zimmer, mit Nußbaum-Möbeln, großen französischen Betten und rotheingefaßten Fuchsbälgen, die als Teppiche vor denselben lagen. Am meisten beschäftigte mich der Kaminschirm. Er stellte einen kleinen französischen Koch dar, der, während er eifrig in einem Kochbuch liest, die Cotelettten verbrennen läßt. Ich mußte an Louis Napoleon denken, dem auch, während er den Benedetti studirte (Leboeufs ganz zu geschweigen), die Hammelschnitten verbrannten.

Nun wieder treppab ins Freie, nachdem mir noch auf höchst bemerkenswerthe Weise versichert worden war, daß auch Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, der an demselben Tage sich in Nancy befand, mit dem Könige, seinem Vater, das Zimmer getheilt habe. Ich verdankte diese Mittheilung der Güte eines deutschen Landsmannes, Schleswig-Holsteiner, bei dem, als einem ächten Germanen, die gemüthliche Seite natürlich überwog.

Noch eins blieb. Mehr in der Mitte des Dorfes war eine kleine Auberge, in der Graf Bismarck

die Nacht vom 18. auf den 19. zugebracht haben sollte. Das rothe Wappenblech, das aushing, ließ viel zu wünschen übrig, aber in den rothen Grund war ein Myrthenkranz gemalt. Ich nahm ihn für Lorbeer.

Das Schlachtfeld vom 18. August.

1. Die Schlacht.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Rüste ging, und von der Berge Firn'
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen, Freund und Feind,
An die Dreißigtausend vereint,
Im stummen Tode friedlich gesellt, —
Ein unabsehbar Leichenfeld.

Ernst Dohm.

Wir bogen nun, von Rezonville aus, rechts ein, um die senkrechte Linie hinaufzufahren, über die hinweg am 18. unser Angriff ging. Eh' ich die Lokalität schildre, geb' ich einen Ueberblick über den Gang der Schlacht. Es kann sich hierbei, wie ich vorweg bemerke, nicht um Correktheit in all und jedem Einzelpunkte handeln (diese, so weit sie mir möglich, behalt' ich mir für eingehendere Schilderungen an anderer Stelle vor), sondern allein darum, ein Bild zu entrollen, das in den großen Zügen richtig ist.

Der 16. war — ich gebrauchte diesen Ausdruck schon — eine Marschstörung im großen Style gewesen. Bazaine gedachte seine Armee, Corps hinter Corps, westwärts zu dirigiren und zwar auf zwei, nebeneinander her laufenden Straßen, von denen eine über Gravelotte, Vionville, Mars la Tour nach Verdun, die andre über Gravelotte, Doncourt, Conflans nach Etain führt. Gravelotte also Gabelpunkt für beide. Die Absicht Bazaines scheiterte. Wir trafen ihn bei Flavigny-Vionville in seine linke Flanke, geboten ihm Halt, und warfen ihn, an einigen Stellen wenigstens, zurück. An einen Weitermarsch war nicht länger zu denken; um solchen auszuführen, mußte er uns vorher geschlagen, oder, wenn wir angriffen, diesen unsern Angriff abgeschlagen haben. So bereitete sich jener große Zweikampf vor, der den Namen trägt: Schlacht bei Gravelotte.

Der 17. verging ruhig, aber an die Stelle der Begegnungen traten die Bewegungen; Bazaine rückte in die Schlachtenstellung ein, in der er sich schlagen, d. h. unsern weitern Angriff abwarten wollte. Es war dies im Wesentlichen ein: rückwärts rechts schwenkt! Gravelotte, wo schon am 16. sein linker Flügel gestanden hatte, blieb linker Flügel, während

Centrum (Vionville) und rechter Flügel (Mars la Tour) derart zurückgenommen wurden, daß die Aufstellungslinie nicht mehr von Ost nach West, sondern von Süd nach Nord lief. Ein Viertelkreis war beschrieben, Gravelotte Drehpunkt. Das Terrain hatte eine derartige Benutzung gefunden, daß die gesammte französische Armee zwischen den S. 185 erwähnten drei Schluchten, oder was dasselbe sagen will, zwischen den in diesen Schluchten fließenden drei Wasserläufen, in einer Doppel-Aufstellung stand, die zweite Linie die erste überragend. Die zweite Linie, die eigentliche, lief, von dem Straßenpunkte Point du jour aus, über die Fermen St. Hubert, Moscou, Leipzic, La Folie, Montigny la Grange bis Amanvillers und von Amanvillers über Jerusalem und St. Privat bis Roncourt; die erste Linie, die vorgeschobene, lag eben so viel hundert Schritte in Front von Gravelotte, wie jene, die eigentliche, im Rücken dieses Dorfes lag, und erstreckte sich, parallel mit dieser, über die Fermen Mogador und Malmaison bis Verneville und von Verneville über die Ferme Champenoise bis St. Marie aux Chênes.

Diese Linie mußte also zuerst genommen werden. Wie ging nun unser Angriff?

Wir operirten zuerst mit vier Corps, von denen
das VIII. und VII. sich gegen Gravelotte und
Rozerieulles,
das IX. gegen Verneville-Amanvillers,
das Garde-Corps sich gegen St. Privat
wenden sollte.

Die Sachsen hatten eine Ueberflügelung auszuführen, um St. Privat, nach Fortnahme Roncourts, von Norden her (feindliche rechte Flanke) fassen zu können, während das III. und X. Corps, die am 16. so schwer gelitten hatten, in Reserve verblieben. Das II. Corps, Pommern, war im Anmarsch.

Das VIII. Corps nahm Gravelotte, einschließlich der Ferme St. Hubert, und behauptete sich an beiden Punkten während des ganzen Tages. Hier weiter vorzudringen, lag zunächst weder im Plan, noch würde es bei der formidablen Etagenposition des Feindes geglückt sein; so wurde hier bis gegen Spätnachmittag ein hinhaltendes Gefecht geführt. Die Angriffe des VII. Corps gegen Rozerieulles scheiterten.

Das IX. Corps nahm Verneville in den ersten Stunden des Nachmittags und eröffnete eine furchtbare Kanonade gegen die Fermen l'Envie, Montigny la Grange, Champenoise, auch gegen Amanvillers selbst.

Die Garde, die in Staffeln hinter dem IX. Corps wegmarschirte, nahm, im Verein mit der 47. (sächsischen) Brigade, St. Marie aux Chênes, und ging 5 Uhr gegen die Hauptposition von St. Privat vor. Zu früh. Die Umgehung durch die Sachsen — die den weitesten Marsch hatten und in derselben Weise hinter den Garde-Divisionen, wie diese hinter dem IX. Corps marschirten — war noch nicht fühlbar geworden. Der Garde-Angriff mußte abgebrochen werden.

Da endlich waren die Sachsen heran, nahmen Roncourt und faßten die rechte Flanke der St. Privat-Position, während die decimirten Garden den abgebrochnen Angriff wieder aufnahmen. St. Privat wurde erstürmt. Von Norden und Westen her drangen die Unsren beinah gleichzeitig in das Dorf ein. Der Tag war dadurch entschieden. Etwa um dieselbe Stunde wurde Amanvillers, dessen Flanke nun frei lag, geräumt. Spät am Abend gab das Erscheinen der Pommern auch bei Gravelotte (wo man sich bis dahin nur behauptet hatte) den Ausschlag.

So viel über die Gesammt-Aktion des Tages.

2. St. Marie aux Chênes.

Es hat noch lange keine Noth,
Ich lebe ja, und Du bist todt.

* * *

Sie sprechen französisch jenseits des Rheins,
Ich bin von diesseits und — spreche meins.

Der nächste Punkt, den wir, von Rezonville aus, in gerader Linie nordwärts erreichten, war Villers au bois. Bis hierher etwa dehnte sich der rechte Flügel des IX. Corps, die 18. Division. Unmittelbar hinter dem Dorf, unter Parkbäumen, befanden sich schon Gräber von 84ern, 85ern und 11ern. Nun passirten wir die nach Etain führende Straße, ließen das hübsche Schlößchen Bagneux zur Linken, die große Ferme Malmaison zur Rechten, und fuhren auf Verneville zu, dessen »Château«, mit seinen Eckthürmen und seinem seltsam gestalteten Portal, mit seinen Schwarztannen und seiner überall von Schießscharten durchbrochenen Einfassungsmauer, einen wirklichen Schloß-Eindruck auf mich machte. Es war eine Stätte wie geschaffen zu Kampf und Tod. Alles kirchhofsartig. Die dunklen Tannen schienen zu sagen: nur her; an Gräbern zu stehen ist mein Beruf.

Hinter Verneville beginnt in langer Linie die Gräberreihe der schleswig-holsteinischen Kanoniere, die bis in Front von Amanvillers reicht. Hier im Süden des Bois de la Cusse, zwischen diesem und dem Bois de Genivaux, stand das 9. Artillerie-Regiment und schrieb sich mit seinem Blut ruhmreich in die Geschichte dieses Tages ein. Drüben liegen seine Werke: die Trümmerhaufen von Champenoise, l'Envie, Montigny la Grange, Amanvillers. Hier, an letzterem Punkte, griff vielleicht schon der rechte Flügel der Garde-Artillerie mit ein. Total zerstört ist Champenoise; der Weg, auf dem wir fuhren, war, auf eine Strecke von 400 Schritt hin, mit Ziegelbruchstücken überschüttet.

Von Champenoise nach Amanvillers. So wichtig dieser Punkt war, so wenig ist von ihm zu sagen. Es präsentirt sich als ein zerschossenes Dorf, nicht mehr und nicht weniger. Der Kirchthurm, klein und nichtssagend, wie alle Kirchthürme hier herum, ist erhalten geblieben. Die Augen der Bevölkerung wollten von der neuen Grenzlinie, die hart am Dorfe vorübergeht (so daß es noch diesseits liegt) augenscheinlich nicht viel wissen.

St. Privat ist nah'. Es liegt gradaus vor uns; wir biegen aber zunächst links ab und fahren, quer

über Feld, auf St. Marie aux Chênes zu. Auf dieser ganzen Strecke fangen die Gräber (wahrscheinlich Grabhügel erst der 3., dann der 4. Garde-Brigade) bereits an massenhaft aufzutreten. Sie tragen meist nur die kurze Inschrift: 18. August 1870. Mitunter ist in französischer Sprache etwas darunter gekritzelt, z. B. »il ne faut pas vous inquiéter de ces braves«; vielleicht ernsthaft, vielleicht (wenn es Franzosengräber sind) ironisch-ablehnend gemeint. Ist das letztere der Fall, so weiß die deutsche Inschrift eines der nächsten Gräber diesen Hohn wieder in Balance zu bringen. Sie lautet: »4 + 1 Franzosen = 5.« Man kann nicht leicht geschäftsmäßiger operiren.

St. Marie aux Chênes ist ein großes Dorf. Innerhalb desselben wurde nicht gekämpft; die Garde-Füsiliere und die 47. (sächsische) Brigade drangen von zwei Seiten her ein. Unter den Opfern, die dieser Kampf kostete, war eins besonders beklagenswerth: Victor v. Erckert, Oberst und Commandeur des Garde-Füsilier-Regiments, ruhmreichen Andenkens von Rosberitz her. Hier fiel er, der ersten Opfer eines, die dieser Tag der preußischen Garde auferlegte.

St. Marie war Ruhepunkt, wie damals für die Garde, so heute für uns. Wir hielten vor einem

Wirthshaus, dessen Namen ich vergessen habe. Es war Sonntag und auf und ab wogte die Menge civiler und militairischer Besucher. An allem ließ sich wahrnehmen, daß St. Marie, wie dieser ganze Theil des Schlachtfeldes überhaupt, zu einem bevorzugten Platze für die »sight-seers of all nations«, d. h. also etwa für die »Sehenswürdigkeiten-Seher« aller Nationen geworden sei. Ich eroberte mir endlich einen Eckplatz und bestellte eine Mahlzeit, alles auf Diskretion. An der Stelle, wo gehungert und gedurstet, geblutet und gestorben war, gedachte ich es mir gut schmecken zu lassen. Ich und viele andere mit mir. »Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.« Heldengräber um uns her, Gräber, ohne deren furchtbare Realität wir alle, die wir da saßen und schwatzten und lachten, diese »gemüthliche Fahrt über Land« nie und nimmer hätten machen können, bedankten wir uns bei ihnen durch nichts anders, als durch gedoppelten Appetit.

Die große Küche war nebenan, und zu mir her klang das Geklapper eines Mörsers, knackten die Scheite und zischte der Speck in der Pfanne. Wie oft und an wie verschiedenen Stellen hatt' ich ähnliche Bilder um mich her gehabt! In Aarhuus, im Limfjord-Hôtel, hatten dänische Volkslieder, in Gitschin czechische

Küche, in St. Agnair (hart am atlantischen Ocean) schmetternde Canarienvögel diesen anheimelnden Küchenlärm accompagnirt oder übertönt, — hier, last not least, war es die Unterhaltung zwischen einer muntren Französin und einem, wenigstens seiner Nummer nach, schleswig-holsteinschen Kanonier, was das Gesumm und Gesurr, das Geklapper und Geplapper um mich her begleitete. Die Unterhaltung ging französisch. Wie verschwand doch alles Etappen-Französisch neben dem Kanonier-Französisch! Das Erschütterndste war, daß man aus jedem Worte heraushörte, wie der Sprecher mit einer gewissen Befriedigung seinen sprachlichen Fortschritten lauschte. Er war in die Küche gegangen, um Café zu bestellen, und wollte der Wirthin begreiflich machen, daß es vor allem auf das gute Brennen der Bohnen ankomme. Bei dieser Gelegenheit nun verbreitete er sich über »Brennen« im Allgemeinen, mit besonderer Rücksicht auf Brennen im Kriege. So hört' ich denn: Oui, Madame, St. Privat brulé; Amanvillers brulé; mon Capitaine, Toul, Septembre; — Toul aussi brulé; oh, Madame, malheur, malheur! Nun sprach Madame eine erhebliche Menge und schloß mit einem nur allzu berechtigten »vous comprenez?« aber speziell diese Redewendung

hätte sie vermeiden müssen. »Oui, oui, oui, Madame«, replicirte der Kanonier mit jenem unsagbaren Trauerton eines Menschen, der sich in seinem Letzten getäuscht, in seiner heiligsten Hoffnung betrogen fühlt. »Daß mir von Ihnen dies kommen mußte« schien jedes einzelne oui sagen zu wollen.

Dann, unter erneuten Anempfehlungen eines entschiedenen »brulé«, verließ er die Küche, rasselte durch das Gastzimmer und schlug sein Lager im Garten, unter verschnittenen Linden auf, wo an langer Tafel einige Kameraden saßen. Hier hört' ich später, im Vorübergehn, daß er dem einen, der ihn zu schrauben schien, etwas ärgerlich zurief: »Jott, ich habe mir man versprochen«.

Nun war alles klar!

3. St. Privat.

Von Sankt Marien stürmen
Sie über kahles Feld, —
Das sind des Königs Garden,
Jeder Mann ein Held.
G. Hesekiel.

Ein Vermächtniß
Ist euer Tod für Jedermann,
Und eure Thaten im Gedächtniß
Wächst unser deutsches Volk heran.
Ernst Curtius.

Mir blieb noch St. Privat. Im selben Moment, wo man aus St. Marie aux Chênes hinaustritt, hat man die berühmte »Schräglinie« vor sich. Sie zu passiren, kostete der Garde ein Viertel ihres Bestandes; 8000 Mann sanken in ihr Blut, darunter hunderte von Offizieren. Die Entfernung zwischen den Dörfern ist etwas über 2000 Schritt; eben so weit flog die Chassepot-Kugel.

Die Opfer dieses furchtbaren Kampfes liegen, in zahlreichen Gräbern, weitzerstreut über das Feld hin; die Offiziere aber — soweit sie nicht in die Heimath übergeführt wurden — haben namentlich an zwei Stellen, unmittelbar rechts und links des Weges, ihre letzte Ruhestätte gefunden*).

*) Diese zwei Stellen, eben weil hart an der Straße gelegen, fallen vorzugsweise ins Auge und sind wohl von jedem besucht worden, der hier

Der erste dieser beiden Begräbnißplätze liegt links, hart am Ausgange des Dorfes (St. Marie). Er ist der größere und hat völlig den Charakter eines Friedhofes: ein gestrecktes Viereck in Größe eines mittleren Gartens, mit Bäumen bepflanzt, an den Seiten dossirt, von Hecke und Graben umzogen. Einige Stufen führen hinauf. Die Gräber sind theils Einzel-Gräber, theils Gesammtgrabhügel. Von ersteren sah ich folgende: Hauptmann v. Krosigk vom 4. Garde-Regiment; Baron v. Buddenbrock, Offizier im Garde-Schützen-Bataillon; Sec.-Lieutenant v. Helldorf (ohne weitere Angabe), Paul v. Eichhorn, Portepée-Fähnrich im 2. Garde-Regiment.

Erstes Garde-Regiment. Hier ruht in Gott: Premier-Lieutenant Graf Anton Keller; Premier-Lieutenant v. Brandis; Premier-Lieutenant Graf Werner von der Schulenburg; Portepée-Fähnrich v. Natzmer.

Garde-Schützen. Hier ruhen in Gott: Major v. Jabeck, Hauptmann v. Massow, Sec.-Lieutenant v. d. Hagen, Seconde-Lieutenant Graf zu Dohna,

---

des Weges kam. Es müssen aber solcher großen Offiziersgräber noch mehrere vorhanden sein, beispielsweise vom 2. Garde- und Alexander-Regiment, welche letztren ebenfalls sehr schwere Verluste erlitten. Ich bin dieser Grabstätten aber nicht ansichtig geworden.

Portepée-Fähnrich Tepper, P. Haaß. (Mit ihnen wurde hier Lieutenant Aster vom 6. sächsischen Regiment, bestattet, wahrscheinlich beim Angriff auf St. Marie aux Chênes gefallen).

Drittes Garde-Regiment. Man darf füglich sagen: diesem Regiment gehört der Platz; es ist der Wirth hier, und alles andere geht nur bei ihm zu Gaste. An der ganzen Westseite hin (also St. Marie zu) zieht sich ein mächtiges Grab, von einem großen, weißen, weithin sichtbaren Kreuze überragt, das die Inschrift trägt: Am 18. August 1870 starben vor St. Privat den Heldentod und wurden hier begraben vom dritten Garde-Regiment:

Major und Bataillons-Commandeur Franz v. Notz;
Hauptmann Carl Herwarth v. Bittenfeld;
Premier-Lieutenant Fritz v. Twardowski;
Lieutenant und Adjutant Curt v. Quast I.;
» » » Albrecht v. Groeben;
» Arthur v. Wedelstädt;
» C. von Hohenhorst;
» P. v. Jastrzembski II.;
» Max Leonhardt;
» Paul Herlth, L. d. R. 35;
» A. Kawlowski, L. d. R. 35;

Feldwebel Reinh. Meißner;
» Eugen Strycker.

So viel über den Friedhof links. Einige hundert Schritte weiter vor, rechts am Wege, haben 13 Offiziere vom Kaiser Franz-Regiment ihre Ruhestätte gefunden. Hier aber, wenigstens Anfang Mai, war alles noch provisorisch. Bloße aus Brettern zusammengenagelte Kreuze, genau in derselben Weise, wie auf dem großen Grabhügel der Offiziere vom 24. Regiment zwischen Mars la Tour und Vionville, geben die Stelle an, wo die Einzelnen in dem Gesammtgrabe ruhn. Hier wie dort die Inschriften unleserlich, theils verwaschen, theils falsch geschrieben, so daß nur der Wissende errathen kann, was gemeint ist. Zu lesen oder zu entziffern waren noch folgende: Adalbert v. Kehler, Lieutenant Freiherr v. Patow, Seconde-Lieutenant v. Stückradt, Seconde-Lieutenant v. Hatten, Seconde-Lieutenant Kops, Portepée-Fähnrich Richard v. Mirus, Reserve-Unteroffizier Linau. (Lieutenant Menckevarn war wahrscheinlich eine Corrumpirung von v. Enckefort.)

Hier hören nun, auf der Strecke zwischen St. Marie und St. Privat, die am Wege gelegenen Begräbnißplätze auf.

Wir lassen jetzt die Gräber.

Etwa von dem Punkt an, wo die Offiziere vom Franz-Regiment ihr Grab haben, traten unsre stürmenden Garde-Bataillone in den eigentlichen Feuerbereich des Feindes ein. Die Entfernung von hier bis hinauf zu den vordersten Häusern von St. Privat mag noch 1500 Schritt betragen. Bis zu dieser Stelle waren Einzelne gefallen, vielleicht auch Hunderte schon; aber erst über diese Stelle hinaus begann das große Sicheln. In ganzen Garben sanken sie dahin, die großen schönen Garde-Leute; unerbittlich mähte Schnitter Tod. Oben auf der Höhe von St. Privat aber standen die französischen Offiziere (wie mir versichert worden ist) und folgten kopfschüttelnd, in Thränen und in Bewunderung, dem großartigen Schauspiel, das hier Mannesmuth und Vaterlandsliebe, Disciplin und Ehrgefühl vor ihren Augen aufführten. Ganze Sektionen stürzten; aber die zerrissenen Linien schlossen sich wieder, und stumm, ohne einen Schuß zu thun, rückten die Bataillone weiter hügelan; — nur das Commandowort der Offiziere, und das beschwörende »vorwärts, vorwärts« lief durch die Reihen. Aber was half's; noch 300 Schritt und die preußische Garde hätte aufgehört zu sein; Halt, riefen die Signale, und — man stand.

Eine andre Phase in der Gesammtentwickelung des Kampfes mußte abgewartet werden. Man harrte jetzt dieser. Was man auch sagen mag, — es war mehr als ein Wagniß, die furchtbare Position in der Front nehmen zu wollen, eh' die Flanke durch die Sachsen wirklich angegriffen war. Alles erklärbar, alles begreiflich, aber .... keine Sophistik wird dies »aber« völlig hinwegdeuten können. Wozu war die Umgehung angeordnet? Ging es ohne dieselbe, so konnte man den Sachsen füglich den Marsch ersparen. Genug davon. Der Abend riß den Nachmittag wieder heraus. Die sächsische Brigade Craushaar war endlich heran; sie griff ein (General v. Craushaar fiel); der Feind sah jetzt, was ihm drohte; dieser Moment der Erschütterung war der rechte; mit frischen Bataillonen vor, und — St. Privat war unser. Ein furchtbares Gericht brach jetzt über die Tapfern herein, die hier oben hatten aushalten wollen, oder aber hatten aushalten müssen. »Hinter den niedrigen Mauern lagen sie und feuerten bis zuletzt. Unser 4. Garde-Regiment stand plötzlich zwischen und hinter ihnen. »Da sah ich — so erzählte mir ein Augenzeuge — daß die wüthenden Grenadiere, um ihrem Zorn ein volleres Genüge zu thun, die losen Feldsteine der Mauer packten und die unten noch im

Anschlag liegenden Franzosen mit diesen Steinen niederschmetterten. Es war wieder jener Momente einer, wo das Menschenherz nur noch das Elementare will (den Stein, die Keule) und Zündnadel und Chassepot wie bloße Nippsachen bei Seite wirft.«

Nun hatte mein Wagen die Höhe erreicht. Ich sprang hinab, um mir das Dorf, seine vielgenannten Gartenmauern, und von diesen Mauern aus das vorgelegene Terrain, die »Schräglinie«, anzusehn. Eine bessere Defensiv-Position war allerdings kaum denkbar. Ein viermal überhöhtes Etagenfeuer rasirte alles bis St. Marie hin. Die Vorderwand der Gartenmauer war erste Feuerlinie; die höher gelegene Hinterwand die zweite; dann kam das dicht besetzte Haus, das zunächst aus dem Erdgeschoß, dann aus den Fensterluken des ersten Stocks, dann endlich vom Dach aus seine Salven abgab. Alles überragend stand und feuerte die Artillerie. Daß überhaupt wer lebendig aus diesem Höllenhagel herausgekommen ist, daß man auf solchem Terrain, deckungslos, anderthalb Stunden lang ausharren, seiner Zeit warten und dann, aufspringend, das erst Gescheiterte siegreich zu Ende führen konnte, — wird immer ein Wunder bleiben und ein Staunen wecken.

St. Privat und die Ferme Jerusalem bilden ein zusammengehöriges Ganze. Es scheint, daß der Theil desselben, der, wenn man von St. Marie kommt, die linke Seite des Weges einfaßt, eben jene vielgenannte Ferme ist, so daß St. Privat den mehr zurückgelegenen Theil des Dorfes (nach Roncourt zu) ausmacht. Es sah überall noch trist aus; nicht daß die Zerstörung so über andre Kampfes-Dörfer hinaus eine besonders bemerkenswerthe gewesen wäre, nein, ein gewisser, düstrer Schreckensstempel, wie ihn manche Gebirgsdörfer in Nähe von Vulkanen tragen, war allem aufgedrückt. Die Kirche kaum sichtbar; der Thurm weggeschossen, oder eingebrannt.

Und über dem Ganzen die Abendsonne; Sonntagsstille, und an der großen Straße hin plötzlich auch eine volle Sonntags-Heiterkeit! Die Ursach sollt' ich bald erkennen. Ein halbes Dutzend französische Mädchen scherzten mit einigen sächsischen Jägern, die hierher verschlagen waren und riefen ihnen schelmisch zu: »Vous êtes Prussiens.«

Das wollten sich die Sachsen aber nicht gefallen lassen. Einer trat ehrpußlich vor und sagte: Non, non; Non-Prussien; mais, mais — Allemagne.

Schloß Frescaty.

Und ob die Jungfrau ringt und bebt,
Ein Hochzeitreigen sich erhebt,
Daß in Paris die Sparren
Bang auf dem Dachstuhl knarren.
Dem Helden, der die Braut gewann
Und jedem einzeln' Hochzeitsmann
Auf Siegen oder Sterben, —
Heil ihrem Liebeswerben!

Hans Köster.

Zwei Tage hatte ich auf den Feldern des 16. und 18. August verweilt; ein dritter Tag führte mich, ostwärts, auf den Schlachtengrund des 14. hinaus. Schon lagen sechs Stunden und mindestens die doppelte Anzahl von Dörfern hinter mir; die Rückfahrt sollte beginnen oder hatte begonnen; der letzte Punkt, von dem aus ich das weite, in Wahrheit drei Schlachtfelder*) umfassende Terrain noch einmal übersichtlich

*) Der Umstand, daß auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von Noisseville bis Courcelles (nur eine Meile von Nord nach Süd) zwei Schlachtfelder, und zwar die Schlachtfelder vom 14. und 31. August in einander übergehen, ist der wesentlichste, wiewohl nicht der alleinige Grund, um dessentwillen ich hier eine Schilderung dieser Felder und der ihnen zugehörigen Dörfer unterlasse. Zu complizirte Lokalitäten müssen

zu überblicken gedachte, war Noisseville. Ich fuhr eben, mit »Augen links«, in die hochgelegene Dorfstraße ein, als von der entgegengesetzen Seite her, unter lautem Blasen, eine preußische Extrapost an mir vorüberrasselte, rasch genug um einen stattlichen Eindruck zu machen und langsam genug, um den Insassen erkennen zu lassen. »Halt, Halt«, schallte es herüber und hinüber; Begrüßung, Händeschütteln; und ehe fünf Minuten um waren, fuhr ich, um drei Zoll gewachsen, im Fonds der zurückgeklappten Chaise weiter, während mein Einspänner wie eine leergebliebene Trauerkutsche folgte. Das Komischste war, daß der Kutscher, trotz sofortiger Ueberhändigung alles dessen (sammt Agio), was ihm zukam, diese Uebersiedlung übel nahm. Er faßte die Sache von der nationalen Seite und grollte, einem preußischen Postillon erlegen zu sein.

---

unbeschrieben bleiben; wenigstens läßt sich ihre Schilderung (wenn sie mehr sein will wie ein Chaos) der Zeit nach nicht erzwingen. Man muß oft monatelang ein Terrainbild mit sich umhertragen, ehe man die Linie findet, auf die es ankommt. — Was von dieser Ostseite von Metz gilt, gilt auch, was gleich hier bemerkt sein möge, von Belfort. Das Terrain, auf dem die 3tägige Schlacht gegen Bourbaki geschlagen wurde, zu charakterisiren, ist so schwer, daß ich bis jetzt dieser Aufgabe mich nicht gewachsen fühlte. Unter Zugrundelegung von Karten fällt freilich alle Schwierigkeit fort. Hier aber liegt die Aufgabe eben darin, durch das plastische Wort die Karte zu ersetzen.

Wohin nun? Colombey-Borny?

War ich schon.

Grigy, Mercy-le-Haut, Peltre?

Auch schon.

Nun denn Frèscaty vielleicht; Schloß Frèscaty, wo die Capitulation abgeschlossen wurde?!

Das ließe sich hören.

Gut denn. — Die Ordres wurden gegeben, der Schwager nickte, und in verstärkter Gangart ging es erst bergab, an den Gräbern vorbei, die sich links und rechts die Schluchten hinauf ziehn; dann wieder bergan, die Pappel-Allée entlang, durch die Porte des Allemands in Metz hinein, durch die Porte Serpenoise wieder hinaus, bis wir, am entgegengesetzten Ende, in dieselbe Chaussée einbogen, auf der ich zwei Tage zuvor gen Gorze gefahren war.

Nach dem Gelärm der Stadt umfing uns hier Ruhe; kaum hörbar gingen die Räder über den Kies; noch stiller wurd' es, als wir, bald hinter Montigny, in einen Feldweg einlenkten, dessen Biegungen uns, wenn die Karte nicht täuschte, binnen kürzester Frist bis vor das Schloß geleiten mußten.

Mein Extrapost-Reisender (Namen nennen ihn nicht) war ein »Eingeweihter« aus jenen großen

Tagen her, die mit Schloß Frèscaty abschlossen. Er erzählte, was er gegenwärtig hatte. Es war ohngefähr das Folgende.

Dienstag den 25. Mittags halb 1 Uhr erschien der greise General Changarnier in Corny zum Zweck einer Audienz, die Prinz Friedrich Karl, auf Ansuchen des Marschalls Bazaine, demselben gewährte. Dieselbe dauerte eine halbe Stunde. General Changarnier kehrte 10 Minuten nach 1 Uhr nach Metz zurück.

Um 5 Uhr desselben Tages traf auf gegenseitige Verabredung der Chef des Generalstabes der Cernirungs-Armee, General v. Stiehle, in Begleitung des Hauptmanns Steffen vom großen Generalstabe, im Schlosse von Frèscaty ein, und hatte daselbst eine längere Unterredung mit dem General Cissey, Divisionsgeneral vom Corps Ladmirault. In derselben wurden dem General (der sich, das Mindeste zu sagen, durch wenig Entgegenkommen auszeichnete; — er ist jetzt Kriegsminister) die Capitulations-Bedingungen mitgetheilt, doch zeigte sich französischerseits noch keine besondere Geneigtheit, auf dieselben einzugehn. Mit Einbruch der Nacht kehrte General v. Stiehle nach Corny zurück. In derselben Nacht fand in Metz ein Marschalls-Rath statt.

Am 26. Abends wurden die Verhandlungen in Frèscaty fortgesetzt; zu denselben waren von französischer Seite der General-Chef des Marschalls Bazaine, General Jarras, ferner Oberst Fay und Major Samuel eingetroffen. Diese Verhandlungen führten zu einem besseren Resultat, als die vom Tage vorher.

Am 27. früh Morgens 1½ Uhr traf bei dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung ein, daß die gegenseitigen Vereinbarungen zum Abschluß gekommen seien. Gegen 2½ Uhr Morgens kehrte der preußische General nach Corny zurück. Am Abend desselben Tages gegen 8 Uhr erfolgte zwischen den zwei Bevollmächtigten, d. h. also zwischen dem General v. Stiehle und dem General Jarras, die Unterzeichnung der Capitulation. Die französischen Officiere, in Anbetracht bewiesener Tapferkeit, behielten den Degen.

Dies alles war zu Frèscaty. Auch an ausmalendem, anekdotischem Detail fehlte es der Erzählung nicht. Ich gebe wieder, was ich davon behalten.

Das Schloß, wiewohl unter den Kanonen mehrerer Forts und Redouten gelegen, war in der zweiten Hälfte des October von einzelnen unsrer Compagnien (wahrscheinlich Pommern) besetzt worden, so daß wir, als am 25. und 26. die Generale Cissey und Jarras ein-

trafen, bereits die Herren, die Wirthe an dieser Stelle waren und gewissermaßen die Honneurs des Hauses zu machen hatten. Das war nicht leicht. Die Einrichtung existirte noch, Fauteuils, Stühle, Tische, selbst Bibliothek und Lüstre waren vorhanden; aber über dieses »Vorhandensein« ging es auch kaum hinaus; 14 Tage Einquartierung bei solchem Wetter und unter solchen Verhältnissen, hatten der Erscheinung der Dinge einigermaßen Abbruch gethan.

General Cissey, wie schon angedeutet, spannte die Saiten noch hoch; General Jarras hatte Verständniß genug, dies zu unterlassen, war aber ein sogenannter »Heuler« und beschäftigte sich mehr mit dem eignen Schicksal, als mit dem der Armee. Einen desto würdigeren Eindruck machten die beiden Herren seiner Begleitung: Oberst Fay und Major Samuel. Ihnen ging das große Schicksal zu Herzen.

Es war ein tolles Wetter, als der Abend des 26. (etwa um Mitternacht war man einig) hereinbrach. Ein furchtbarer Wind fegte um das Schloß her, lärmte im Kamin, warf die Ziegel vom Dach. Dazu war es kalt und zugig, da die Compagnien, die hier lagen, überall Schießscharten in das Mauerwerk geschlagen hatten. Um der Ungemüthlichkeit abzuhelfen und

wenigstens ein Minimum von Comfort herzustellen, besetzte man den Kronleuchter mit einigen Lichtern, die man aufzutreiben das Glück gehabt hatte, suchte ein Feuer im Kamin herzurichten und stellte vor allem eine an andrer Stelle weggenommene Bretterwand, von innen her an die Balkonthür, um dadurch den Zug zu mindern. Es ging auch eine Viertelstunde; plötzlich aber setzte der Sturm mit doppelter Gewalt ein, fuhr durch die Ritzen und Löcher und warf die vorgestellte Bretterwand mit ungeheurem Krach in den Salon hinein. Es war wie eine Pulververschwörung.

Die Berathungen selbst fanden in dem Zimmer rechts daneben (von außen her gerechnet) statt. Das Dintenfaß, aus dessen spärlichem Inhalt die Capitulation endlich unterzeichnet wurde, gehörte dem Premierlieutenant und Adjutanten v. Goetz vom 54. Regiment. Tisch, Dintenfaß, Feder, sind als Souvenirs an jenen denkwürdigen Tag nach Berlin gekommen; die beiden erstern befinden sich im Besitz des Prinzen Friedrich Karl.

Unter solchem Geplauder, erst zwischen rothblühenden Kastanien, dann zwischen Buchen und Elsen hin, die sich kurz vor dem Schlosse selbst zu einem kleinen

Gehölz erweitern, hatten wir Frescaty erreicht; da lag es, nicht mehr in niederströmendem Regen, sondern im Schein der drüben untergehenden Sonne. Ein Gärtnerbursch und seine Schwester kamen; sie bewohnten ein Häuschen, das zwischen den Stallgebäuden lag und waren die einzigen Wächter hier. Jede Auskunft wurde uns willfährig gegeben, nur nicht — der Schlüssel zum Schloß. Damals empfingen wir in Frescaty die Schlüssel von Metz, jetzt waren in Metz die Schlüssel von Frescaty. Auch diese durch eine Belagerung zu erzwingen, dazu war der Abend zu weit vorgeschritten. Wir begnügten uns also, das in einer guten Renaissance aufgeführte Schloß, sammt seiner doppelarmigen, von Wein und Ephen umrankten Vortreppe zu mustern, blickten durch die Fenster in das Capitulationszimmer, durch die Balkonthür in den Salon, drin die umfallende Bretterwand einen solchen Krach und solchen Schrecken hervorgerufen hatte, und schickten uns dann an, diese wenigstens auf lange hin der Geschichte angehörige Stelle (denn zuletzt wird alles vergessen) wieder zu verlassen.

Noch ein Blick von der Freitreppe aus! Beinah unmittelbar zu Füßen derselben, ein stiller, nach rechts hin von vier Trauerweiden umstandener Teich. Auf

seinem Spiegel lag ein breiter, blutrother Streifen, denn in der Verlängerung dieser Linie sank eben die Sonne hinter dem Mont St. Quentin und überglühte diesen wie das vorgelegene Terrain.

Wie still, wie schön.

Da kamen der Bursch und seine Schwester, und brachten uns Blumen, die sie inzwischen gepflückt und zu zwei Gärtnersträußen gebunden hatten.

Als wir, von der ersten Biegung aus, noch einmal zurückschauten, lag Schloß Fréscaty da, wie ein Märchen- und nicht wie ein Capitulations-Schloß. Und konnt' es uns Wunder nehmen! Das furchtbare Schauspiel jener Tage, liegt es doch selbst schon wieder wie ein Märchen hinter uns.

Bitsch.

Saarbrücken.

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn.
H. Heine.

* * *

Das ist ja mein Leid,
Daß ich einsam blühe
Auf der weiten Haid'.

Auf meiner Herbstreise 1870, die schließlich, über Langres und Besançon, so sonderbar am atlantischen Ocean verlaufen war, hatte ich, ehe die anderen Orts geschilderte »Katastrophe« über mich hereinbrach, die ersten Schlachtfelder: Weißenburg und Wörth, bereits besucht. Nur nach Saarbrücken hin, das zu weit rechts blieb, war ich nicht gekommen. Es lag also jetzt ein Gebot für mich vor, das damals Versäumte nachzuholen. Von keinem Punkte aus ermöglichte sich dies leichter, als von Metz. In anderthalb Stunden war ich dort und fand ohne Mühe ein Unterkommen im »Gasthause zur Post«. Die Tage, wo hier Bett und Nachtquartier quadratzollweise bezahlt wurden, waren glücklicherweise vorüber.

Ich brach gleich auf, um vom »Exercirplatze« aus, der unmittelbar vor der Stadt auf einem hohen Plateau gelegen ist, nach Spichern hinüberzusehen und mir das Bild der vielgenannten Höhe, namentlich aber auch des ganzen Wald- und Bergkranzes, von dem die »Spicherer Höhe« nur einen Theil bildet, einzuprägen. Ich that es in Gesellschaft eines jungen, draußen am Rande des Plateaus auf und ab promenirenden Franzosen, der, im Hause eines Eisen-Industriellen (er zeigte mir unten im Thale die dampfenden Schlote) als Volontair thätig, die Gegend und das Schlachtfeld in allen seinen Details kannte. Sein Franzosenthum hielt ihn nicht ab, angenehm und entgegenkommend zu sein. Im Gegentheil. Er war ganz ruhig, hatte die leisen, angenehm-scheuen Manieren eines jungen Engländers aus guter Familie und behandelte die zurückliegenden Dinge durchaus objektiv. Wir saßen auf einem großen Feldstein dicht beisammen und sprachen über Spichern, als wär' es Marathon, weit, weit weg.

Der Kampf, in allen seinen Phasen und Einzelnheiten, ist unendlich oft beschrieben worden; was an Aufklärungen noch fehlt (und es fehlt noch vieles), vermag auch ich nicht zu geben. Ich begnügte mich also

an Ort und Stelle damit, mit Hülfe einiger Linien den ganzen Aufbau des Terrains festzuhalten und kehrte dann in die Stadt zurück.

Diese, trotzdem sie eine Doppelstadt ist (St. Johann und Saarbrücken), hat etwas Oedes und Tristes. Es mochte ihr freilich zu Ungunsten gereichen, daß ich von Metz kam, das, vor hundert anderen Städten, etwas ausgesprochen Königliches hat. Und gerade das ist das Letzte, was man von Saarbrücken wird behaupten wollen. Es hat einen »Schloßplatz«, aber welchen! Nicht viel besser sind die Straßen. Die ganze bauliche Anlage, in Nüchternheit und lebloser Breite an unser märkisches Neu-Ruppin erinnernd, gehört jener Epoche von 1790 bis 1815 an, wo die Baukunst auf ihrer allerniedrigsten Stufe stand, wo die Sinne todt und die Beutel leer waren. Es fehlt das Pittoreske der alten und die gefällige Eleganz der neuen Städte. Wie sich in dem Dreieck Aachen, Trier, Metz dergleichen aufbauen konnte, bleibt fast ein Räthsel. Das Beste sind die Brücken und das Bahnhofsgebäude, das sich mit seinen weithin sichtbaren, aus schönem Gestein aufgeführten Thurmfronten wie ein wirklicher Schloßbau ausnimmt.

Im Hôtel (es fehlten noch zwei Stunden bis

Mittag) warf ich mich auf das Bett, um ein wenig zu meditiren, mit offenen Augen zu ruhn. Ich ließ die Blicke im Zimmer umherwandern. Vom Hofe aus drangen Sonnenschein und Hühnergegackel durch das offene Fenster ein.

Wie war hier Alles so anders, als ich es fünf Wochen lang gesehen hatte! Und doch lag die Grenze so nah, daß man fast die Hand ins Lothringische hineinstrecken konnte. Das große Bett mit den Vorhängen hatte wieder der Schaukelbettstelle und ihrer musikalischen Begleitung Platz gemacht; noch trat sie moderirt auf, aber schon ließ sie ihre östlichen Schwestern zwischen Elbe und Oder, die birkenen und die kiehnenen mit dem Palissander-Anstrich, ahnen. Nichts mehr von Fauteuils, von Pendulen und Kaminen; an ihre Stelle waren der Kanonenofen, das Roßhaar-Sopha (das einen entweder sticht oder hinabgleiten läßt), vor Allem aber der Anti-Makassar und jene tintenfleckige Tischdecke getreten, die, wie man es auch anfangen mag, immer sich schief schiebt und immer auf dem Punkte ist, das ganze Kaffeegeschirr in den Abgrund zu reißen. Dahin der Wandschrank! abgelöst durch jene wunderbare Erfindung der Neuzeit: den Zeug- und Kleiderständer, dessen Horizontalspeichen es

nicht müde werden, in einem heillosen Mittelzustand zwischen wagerecht und senkrecht ihren Beruf zu erfüllen, d. h. nicht zu erfüllen. Der wirthschaftliche Instinkt hat ihnen längst die Ecke als Platz angewiesen; überall anders würden sie dem Fallgesetz gehorchen. Dahin endlich die elektro-magnetische Klingel mit der Devise: Pour sonner il faut frapper trois coups sur le bouton: — die Corde, die Quaste, der gestickte Canevasstreifen, sie sind wieder in ihre Rechte getreten und behaupten sich in Allem, was Wirkung angeht (es ist Pflicht, dies eine Zugeständniß zu machen), als durchaus ebenbürtig neben dem geheimnißvollen Geschlecht der Kupferdrähte. Denn wer Du auch seiest, es kommt Niemand, ob Du französisch »drei Sekunden frappirst«, oder deutsch dreimal an der Corde zerrst. Die Fliegen summen an der Decke hin, im Hofe kollert der Truthahn; ländlich, sittlich; Alles wieder ein wenig klein geworden; — — aber, die Wahrheit zu gestehen, im Ganzen doch wohlthuender, weil einheitlicher, weil mehr im Ensemble, während der französische Gasthof große Anläufe nimmt und Erwartungen weckt, um sie schließlich — auch nicht zu erfüllen.

Es war um die Mittagszeit herum. Ich rüstete

mich und stieg hinab. Suppe, Gemüse, Braten; ein stummer Nachbar links, ein stummer Nachbar rechts; horrible Langeweile! Es ist unverständlich, daß die reisende Menschheit, gegen Erlegung von etwa anderthalb Thalern täglich, diese regelmäßig wiederkehrende Mittagspein erträgt. Eine Bekanntschaft, die solches Opfer verlohnte, macht sich so gut wie n i e. Paarweise geht es; der Einzelne ist beklagenswerth.

Ich entzog mich dem Dessert und fragte nach einem Café im Freien. Man wies mich nach einer »Gartenwirthschaft«, schräg über den Platz. Ich fand ohne Mühe.

Tische, Bänke, Kegelspiel; die Bäume im ersten Grün; neben mir ein 39er mit zwei Krücken und einem Bein. So saß ich da; die Vögel sangen, der Kegeljunge schrie. Endlich kam eine Kleine angetrippelt in grünem Kattun und weißer Schürze; sie brachte den Kaffee und sprach ein paar Worte, die nicht rheinisch klangen, wenigstens nicht nach Saar und Mosel!

Sie sind nicht von hier, sagt' ich.

Nein, ich bin aus der Pfalz.

Wo denn da?

Aus Neustadt a. d. Hardt.

Wie weit ist das?

Nun, wir fahren von 7 bis 9, und dann ist Aufenthalt bis 12, und dann fahren wir wieder bis 3.

Also fünf Stunden Eisenbahn.

Ja, fünf Stunden. Ja (seufzend), man muß sich's doch mal versuche. Man denkt sonst leicht, daß einem zu viel geschehe.

Also da lag es. Ich sah mit einem Male in ein ganzes, um sein Jugendglück gebrachtes Leben. Eine Stiefmutter, eine Zankmutter, vielleicht beides; — nun war sie hier, »um sich's zu versuche«.

Und dabei schlich der Wirth, ein höherer Fünfziger, mit Pfeife und einem verschlissenen Sammetfez um sie her, als wär' er der Versucher!

Um die vierte Stunde war ich am Bahnhof. Nach Bitsch!

Ich hatte den besten Theil eines ganzen Tages in Saarbrücken zugebracht. Offenbar zu lange. Zwei Freunde nahmen von einander Abschied. Der eine, ein Gutsbesitzer oder Weinbauer, rief noch aus dem Wagenfenster: »Wenn ich 2 Stund' in Saarbrücken g'west bin, mach' ich, daß ich 'naus komm'.«

Das waren die Worte eines Weisen. C'est évident.

Bitsch.

Unglück tragen mit Stolz und des Glückes sich
freuen in Demuth,
Das nur versöhnt das Geschick und adelt vor
Gott und vor Menschen.
Schiller.

* * *

Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn.
Faust.

Nach Bitsch also!

Saarbrücken, wiewohl die Fahrt dorthin mich über die alte Grenze geführt hatte, die ich nun, um Bitsch zu erreichen, zurückpassiren mußte, war doch kaum ein Umweg gewesen. Bei Saargemünd fuhr ich nun wieder in ehemalig französisches Gebiet, in jetziges »Reichsland« hinein. Die Gesellschaft bestand aus lauter »Will-Franzosen«, ein Wort, das ich mir nach der Analogie von »Muß-Preußen« gebildet habe und das als eine Art Comparativ dieses letzteren gelten kann. Ein Deutscher, der sich als Muß-Preuße gerirt, ist sehr wohl hinzunehmen; er kann sogar Recht haben; es mag als Ehre gelten, Preuße zu sein, ein Glück (dies

Wort im alltäglichsten Sinne genommen) ist es nicht immer. Der »Fürst« selber hat mal sehr Aehnliches gesagt. Aber wenn der deutsche Muß-Preuße, der im Wesentlichen (oft wenigstens) kein anderes Verbrechen begeht, als daß er Deutschland über Preußen stellt, völlig ertragbar ist, so ist der deutsche Will-Franzose unerträglich. Er versündigt sich gegen das Haus, in dem er geboren wurde, schädigt die Ehre seiner Familie und dadurch die seinige. Die Entgegnung, daß er es in der Fremde gut oder besser gehabt habe als daheim, daß eben diese Fremde ihn in eine höhere Klasse gehoben, jedem Einzelnen, wenn auch undekorirt, eine Art »Ehrenlegion« verliehen habe, kann ihn nicht rechtfertigen. Um so weniger als dies Alles, günstigsten Falles, doch nur die halbe Wahrheit ist.

Es giebt ein Geistiges, das *über* das Nationale geht; das soll unbestritten sein; und so *könnte* es denn (unter Umständen) einen Sinn und eine sittliche Berechtigung haben, wenn sich die Elsässer darauf steiften, die »besten Franzosen« zu sein. Aber nur blinder Dünkel und verstockte Unkenntniß können im gegenwärtigen Augenblick behaupten, daß dieses Geistige in Frankreich mehr seine Stätte habe, als in Deutschland. Und so fällt denn jede Berechtigung zu Boden.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, als wir Bitsch um die sechste Stunde erreichten. Die letzten 1000 Schritt führen hart an der Felsenveste vorbei; sie präsentirt sich, gerade vom Bahndamm aus, in aller Klarheit. Senkrecht steigt sie auf: ein Unterbau, ein Sockel, endlich ein Häuser-, Wall- und Bastions-Complex, der die »Krönung des Ganzen« bildet. Der Unterbau, grasbekleidet, macht den Eindruck einer hohen Erd-Böschung, aus der das, was ich den Sockel nannte, wie ein riesiger Felsenwürfel aufwächst. Unter den französischen Grenzfestungen, die ich gesehen, erinnert Bitsch zumeist an Montmedy; doch ist jenes (Bitsch) bedeutender. Beide übrigens sind Vettern aus der großen und alten, im Zeitalter der 96-Pfünder freilich in ihrem Werth so vielfach angezweifelten Familie Königstein.

Die Bahn, wie schon erwähnt, läuft an der einen Seite des Felsenkegels hin, die Stadt liegt an der andern. Ihr schritten wir jetzt zu. Es ist nur eine kleine Strecke. Am Thor schilderte ein 60er; sein Waffenrock so kampagnemäßig wie möglich. Hoffentlich ist eine »neue Garnitur« seitdem eingetroffen.

In den Straßen sah es schlimm aus; ich werde jeder weitern Beschreibung überhoben, wenn ich das

Ganze als Klein-Bazeilles bezeichne. In Bazeilles lag alles in Trümmern; hier waren, inmitten der Zerstörung, halbe Straßen verschont geblieben. Die Häuserreihe links (von welcher Seite das Bombardement kam) hatte, indem sie selber zum Opfer fiel, der Reihe gegenüber als Schirm, als Kugelfang gedient.

Ziemlich am Ende der Stadt traf ich ein Gasthaus; von den vier Hôtels, die die Stadt gehabt, das einzig übrig gebliebene. Es war das Hôtel de Metz. Erst nach langem Parlementiren erhielt ich ein Zimmer. Begreiflich. Wo auf einer Schulter das liegt, was sich sonst auf vier vertheilte, da muß es hart hergehen. An Prätensionenmachen war hier also noch weniger zu denken, als irgend anderswo. Meine Schlafkammer hatte gerade doppelte Bettgröße. Es ließ sich dies so genau bestimmen, weil außer einer hochaufgethürmten Lagerstätte, die in ruhigen Zeiten wohl mehr als Bettkasten wie als Bett diente, in der Kammer absolut nichts zu finden war. In einer Ecke standen drei Rouleaux-Stangen, während auf dem Fensterbrett eben so viele, schon gebrauchte Streichhölzer lagen. Dies war Alles. Wie es aber keine Armuth giebt, die nicht irgend einen Reichthum umschlösse, so war auch hier für einen solchen gesorgt,

und dieser Reichthum war — das Fenster. Es hatte nur die Größe einer Luke, stand auf und wirkte lediglich wie der Rahmen für die Landschaft, in die ich hineinsah: erst Gärten, dann Dächer und scheinbar unmittelbar dahinter die hohen Waldwände der Vogesen. Die Sonne ging unter. Schmetterlinge flogen im goldnen Abendlichte aus und ein.

Ich ging nun in die Stadt, um, eh' der Abend hereinbrach, einen Besuch zu machen, der mir sehr am Herzen lag. Ich berichte über diesen Besuch im nächsten Kapitel. Eine Stunde nach Dunkelwerden war ich wieder im Hôtel, wo man eben zum Souper schritt. An zwei Tafeln, in zwei Zimmern; nur die Thür stand auf. Will-Franzosen und Deutsche schieden sich auch hier.

Die deutsche Tafel hatte eine Längenausdehnung, die in Bitsch überraschen konnte. Es waren aber nicht Fremde, die hier aßen, sondern Ansäßige, hierher Verschlagene aus allen deutschen Ländern, die als Post- und Polizeibeamte, als Forst- und Telegraphen-Beflissene, ihres wenig erfreulichen Dienstes an dieser Stelle warteten. Die Opulenz der Tafel konnte über alles andere was fehlte, schwerlich hinweghelfen. Nichtsdestoweniger mag es mir, als Beitrag zur Länder- und

Völkerkunde, gestattet sein, hier aufzuzählen, wie wir in Bitsch zu Nacht speisten. Es gab: Suppe; Fleisch und Sauce; Spargel; Hammelrücken; Kalbsmilch; Kapaun und Salat; Quarkkuchen; Butter und Käse; Biscuits. Also schlecht gerechnet sieben Gänge. Dabei muß man gegenwärtig haben, daß Bitsch ein Ort ist, der noch lange nicht auf der Höhe von Bernau steht ... Und ..... ich habe auch in Bernau zu Nacht gegessen!

Die Conversation machte sich lebhaft; aller Stammes-Antagonismus war verwischt; Märker, Baiern, Rheinländer, Pfälzer, alles verkehrte in der herzlichsten Weise mit einander. Die gemeinschaftliche Gefahr (Langeweile) wurde zum einigenden Band.

Einer der Anwesenden, ein schöner, brünetter Herr von distinguirtem Profil, that in Unterhaltungssachen das Beste. Er nahm entweder die erste Stellung ein, oder man gab sie ihm. Er gab sich als Coburg-Gothaer zu erkennen, und war Sr. H. dem Herzog im Versailler Hauptquartier attachirt gewesen. Ich nahm ihn für den neu-creirten Doctor und Kreisarzt dieser Gegenden. Nicht nach seiner Erscheinung, die weit über den kleinen Land-Physikus hinausging, sondern weil er in munterer Weise erzählte, daß er,

»kaum eingetroffen in Bitsch, auch schon, auf einem der nächsten Dörfer, mit einem Pockenfall habe debütiren müssen«. Ich adressirte mich deshalb an ihn mit der beständigen Redewendung »Herr Doctor«. Das erste Mal zuckte er ein wenig zusammen, was ich indeß auf ganz andere Dinge schob; — alle folgenden Male hielt er standhaft aus. Er hatte eben die Hofschule durchgemacht.

Nach Tische fragt' ich: wer ist der schöne schwarze Herr, der den Pockenfall behandelt hat.

»Ja, er mußte gleich hinaus wegen der Absperrung. Es ist unser neuer Friedensrichter.«

Gottfried Heller.

Wohl dem, der in Furcht Gottes steht
Und auf Seinem Wege geht;
Dein' eigen Hand dich nähren soll,
So lebst du recht und geht dir wohl.
Martin Luther.

* * *

Ein Christenherz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Vor Tisch, wie schon erwähnt, hatt' ich einen Gang in die Stadt gemacht. Es handelte sich um Nachfrage, respective Besuch bei einem Weißgerbermeister, zu dessen Sohne ich (die Lebenswege gehen wunderbar) in eine Art Herzensbeziehung getreten war. Das kam so.

Während meines vorübergehenden Aufenthalts im prison militaire zu Lyon, hatt' ich Tag um Tag Besuch von einem jungen, blonden Deutschen empfangen, der in der Rhone-Hauptstadt arbeitete und ein Anverwandter des agent principal war, der jenem Gefängnisse vorstand. Ja, das Zimmer, das ich bewohnte, war eigentlich sein Zimmer, in dem er, der

junge Deutsche, seine Koffer, seine Sachen, seine Papiere hatte und in dem er gewohnt war, seine Feierabendstunden zuzubringen, namentlich auch sich Sonntags für den Kirchgang anzukleiden. Wir plauderten viel mit einander und schlossen eine Freundschaft, die ich in der glücklichen Lage war, gleich bethätigen zu können. Gleich, und ohne Mühe. Es handelte sich nämlich um nichts weiter, als um einen nach Bitsch hin (wo seine Eltern lebten) zu schreibenden Brief. Ihr Haus war zerstört, ihr Vermögen hin, die Gesundheit von Mutter und Schwester in Folge der Bombardements-Schrecknisse erschüttert, — so viel hatte er auf Umwegen erfahren; aber seinerseits eine Zeile, ein Trostwort nach Haus hin gelangen zu lassen, war ihm nicht vergönnt gewesen; kein Brief war angekommen. Da half ich denn nun. Wozu ein Gefangener nicht alles gut ist! In einen nach Berlin hin adressirten Brief wurden seine Zeilen eingelegt und sind (was gleich vorausbemerkt sein möge) eine Woche später auch richtig in Bitsch eingetroffen.

Es lag mir nun daran, über meinen jungen Lyoneser Freund Erkundigungen einzuziehen, zu erfahren, ob er noch lebe. Denn das letzte Mal, daß ich ihn sah, war er in kriegerischem Aufzuge, mit der

Büchse in der Hand bei mir eingetreten! Dem Gambetta'schen Aufgebot en masse hatte er sich nicht zu entziehen vermocht, vielleicht auch nicht entziehen wollen, und wer mochte mir jetzt dafür bürgen, daß er nicht unter den Franctireurs oder wohl gar unter den Vengeurs du Rhône in den blutigen Kämpfen um Dijon, sei es gegen die Badenser, sei es gegen die Pommern, einen frühen Tod gefunden habe. Um so näher lag mir dies, als ich sicher war, daß er nach unserem heimathlichen Satze, »wenn schon, denn schon«, im Kugelregen auch gestanden hätte, denn wiewohl weich und gemüthvoll (er kämpfte jedesmal mit den Thränen, wenn er von dem Unglück seiner Eltern sprach), so hatte er doch, groß und stark wie er war, vor allem auch jenen vornehm-nervösen Zug, der nie täuscht und immer bekundet: ich bin wohl zerbrechlich, aber nur zerbrechlich wie Stahl.

Ein Uebelstand war, daß ich inzwischen seinen Vatersnamen vergessen hatte; ich wußte nur, daß er Gottfried hieß. Darauf hin mußte ich nunmehr meine Wanderschaft und meine Nachforschungen antreten.

Ich schritt die Hauptstraße hinauf; es dämmerte schon. Ziemlich inmitten der Stadt war ein reizender Fleck, wenn man, wo das Meiste in Trümmern lag,

von einem solchen noch sprechen konnte. Die Straße verbreiterte sich hier auf eine Strecke von 50 oder 100 Schritt Länge und schuf einen schmalen Platz, auf dem zwei, drei zurückgelegene Häuser, ein paar Lindenbäume und zwei lange Steintröge standen, in die, aus einfachen eisernen Röhren, ein vom Citadellfelsen herabkommendes Bergwasser floß. Eben dieser Citadellfelsen stieg unmittelbar hinter den Häusern senkrecht auf, während zwischen den Trögen das lebensgroße Bildniß der Jungfrau von Orleans aufragte, betend, und im Gebet das Schwert an ihre Brust pressend.

Ich war ganz in den Anblick dieses poetisch-mittelalterlichen Gesammtbildes versunken, das, durch eine Art halbverdeckter Staffage, die es hatte, noch an gefälligem Reiz gewann. Das mittlere der drei Häuser nämlich, augenscheinlich sehr alt, bestand in seinem Erdgeschoß nur aus Fenstern, zwischen denen dünne Tragbalken aufstiegen. Alle untren Flügel standen auf und dahinter an einem langen, bis an die Fenster vorgerückten Tisch, saßen sechs oder sieben Schuhmachersleute, Burschen und Gesellen, die hier den letzten Rest von Tageslicht aufsuchten, um ihre Arbeit zu vollenden.

Ich trat an eines der Fenster heran und fragte den aufschauenden Gesellen: Kennen Sie hier einen

Weißgerbermeister, dessen Sohn Gottfried im vorigen Jahre in Lyon gearbeitet hat?

I, was werd' ich den nicht kennen? Das ist Gottfried Heller gewesen. Der Vater wohnt das dritte Haus von hier. Joseph, führ' den Herrn hinne.

Ich dankte, Joseph erschien, geleitete mich bis an das bezeichnete Haus, stieg die Treppe vorauf und klopfte an. Als geantwortet war, sprang er wieder die Stiege hinunter. Ich trat nun ein.

Ich werde das Bild, das ich hier sah, nicht leicht vergessen. Die Engländer, in ihren historischen Bildern, behandeln mit Vorliebe die »kleine Puritanerfamilie«, die in Haus oder Hütte ihre Abendmahlzeit nimmt; — Bibel oder Gebetbuch gemeinhin neben dem Alten. Jede Abendmahlzeit immer ein Anklang an das »Abendmahl«. So war es auch hier. Um den runden Tisch saßen fünf Personen, drei Männer, zwei Frauen. Es war so dunkel, daß ich Niemanden bestimmt erkennen konnte; nur auf den Alten fiel ein spärlicher Streifen Licht und ließ mich wahrnehmen, daß er eben das Dankgebet gesprochen hatte. Neben ihm lag das abgenommene Käpsel; seine Hände waren noch gefaltet.

Alle erhoben sich jetzt. Der alte Herr trat mir einen Schritt entgegen. Ich hatte mir meinen Spruch bereits gut auswendig gelernt und begann wieder. »Ich war in Lyon mit einem jungen Mann zusammen, der .....«

Weiter kam ich nicht. Aus dem Hintergrunde trat jetzt Gottfried selber auf mich zu und streckte mir beide Hände entgegen. Alles war bewegt, ein Stuhl wurde mir gestellt, und ich rückte in den Familienkreis ein. Hier waren Studien zu machen: altdeutsches, frommes, protestantisches Bürgerthum. Eine Scenerie, als ob der Schmalkaldische Krieg eben hinter uns läge und nicht ein napoleonischer! Wir sprachen von der harten Zeit. Das Meiste davon ist Redensart; hier aber waren Leute, die ausnahmsweise wirklich davon sprechen durften. Der Krieg, wie ein feuriger Besen, war über sie hinweggegangen; alles war zerstört, alles verloren. Vierzig Jahre lang ein Besitzthum, Haus und Hof, und nun, am Ende ihrer Tage — ein Miethe-Zimmer.

Gottfried, der nach der ersten Begrüßung wieder schweigsam geworden war (er hatte ersichtlich — auch darin puritanisch — eine Respects-Erziehung genossen) fragte mich, als ich aufbrach, ob er mich noch ein Weniges begleiten dürfe? Ich bat darum. So

verließ ich die Eltern, um mit dem Sohne noch einen kurzen Abendspaziergang zu machen.

Er erzählte mir nun, daß sein Herr in Lyon, der von der Vergeblichkeit aller Gambetta-Anstrengungen überzeugt gewesen sei, ihn aus dem militairischen Verbande, dem er bereits angehört, wieder losgelöst, demnächst auch seine Rückkehr in die Schweiz ermöglicht habe. Im December sei er wieder daheim in Bitsch gewesen; — nur den Vater habe er getroffen, der draußen vor der Stadt, unter einem gewölbten Thorweg, in einer aus Fellen gemachten Hängematte gelebt habe. Eine solche Hängematte habe er dann auch bezogen. »Sehen Sie dort drüben den Erddamm und in dem Damm den Gewölbebogen, — unter diesem Bogen haben wir vier Monate lang gewohnt.«

Wir gingen nun in die Stadt zurück. Vor einem großen Trümmerhaufen blieb er stehen und sagte nur: »das ist unser Haus«. Er führte mich dann an eines der Kellerfenster, dicht über dem Straßendamm, und fuhr fort: »Hinter diesem Fenster saß meine Familie den ganzen Tag; ein Brett schloß die Oeffnung von außen. Von den Granaten litten sie nicht; aber plötzlich war der Qualm so dicht und stickig geworden, daß sie nicht mehr athmen konnten. Sie mußten hin-

aus. Es gab nur einen Ausweg noch, das Fenster. Alle suchten sie das Brett, das von außen schloß, zurückzustoßen; aber es war nicht möglich: die ganze Masse der niedergestürzten Wände lag wie ein Berg davor. Sie hätten jämmerlich sterben und verderben müssen, wenn nicht einer unserer Nachbarn das Schreien gehört und den Steinschutt fortgeschafft hätte. Er that es mit Gefahr seines Lebens. Gott lohne es ihm.«

Da stand ich nun und sah stumm auf diese zerstörte Wohnstätte, die einst so viel häusliches Glück und an jenem Unglückstage so viel Bangen und Todespein umschlossen hatte. Wer in solchem Momente noch reden kann oder gar seinen Trost aus der Tasche zieht, ist nicht beneidenswerth.

Aber eines sagte ich mir selbst.

Mit einem gewissen höllenpoetischen Grauen pflegt auch der Beste von uns zu lesen: »150 Häuser zerstört, 30 Todte; die weiße Fahne aufgesteckt!« Was das alles in Wahrheit besagen will, empfindet man erst, wenn einen ein Betheiligter an solchen Trümmerhaufen führt und tonlos, mühsam die Worte spricht: dies war unser Haus.

Die Citadelle von Bitsch.

Die Flinte unterm Schloß im Arm,
Die Finger in den Aermeln warm,
Marschirt er einsam hin und her,
Und denkt: Wer jetzt zu Hause wär'!
W. v. Merckel.

* * *

»O Kyritz, mein Vaterland!«
Ein Stündchen vorm Potsdamer Thore.

Mir blieb nun noch von Bitsch nicht mehr und nicht weniger als die Hauptsache, seine Citadelle. Andren Tages früh machte ich mich auf den Weg. Es bedarf einer Eintrittskarte, die man, gegen Erlegung eines Franken, unten am Stadtthor, in einer Art Commandanturgebäude in Empfang nimmt. Ein 60er, der die Gefilde zwischen Zehden und Fürstenberg seine Heimath nannte, führte mich treppauf in ein improvisirtes Bureau, wo mehrere Unteroffiziere und Gefreite an Wackeltischen schrieben oder auch nicht schrieben. Ich trug dem Zunächstsitzenden mein Anliegen vor. Er erhob sich, machte eine elegante Handbewegung nach dem dritten Tisch hin und sagte, in Ton und Sprech-

weise unverkennbar: »Wollen Sie sich an den schönbebarteten jungen Mann wenden.« Das Berlinische in der Fremde berührt nicht immer angenehm; aber in maßvoller Anwendung hat es etwas sehr Gewinnendes, wie alles Frische und Pikante. Es wirkt belebend, wie etwa wenn man einem Schläfrigen mit einem Federbart leise um die Nasenflügel fährt; oder, um dem Vergleiche eine mehr lokale Färbung zu geben: es prickelt wie eine Volpi'sche.

Ich empfing nun meine Karte, passirte das Thor und schritt alsbald an ärmlichen Vorstadthäusern hin, zwischen denen der Weg schon leise bergan zu steigen beginnt. Hinter den Häusern dehnt sich ein hochgelegenes Stück Wiesenland, auf dem 5 Trommler und 4 Pfeifer, unter dem energischen Commando eines Tambour-Majors, ihre musikalisch-militairischen Exercitien machten. Sie gingen durch alle Stadien; der Hauptaccent wurde aber unverkennbar auf das bekannte Trommel- und Pfeiferstück gelegt, das wir zu hören gewohnt sind, wenn eine ältere, jüngere oder allerjüngste Prinzessin durch das Brandenburger Thor fährt. Wie wundersam klangen diese Stücke hier, zu Füßen der Citadelle Bitsch! Aber siehe da, als ob mir ein Zeichen gegeben werden sollte, daß hier alles, auch der Berg-

geist, hinfüro im Bunde mit Preußen-Deutschland sei, scholl plötzlich, als ich um die Felsecke herumgebogen und keines der Spielleute mehr ansichtig war, das Begrüßungs-Trommelstück hell und scharf, aus den Vogesen heraus, zu mir herüber, und erst drei Sekunden später antworteten scheinbar die wirklichen Trommler und Pfeifer. Dies ist nicht etwa poetische Fiction, sondern genau so wie ich erzähle. Zunächst sprach das Echo, und dann erst der ursprüngliche Ton. Ich erkläre es mir dadurch, daß ich, durch die scharfe Biegung, die ich gemacht hatte, von der originalen Schallwelle weiter entfernt war als von der, die das Echo vibriren ließ.

Der Weg, nach dieser Biegung, ging an der einen Längsseite des Felsens hin; noch ein zweites Links-um, und das vorderste Citadellthor wurde bereits sichtbar. Durch eben dieses Thor bewerkstelligte an einem frischen Märztage die französische Besatzung ihren Abzug, nachdem sie die Veste 7 Monate lang vertheidigt, zweien Bombardements getrotzt und dadurch sich und dem Namen »Bitsch« einen Ruhm zugelegt hatte, an dessen Erwerbung beide, bei Beginn der Belagerung, am wenigsten gedacht haben mochten.

Ich beschränke mich auf folgende Daten: Die

Citadelle war bei Beginn des Krieges durch ein Bataillon vom 94. Regiment und vielleicht ein Halb-Bataillon Turcos besetzt worden. Die Armirung war die unvollkommenste von der Welt. Nach der Schlacht bei Wörth wurden Stadt und Citadelle das Refugium für viele Hunderte von Flüchtigen nahezu aller im Kampf gewesenen Regimenter. Am 23. August erfolgte ein erstes, schwaches Bombardement aus Feldgeschützen. Es blieb wirkungslos. Man begnügte sich nunmehr, auf weitere 3 Wochen hin, mit einer bloßen Cernirung. Endlich am 11. September schritt man zu einer zweiten, dies Mal sehr ernsthaft gemeinten Beschießung unter Oberst Kohlermann von der bairischen Artillerie. Schweres Belagerungsgeschütz war, aus der Festung Germersheim, zu diesem Behufe eigens herbeigeschafft worden. Das Bombardement dauerte 3 Tage und 3 Nächte, 16,000 Projectile wurden auf die Stadt und Festung geschleudert, nahezu Alles, was nicht bombenfest oder aber durch eine zufällig glückliche Lage gesichert war, wurde zerstört; — noch 12 Stunden länger und die Capitulation, nach Allem was inzwischen bekannt geworden ist, mußte erfolgen. Da wurde die Beschießung eingestellt, und — Bitsch war gerettet. Unerobert, als »jungfräuliche Veste«

ging sie aus französischen in deutsche Hände über. Erst der Friedensschluß überantwortete sie uns.

Dies möge genügen. Wer Weiteres über die Belagerung dieses immerhin interessanten Felsennestes lesen will (interessant schon dadurch, daß es der einzige Punkt war, der unseren Waffen widerstand), dem seien die Bücher und Aufsätze bestens empfohlen, die die beiden »Gefangenen von Bitsch«, die Herren Max v. Schlägel und Oscar v. Marschall, über ihre persönlichen Erlebnisse und dadurch zugleich auch über den Ort und seine Schicksale veröffentlicht haben. Auch darin hat Bitsch Glück gehabt. Nicht jede unbedeutende Veste genießt des Vorzuges, während ihrer Belagerung zwei Schriftsteller in ihren Pavillons und Kasematten zu beherbergen, frische, lebendige Erzähler, die nun zu Special-Historiographen eines an und für sich nur geringfügigen, historisch-verschwindenden Gegenstandes werden. Aber eben durch die Darstellung, die der Gegenstand findet, wird er über sich selbst erhoben und hört auf, ein verschwindender zu sein. Denn nicht auf die That kommt es an, sondern auf das Wort, das sie festhält und überliefert. Das Wort allein macht lebendig; was stumm ist, und wär' es das Größte, ist todt.

Ich hatte inzwischen das Citadellthor erreicht, passirte ein paar Zugbrücken, noch ein großes Portal und trat dann auf die Platform des Felsens: den Citadellhof. Er mag eine Länge haben von zwei- bis dreihundert Schritt. Jenseits, an der dem Eingange gegenübergelegenen Schmalseite, erhoben sich drei mehr oder weniger zerschossene Gebäude: Kirche, Wache, Commandantenhaus; zur Linken, über die ganze Länge hin, lief eine total demolirte Kaserne, während nach rechts hin ein rempart sich streckte, über dessen Brüstung hinweg einige schwere Geschütze nach Norden blickten. Dies war, einschließlich eines an der diesseitigen Schmalseite stehenden Offizierhauses, die ganze Herrlichkeit von »Veste Bitsch«.

Ich steuerte auf das Wohngebäude zu, um meine Karte zu präsentiren. Zehn Schritte seitwärts, auf einem nach Süden blickenden Wallrand, saßen, lagen, standen die Wachtmannschaften, lauter 60er, und ließen sich von der Sonne bescheinen, oder blickten gähnend nach den Vogesen-Abhängen hinüber. Jedes Einzelnen Seele, so schien es mir, suchte in der Ferne nach Wriezen a. O., oder gedachte Platkows, wo die Theerbutte des alten Derfflinger am Wetterhahn hängt, oder des Biesenthalschen Kirchthurms, auf den der alte

Sparr seine Peitsche fallen ließ, wenn er, wie gewöhnlich, durch die Lüfte fuhr.

An diese Heimwehkranken (es waren meist »Alte« oder selbst sehr Alte) trat ich jetzt heran und fragte, »ob wohl einer da wäre, der mich umher führen wolle?« Sie drückten, als eine Art Präludium, zunächst sammt und sonders ihre Zustimmung aus, erhoben sich dann langsam aus ihren bequemen Positionen und schlossen einen Kreis um mich, um nunmehr in die Berathung einzutreten. Sie brummelten zu zwei und drei, immer fractionsweise, bis endlich ein kleiner Untersetzter vortrat und mir zurief: »Na, denn kummen Se man«. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Andern schubsten ihn ohne Weiteres bei Seit' und perorirten nun auf mich los: Den nich; dat is so eener; nehmen Se Kalies'en, Kalies is jut; dat's ein Alter, Landwehrmann, sechs Kinder; Kalies, Du jehst mit den Herrn«. Hiermit war die Sache entschieden. Die ganze Scene, in ihrem specifisch-märkischen Charakter, hatte mich ungemein amüsirt.

Wir gingen nun also los, bogen in die große Kaserne, die uns jetzt zur Rechten lag, ein und stiegen mittelst Treppen und Leitern bis auf eine von einzelnen Schornsteinwänden halb mannshoch überragte

Dachstelle, wo der weggeschossene Giebel uns einen prächtigen Ueberblick über das ganze Kesselthal gestattete. Ich bin nicht schwindlig, aber Kalies machte es mir doch zu arg; er stellte sich auf den kaum fußbreiten, noch dazu hart am Giebelrest aufragenden Essenkranz und reichte mir seine Hand, um mich auch nach oben zu ziehen. Ich sagte aber blos: Hören Sie, Kalies, Sie sind wohl Schornsteinfeger?

Ne, aber Mauer.

Na drum auch! Uebrigens »Mauer« oder nich, kommen Sie man wieder 'runter da; ich will keinen 6 kindrigen Landwehrmann auf der Seele haben. Und noch dazu um dies »olle Bitsch«.

Er nickte und sprang wieder 'runter. Ich hatte den wunden Fleck getroffen; die alte Landwehrseele überflog Berg und Thal und ließ sich zwischen Neuenhagen und Güstebiese auf einen ganz andern Schornstein nieder. Hoffentlich ist der leibliche Kalies seiner damals vorausfliegenden Seele längst gefolgt und die frohe Stunde in Vorbereitung, wo durch letztgenannten Schornstein das »siebente« glücklich niederfährt. Da kann denn der König Gevatter stehn, oder, wenn der glückliche Vater mich erkundet (was ich übrigens nicht wünsche), auch ich.

Das Umherklettern auf zerschossenen Baulichkeiten, wenn man den ersten romantischen Grusel, den dasselbe weckt, längst hinter sich hat, ist eigentlich langweilig; ich drang deshalb auf Abkürzung und bat Kalies, wenn er überhaupt noch was in petto habe, rasch seine beste Karte auszuspielen.

Ja, denn möten wi woll in de Kasematt' geihn.

Na, denn man zu.

Unter der großen Kaserne links, in derselben Länge und Breite wie diese, oder auch wohl noch um etwas größer, läuft die vielgenannte, in Felsen gehauene, große Kasematte hin. In diese stiegen wir jetzt hinab. Es mag viel Aehnliches oder Bedeutenderes geben, aber ich sah dergleichen hier zum ersten Mal und konnte mich seiner Wirkung nicht entziehen. Ein weißgetünchter, hochgewölbter Raum, ein wenig Licht von der einen Seite her, Pritschen links und rechts, zerstampftes Stroh, ein liegengebliebenes Käppi, dazwischen Sohlen, Gamaschen, Mützenschirme, — es war wie ein »Schlachtfeld im Keller«, ein Schlachtfeld ohne Luft und Licht, bedrücklich, infernalisch.

Nach rechts hin war ein Bretterverschlag, über den hinweg man in einen stockdunklen Raum sah. Kalies, der nicht sentimental war, wenn es ihn nicht

selber betraf, wies mit dem Daumen hinüber und sagte jetzt hochdeutsch: »Da lagen die Todten. Wir fanden noch drei, als wir einzogen. Sie hatten sie vergessen.«

Ich machte, daß ich wieder hinaus kam. Selbst das Rascheln im Stroh war unheimlich. Adieu Bitsch, adieu Kalies.

Ein Eisenbahnzug, der eben dampfend und kreischend aus dem Vogesenwald heraus in das Thal einlief, wirkte mit seinem Pfiff und seinem Gerassel (denn es war Leben) wie Musik.

Straßburg.

Straßburg.

Aeltere werfen die Kugel indeß, die Entfernungen
messend,
Zählen, im Spiele der Morra, die Finger mit
hurtigem Scharfblick.
Platen (Amalfi).

* * *

Er braucht nicht mit dem Schwert zu blinken,
Er braucht nur mit dem Auge zu winken,
Und sieh', es muß zur Rechten und Linken
Ein halber Franzmann vom Rosse sinken.

Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen.

Der Zug, der 11 Uhr Vormittags an Bitsch vorüberbrauste, war noch nicht mein Zug; ich hatte noch Zeit, unten am Fuße des Felsens, einem mir neuen Wurfspiel zuzusehen, das darin bestand, daß man Zwei-Sousstücke oder Zinkstücke von derselben Größe, auf 5 Schritt Distance in einen aufgesperrten Froschmund warf. Zu meiner Zeit war es ein tellergroßer Türkenmund, in den wir mit aller Bequemlichkeit (und doch oft nicht treffend) unsere Bälle schleuderten, ein Spiel, das zu diesem Froschspiel etwa in dem Verhältniß stand, wie ein Klippschul-Turner

zu einem Renzschen Akrobaten. In solchen Dingen sind die Franzosen Meister, und ihre Pflegekinder, die Elsässer, haben ihnen, in Kasernen und Cafés, alle diese Virtuosenstücke längst abgelernt.

Um Mittag ging der Zug, der mich nach Straßburg führen sollte. Die Fahrt gliedert sich in drei Theile von ziemlich gleicher Länge: von Bitsch bis Niederbronn, von Niederbronn bis Hagenau, von Hagenau bis Straßburg. Das erste Drittel ist eine Fahrt quer durch die Vogesen und bietet eine Fülle der reizendsten Landschaftsbilder. Die Aehnlichkeit mit Thüringen ist frappant; nur herrscht hier, wie überall im Lande, das Laubholz vor. Dicht vor Niederbronn passirt man eine pittoreske Ruine (Wasenberg, wenn ich nicht irre), die ähnlich da liegt, wie der Lützelstein oder die Ruinen um Pfalzburg und Savern. Hoffen wir auf die Tage, wo der Bonnenser und Heidelberger Student hier umherklettert, wie der Jenenser und Hallenser die Rudelsburg zu seiner Domaine gemacht hat. An diese Hoffnung seien zugleich einige Bemerkungen geknüpft.

Mit feinem Verständniß ist gesagt worden: »Der deutsche Student müsse und werde diese Gegenden wieder erobern«. Dem stimme ich zu. An die Er-

richtung der Universität Straßburg einerseits, an die sangesheitren Wanderzüge der deutschen Jugend andererseits, lassen sich nicht leicht zu weit gehende Hoffnungen knüpfen. Der französische Geist muß erst wieder heraus. Darüber ist man einig. Diesen französischen Geist aber vertreiben wir muthmaßlich weder durch unsere civile noch durch unsere Heeresverwaltung, was alles auch zu Lob und Preis beider gesagt werden mag. Um die Vorzüge derselben, die sich in Exaktheit, in Treu und Glauben, in Unbestechlichkeit zu erkennen geben, zu würdigen, ja, auch nur zu verstehen, muß der ganze geistige Boden erst umgeackert worden sein. Ein solches Umackern geschieht aber nicht durch Paragraphen, auch nicht durch die besten, und es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man, auf diesen Punkt hin, zwischen Westpreußen-Posen und Elsaß-Lothringen nicht scharf unterscheiden, sondern im Hinblick auf jene (Westpreußen und Posen) auch diesen neu eroberten Provinzen gegenüber einfach den Glauben hegen wollte: was dort sich bewährte, müsse sich auch hier bewähren. Der Unterschied würde bald offenbar werden. Das polnische Element, das unserem Staate einverleibt wurde, hatte, vom Nationalen abgesehen, bald aber über dieses hinaus, kein ande-

res Interesse, als sich in seinem Recht und seinem Besitz gegen Unterdrückung geschützt zu sehen; für solche Gewährungen indeß kann Elsaß nicht dankbar sein. Das hat es längst gehabt, und was daran fehlen mochte, das war keine Folge von Unfreiheit und Unkultur, sondern von Ueberfreiheit und Ueberkultur. Diese erst wieder als solche zu charakterisiren, als solche fühlbar zu machen, das Falsche, Schiefe, Verlogene aufzudecken, gesunde Bildung an die Stelle ungesunder zu setzen, darauf kommt es an; diese Aufgabe aber ist eine rein geistige und kann nur durch geistige Mittel gelöst werden. Die Berührung mit dem deutschen Geist allein kann diese Wandlung vollziehn: Lehre, Wissenschaft, Predigt, Lied. Vor allem auch die Presse. Im Moment, weil alles noch gährt und widerstrebt, mag es gleichgültig sein, ob dieselbe ein wenig besser oder schlechter, ob etwas höher oder tiefer in die Erscheinung tritt, aber die Stunde muß kommen, wo die Pflege der öffentlichen Meinung, die doch vor allem Zeitungssache ist, gerade in diesem Reichslande zu einer allerwichtigsten Aufgabe werden wird. Das Allerbeste, was Deutschland hat, wird dann gerade gut genug sein für — Elsaß-Lothringen.

Um 8 Uhr waren wir in Straßburg. Ein »Commissionair« suchte sich meiner zu bemächtigen und deutete auf das Hôtel de l'Esprit, das sich, mehrstöckig, unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude erhebt. Ich entzog mich aber seinen Bemühungen schon allein deshalb, weil ich mir in einem »Gasthof zum Geist« für meinen Körper nicht viel versprechen konnte und gelangte glücklich wieder in meinen »Rebstock«, drin mich das alte Getriebe und etwas weniger »tristesse« als am zweiten Ostertage empfing. Es ist ein Unterschied, ob man die Dinge in pfingstlicher oder osterlicher Beleuchtung sieht.

Dessen sollt' ich überall inne werden, wohin ich kam. Die Blaukittel-Gruppen auf dem Kleberplatz, die namentlich vor dem gleichnamigen Kaffeehause ihren Stand haben, sahen minder rabbiat aus, als sechs Wochen früher; in den Straßen drängte sich allerlei Landvolk, namentlich Bäuerinnen, die ersichtlich mehr mit ihrem Einkauf als mit der Politik beschäftigt waren; auf dem Gutenbergs-Platze lachten die Fiacre-Kutscher so ausgelassen, wie es angesichts der Statue, die diesem Platze den Namen gegeben hat, nur überhaupt möglich ist. Vor allem die deutsche Fahne, oben auf dem Münsterthurm, flatterte lustig im Winde und schien sich des Lebens da unten zu freuen.

Am meisten zum Guten hin verändert erschien mir der Broglie-Platz, der für Straßburg eben dasselbe bedeutet wie die Linden für Berlin, oder die Boulevards für Paris. Um Ostern war hier nichts heimisch gewesen als der Wind und der einsame Kellner; jetzt wogte hier ein heiteres Getriebe auf und ab, ja hatte sogar sein Lager an eben dieser Stelle aufgeschlagen. Hier auf den Bänken hin, unter Linden und Kastanien, saßen die Kindermädchen und präsentirten die lieben Kleinen und — sich selbst. Sie durften es schon; das schwarze Kopftuch kleidete ihnen gut. Auch die »junge Mutter« war vertreten, übte Controle, caressirte den Liebling und schob ihn, eine kurze Strecke, höchsteigenhändig in einem wundersamen Gefährt, das zwischen dem deutschen Korbwagen und dem englischen Perambulator die Mitte zu halten schien, die »Große Allee« entlang. Dazu, rechts und links, Reitende, Fahrende, — das Ganze das Bild einer heiteren, friedlichen Stadt. Was dem Bilde fehlte (und es fehlte etwas) hatte wohl mit den Zeitläuften nichts zu thun und eignete diesem Broglie-Platz vielmehr aus alten Zeiten her. Er entbehrt nämlich jener M i s c h u n g aller Schichten der Gesellschaft, die das Treiben auf den bevorzugten Plätzen

großer Städte meist so interessant zu machen pflegt. Straßburg, ohne eine Residenz zu sein, hat sich doch nach dieser Seite hin kleinstädtisch-residenzlich entwickelt, und während dem Kleber-Platze, inmitten der Stadt, das Volks-Element verblieben ist, haben sich die aristokratischen Elemente an die Peripherie gezogen und hier den Broglie-Platz entstehen lassen. Erst eine Vereinigung beider würde das Rechte sein: der eine Platz würde seinen Zug zum Gewöhnlichen, der andere seinen Beigeschmack von Langerweile verlieren. Den hat er, und dieser Beigeschmack wird wachsen, wenn ihm die nächsten Monate das genommen haben werden, das jetzt seine einzige Pikanterie ist: die angeschossene Statue des Marquis de Lezay-Marnesia. Von den verschiedenen Schüssen, die ihn trafen, gingen zwei durch die rechte Wade, was — man mag so bombardementsfeindlich gestimmt sein, wie nur möglich — mit unwiderstehlicher Komik wirkt.

Der Broglie-Platz, an dessen einer Schmalseite sich das Theater befindet, ist auch der Platz der eleganten Cafés. In einem derselben, müde von meinen Zickzackgängen durch die Stadt, machte ich mir's bequem, um in stillem Genuß der Stunden den Abend herankommen zu lassen. Und er kam. Als ich 9 Uhr in

den »Rebstock« zurückkehrte, und von der Hauptwache her die Töne des preußischen Signalhorns herüberklangen, begegnete ich einem Trupp von etwa dreißig Jungen, groß und klein, die den französischen Zapfenstreich, jenes lärmende Durcheinander von Trommeln und Clairons, ebenso geschickt wie demonstrativ imitirend, mit ungeheurem Jubel an mir vorüberzogen.

Ich saß schon lange auf der Bank des Rebstock, als der Lärm, von weit her, noch durch die immer stiller werdenden Straßen klang.

Einen solchen französischen Kinder-Zapfenstreich zu ignoriren, das Demonstrative, das er enthält, als Spielerei hingehn zu lassen, ist natürlich nur in der Ordnung. Verbote schaden in solchen Sachen nur. Aber Spielerei oder nicht, das Ganze gehört doch in die Reihe der Symptome und bildet jener bekannten Strohhalme einen, an denen man leicht erkennen kann, wie der Wind geht. Der Strohhalm ist nichts, aber der Wind ist viel. Es ist der in allen Schichten lebendige, französische Geist. Es mag als eine Thatsache gelten, daß es Frankreich seit dem ersten Empire gelungen ist, dieses kerndeutsche Volk innerlichst Deutschland zu entfremden. Sie wollen Fran-

zosen sein. Diese Entfremdung ist häßlich; ich habe mich an den verschiedensten Stellen über die ganz besondere Häßlichkeit dieser Entfremdung ausgesprochen; aber — sie ist eine Thatsache, und weil sie eine Thatsache ist, kann es zu nichts führen, den, der nicht lieben will, beständig zu alter Liebe aufzufordern; wir müssen einfach versuchen, eine neue Liebe zu gewinnen.

Wodurch?

Von deutschen Geistes wegen! Ich nannte schon die großen Faktoren, die dieser Aufgabe allein gewachsen sein werden; — die Administration (auch das sei wiederholt) wird von Glück sagen können, wenn sie den Ummodelungs-Prozeß, der sich vollziehen muß, nicht stört. Stört sie ihn nicht? Sind wir dessen gewiß? Diese Fragen drängen sich auf. Ich will mit einem Erlebniß darauf antworten.

Ich fuhr nach Belfort und kehrte am zweiten Tage, nachdem ich noch Mömpelgard und das meilenlange Wiesen- und Waldfeld der dreitägigen Schlacht gegen Bourbaki gesehen hatte, über Mühlhausen-Colmar nach Straßburg zurück. Unterwegs (ich nenne absichtlich keine Namen, stelle dieselben aber nöthigenfalls zur Verfügung) nahm ein junger Herr in unsrem Coupé Platz, in dem sich außer einem

jungen Ulanen-Avantageur und mir, noch eine Elsässische Familie: Vater, Mutter und drei Töchter befanden. Es waren ersichtlich Leute von Distinktion; ihre Ruhe, ihre Haltung, vor allem die Ungesuchtheit ihrer Sprachweise ließen mir darüber keinen Zweifel. Der eingetretene junge Mann musterte das Terrain, erkannte unschwer, daß der junge Ulanen-Avantageur wohl am wenigsten im Stande sein würde, einem Anlauf zu widerstehen und hatte ihn denn auch, vor Ablauf von 5 Minuten, unter der gestaltenden Macht seines Vortrags. Er knetete ihn wie Wachs, bald ihn zur Heiterkeit, bald zur Bewunderung hinreißend. Das letzte am meisten. Natürlich; der Jugend imponirt nichts so sehr wie Keckheit; der sprüchwörtliche Fähnrichsstreich verliert nichts oder doch nur wenig von seinem Zauber, wenn er statt im Waffenrock im Ueberrock auftritt.

Wer war nun »Jung-Roland«? Nun er war vor allem — um zunächst noch in Uhlandschen Citaten zu verbleiben — eine Art »Roland-Schildträger«, denn er trug den Schild eines hochgeborenen und nach allem was ich weiß, sehr liebenswürdigen und sehr verdienten Herrn, dem die Aufgabe zugefallen war, in irgend einem Grenzbezirk zu residiren, zu präsidiren, oder sagen wir lieber zu präfekturiren. Jung-Roland war

also Präfektur- oder vielleicht auch nur Souspräfektur-Aktuarius, eine sogenannte »rechte Hand«, die in großen Dingen nichts, in kleinen Dingen sehr viel zu bedeuten hatte und da wo das Maaß von Bedeutung nicht ausreichte, durch Renommage nachhalf.

Die beiden jungen Herren unterhielten sich also von ihren Thaten, waren darüber einig, daß es »Bande« sei, daß sie »um den Finger zu wickeln seien, wenn man sie zu nehmen verstehe« und daß man deshalb »scharf zufassen müsse«.

Diesen drei Redensarten war ich sechs Wochen lang so beständig begegnet, daß sie mir im ersten Moment nicht im Geringsten auffielen; erst der Ausdruck von Unmuth, der wie ein vorübergehendes Gewölk auf der sonst ruhig superioren Stirn des alten Elsässers ansichtig wurde, ließ mich die ungeheure Taktlosigkeit erkennen, die hier begangen wurde, und die Scham stieg mir roth ins Gesicht. In »Militair-Coupés« hatte es mit dem codex diplomaticus, dessen drei erste Paragraphen ich vorstehend citirt habe, nie viel auf sich gehabt; hier aber hatten die okkupirten Provinzen ein Ende, und wir befanden uns innerhalb deutschen Reichslandes auf einer deutschen Eisenbahn.

All' dies war indessen nur Vorspiel. »Wissen Sie, fuhr Jung-Roland fort, ich habe gestern fünf einstecken lassen, darunter den Bruder des Maire. Er sträubte sich; aber man kennt das. Nur nicht lange fackeln; scharf zufassen und — sie werden kirre.«

Aber was lag denn vor?

»Die Hülle und die Fülle. Uebrigens liegt bei diesen Leuten immer etwas vor. Man greift nie fehl, denn sie haben immer etwas peccirt. Ich faßte sie auf den Paragraphen hin: wer falsche Gerüchte verbreitet ....

Falsche Gerüchte?

»Ja. Denken Sie sich, alle fünf hatten sich nicht entblödet, den kleinen Leuten auf Ehrenwort zu versichern, sie würden alle wieder französisch werden. Der Präfekt schwankte noch; ich war aber für: Exempel statuiren. Sie hätten das Geschrei hören sollen.«

So ging es weiter.

Ich lege kein Gewicht darauf, daß die betreffenden fünf ganz Recht hatten und daß jene Stadt wirklich wieder französisch geworden ist; ich fechte auch jenen alt-bewährten Paragraphen nicht an und lass' es vollkommen gelten, daß Personen, namentlich in politisch erregten Zeiten, wegen Verbreitung falscher Gerüchte gefänglich eingezogen werden. Ich frage nur

einfach, wie muß es einen 60jährigen, ersichtlich in höheren Lebensstellungen heimisch gewesenen Mann berühren, wenn er einen 20jährigen, bartlosen, zum Zeichen seiner Würde nichts als eine goldene Brille beibringenden Fremden, in dieser Weise über Amtshandlungen und Administrationspraxis sprechen hört, zugleich mit eingestreuten, nicht allzu schmeichelhaften Bemerkungen über Diejenigen, die durch eben diese Praxis beglückt werden sollen?!

Und wenn dieser Fall einzig dastände (wer mag dafür bürgen?), so wär' er doch grade wichtig genug, nicht um nachträglich zu recherchiren und zu kleinen Prozeduren zu greifen, sondern um sich ernsthaft und ganz allgemein die Frage vorzulegen: ist denn wirklich alles so, daß es unsere Vorzüge klar erkennbar machen muß?

Ich antworte nicht direkt, kann es auch nicht. Aber lassen wir Elsaß-Lothringen fallen und versuchen wir es, diese Frage, losgelöst von allem Persönlichen, von allem uns unmittelbar Betreffenden, ganz allgemein zu betrachten.

Alle vorgeschobenen Posten, alle widerwillig gehorchenden Grenzterritorien, alle Colonien, alle Consulate, bieten eine verwandte, immer wiederkehrende

Schwierigkeit. Die Regierungen, sie mögen einen Namen haben welchen sie wollen (ich denke vorzugsweise an England), haben gemeinhin eine vollkommene Vorstellung von der politischen und moralischen Verantwortlichkeit, welche sie bei Besetzung gerade solcher Stellen eingehen, und keine Mühe wird gescheut, für bedeutungsvollste Plätze auch die bedeutendsten Männer zu finden. Aber selbstverständlich reicht diese Mühe nur bis zu einer gewissen Abwärts-Stufe, dann hört sie auf, und — man nimmt, was man hat.

Auch unter diesem »was man hat« befinden sich oft allerbeste Kräfte, alle die, die im Gefühl etwas zu können, um jeden Preis vorwärts wollen, denen es daheim zu eng wird oder zu lange dauert. Die Colonialgeschichte aller Länder liefert hunderte von Beispielen, wie viel Großes aus der Gesammtheit dieser Unruhigen und Ehrgeizigen emporgewachsen ist. Aber man verwechsele nicht Ausnahme und Regel. Die Streber, die Abenteuerlustigen, die Rastlosen, die Ambitiösen, sie können gut sein, aber sie müssen es nicht sein, und als Norm bleibt das bestehen, daß alles Gute und Beste nach dem Centrum drängt und nicht nach der Peripherie.

Auf dem Münster.

Bischof Konrad wohl berathen
Kommt mit heil'gem Oel und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geschickt die Gründungssteine;
Ringsum stehn die Arbeitsleute, —
Alle Geistlichen des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbst die Herren edlen Standes.

Achim v. Arnim
(Der Münster zu Straßburg).

* * *

A Yankee boy is trim and tall
And never over fat, Sir.

Yankee Doodle.

Ich weiß nicht wie es kam, aber es wollte mir nicht glücken, Eintritt in den Münster zu erlangen; — immer wenn ich kam, war er zu. Nur ganz zuletzt glückte es noch (davon im nächsten Kapitel); — vorläufig mußte ich mich damit begnügen, unter Absolvirung von 330 Stufen, die berühmte Platform zu erklettern.

Da stand ich denn nun und hielt jene Umschau, die schon so viele Tausende vor mir gehalten haben und hoffentlich noch halten werden. Zwischen Schwarz-

wald und Vogesen schweifte das Auge hin und her, folgte dem Lauf des Flusses, der Straßen und Bahnen, blickte unmittelbar abwärts auf den Häuserwirrwarr der großen Stadt und ruhte zuletzt wieder aus auf der Platform selbst, auf der es wie ein Jahrmarktstreiben von Besuchern war. Kommende und Gehende, Malcontente und Enthusiasten, Fernrohrkucker und Kartenausbreiter, — zu Häupten der bunten Menge aber flogen die Münstertauben blitzend auf und ab, um sich in dem Zacken- und Fensterwerk der nachbarlichen Thurmspitze zu verlieren. Sie nisten dort.

Es kann nicht meine Absicht sein, über hundertfach Berichtetes: über Meister Erwin und seine Tochter, über Johann Hültz von Cöln, der den Thurm vollendete, über Maybaum Vater und Sohn, die die Schlaguhr verfertigten, oder wohl gar über die eingeschnittenen Namen Goethes, Herders, Uhlands und allerlei Aehnliches aufs Neue berichten zu wollen; nur aus der vielhundertjährigen Geschichte des Münsters seien ein paar Worte gestattet, so weit sie die Heimsuchungen betreffen, die über ihn hereinbrachen.

Unter diesen Heimsuchungen, weit über Krieg und Bombardement hinaus, nehmen die Blitze die

erste Stelle ein. Die Wetterwolke behauptet den Vortritt. Es mag keine Kirche in Deutschland geben, vielleicht überhaupt nicht, die so oft getroffen wurde. Kein Wunder; wer dem Himmel am nächsten ist, ist es auch dem Blitze. 1562 traf der Blitz das Gebäude sechs Mal in einem Monat. 1568 schlug ein Gewitter in die Krone und das bleierne Dach. Das flüssig gewordene Metall brach wie ein Strom in die Kirche ein. 1584 schmolz ein Strahl in der Schlagglocke den Hammer an das Gehäuse fest. So viel über die Blitze. (Seit 1833 übrigens — das sei vorweg genommen — hat der Thurm einen Blitzableiter.) 1728 kam das Unheil von unten: ein Erdbeben erschütterte das ganze Gebäude. Das Wasser im Reservoir der Platform wurde 3 Fuß hoch in die Höhe getrieben und 18 Fuß weit weggeschleudert. 1793 ein neues Erdbeben: die Revolution. Was 1728 gethan, verschwand daneben. Zweihundertfünfunddreißig Statuen von Heiligen und Fürsten, beide gleich anstößig, fielen unter den zertrümmernden Händen dieser neuen Bilderstürmer. Der wahnwitzige Teterel machte den Vorschlag, den Thurm abtragen zu lassen, »da er das Egalitäts-Prinzip verletze«. Als es unterblieb, wurde ihm wenigstens die Genug-

thuung, daß der Münsterspitze eine colossale rothe Blechmütze aufgestülpt wurde.

Dies ist nur eine Blumenlese, wobei ich, wie leicht zu ersehen, mein Auge weit mehr noch auf die Curiosa, als auf die eigentlichsten Schrecknisse gerichtet habe. Neben der Fülle dieser und dem Gesammtschaden, den Blitz, Feuer und Revolution angerichtet, verschwindet das, was die Belagerungen gethan. Namentlich unter Louis XIV. Es scheint so gering gewesen zu sein, daß die Aufzeichnungen darüber fehlen. Verbleibt nur 1870. Ich finde darüber Folgendes: »Die Nacht vom 25. auf den 26. August war die verderblichste. Gegen Mitternacht schlugen die Flammen aus dem von Granaten durchlöcherten Dach und loderten, von dem schmelzenden Kupfer genährt, neben der Pyramide des Thurmes auf. Unbeschreiblicher Anblick! Ebenso schön wie grausig. Dazwischen krachten die Geschütze und zerschmetterten Theile des steinernen Zierwerks, das die Façade und die Seiten des Münsters schmückt. Das ganze Dach stürzte zusammen; im Innern des Gebäudes war am folgenden Morgen der Boden mit Trümmern überdeckt und durch die Löcher in der Wölbung des Schiffes schaute der klare Himmel. Die schöne Silbermannsche Orgel war von einer Gra-

nate durchlöchert, die prächtigen, gemalten Fenster waren zum großen Theil zertrümmert. Wunderbarerweise war jedoch die berühmte astronomische Uhr unbeschädigt geblieben.«

Von allen diesen Zerstörungen, so weit sie Thurm und Dach betreffen, nimmt man zur Stunde nur noch wenig wahr; hier und dort ein Stück abgebrochene Balustrade, ein Schrammschuß an Wand oder Pfeiler hin, eine durchschlagene Treppenstufe — das ist alles. Es soll die Größe des angerichteten Schadens damit nicht geleugnet, vielmehr lediglich auf die Colossalität des Gebäudes hingewiesen werden, das von allen diesen Dingen doch eigentlich nur gestreift wurde.

Mein vorzüglichster Zweck, nachdem ich das Wasgau-Panorama zu mir hatte sprechen lassen, ging dahin: mir, von diesem alles überblickenden Mittelpunkte aus, ein Bild von der Festung Straßburg, wie demnächst auch von dem Gange, resp. dem Umfange der 1870er Belagerung zu machen. Ich wurde nach dieser Seite hin enttäuscht. Straßburg gehört nicht zu den Festungen, deren Bedeutung, wie etwa die von Metz oder Coblenz oder Paris, auch zu dem Auge des Laien spricht; nicht unmittelbar die Sinne, sondern erst Calcül und nachträgliche Erwägung führen

zu der Erkenntniß: hier ist wirklich ein fester Punkt gegeben.

Wenn diese Bemerkung überhaupt zutreffend ist, was ich dahingestellt sein lassen muß, so wird sie es doppelt und dreifach auf der Platform des Münsters, die uns, aus ihrer Ballonhöhe, die Höhen und Tiefen des Bildes völlig verloren gehen läßt und alles zu einer Art Zeichnung macht, die wir landkartenartig auf dem Grund und Boden ausgebreitet sehen. Dergleichen wirkt nicht. Was uns imponiren, an seine besondere Widerstandskraft glauben machen soll, das muß sich aus dem Flachbilde zum plastischen Bilde erheben. Und zwar je plastischer, desto besser.

Die Linien, zwischen denen die Belagerung ging, lassen sich noch ziemlich deutlich erkennen; Anhaltepunkte geben (oder gaben wenigstens) die zerstörten Theile der Enceinte. Im Uebrigen hatte ein halbes Jahr die Schrecken jener August- und Septembertage auch hier getilgt und auf dem vorgelegenen Terrain wuchs es und blühte es, und ging der bunte Verkehr, als hätten diese Thäler nie andere Furchen gekannt, als die des friedlichen Pfluges. —

Ich hatte mir Zeichnungen und Notizen gemacht, hier der Citadelle, dort, nach Norden zu, den Dör-

fern Bischheim und Schiltigheim, und nun wieder südlich Illkirch und dem Ill-Fluß, — allem seinen Platz gegeben, und schickte mich eben an, meinen Umgang um die Platform, so weit die zerstörte Balustrade ihn zuließ, zu wiederholen. Ich war bei diesem Gange bis an die südliche Thurmseite gekommen und bewunderte, beinah senkrecht nach oben blickend, die Turnerkunst, die es verschiedenen Wagehälsen möglich gemacht hatte, ihre Namen auch in den Theil der Schlagglocke zu schreiben, der (es war gerade die Hälfte) aus dem Schallfenster frei nach außen hing, als ich mich ohne Weiteres englisch angesprochen hörte. »Rather bold« sagte ein neben mir stehender Herr, ein starker Vierziger, und zeigte auf die mit Kreide gemachten Glockeninschriften.

Er hatte mich entweder für einen Engländer genommen oder es auf gut Glück hin gewagt; jedenfalls antwortete ich: somewhat in the american style.

Er lächelte jetzt beifällig und fuhr sichtlich befriedigt fort: do you think so? I am an American.

Wir traten nun von der Glocke fort, schritten ein paar Mal, im Gespräch über nächstliegende Themata, um die Platform herum, und setzten uns dann, ohne uns weiter um Schwarzwald oder Vogesen zu kümmern,

auf ein chausseewalzenartiges Ding, das, ich weiß nicht wie und zu welchem Zweck, in diese Höhe hinaufgeschafft worden war. Wir hatten »the war« und »the rising german nation« natürlich längst hinter uns, — denn ein Amerikaner (ganz wie ein Berliner oder Leipziger) kann nicht fünf Minuten ein Gespräch führen, und wenn es über Sanskrit oder Vegas Logarithmen wäre, ohne durch die einfache Wendung »bei uns« vom Allgemeinen aufs Besondere überzugehen. Dies Besondere ist natürlich Amerika.

Jeder Yankee, auch der beste, betrachtet alles andere nur als Einleitung zu dem Thema, über das es sich eigentlich allein noch zu sprechen verlohnt. Es hat etwas Komisches, aber weder etwas Langweiliges noch sonst Bedrückliches, und zwar deshalb nicht, weil es einmal mit vollkommener Naivetät geschieht und zweitens weil die Betrachtung sich aufdrängt, daß sie doch möglicherweise Recht haben. Wir wandeln vielleicht jetzt schon mehr in ihren Fußstapfen, als sie in den unsern. Unsere ganze Eisenbahn- und Telegraphenzeit, die die Bewegung an die Stelle des Stabilen, die Hast an die Stelle der Ruhe, das Geld an die Stelle des Grund und Bodens setzt, was ist sie anders als Amerikanismus!

Wir hatten uns einander vorgestellt und uns lächelnd als Collegen begrüßt. Er war der chief-editor eines Chicago-papers. Natürlich. Ich bin noch keinem Amerikaner begegnet, der nicht ein »Editor« war, gewesen war oder zu sein hoffte. Ich sagte ihm dies, worauf er nur erwiderte: »just so«.

Dann fing er an, wie sie es alle thun, die großen amerikanischen Bilder zu malen, die Bilder »far from the West«, die meine Seele immer wieder zurücktragen zu Uncas und Chingachgook, und ein wenig auch (freilich nur ganz wenig) zu Alice und Cora und dem englischen Major, dessen Namen ich vergessen habe. Die Bilder sind andere geworden seitdem, aber immer größer, gewaltiger. Ueber Nacht schwinden Wälder und am Tage wachsen Städte auf; im Sommer, abwechselnd, jetzt ein Gruß an das Atlantische und jetzt an das Stille Meer; eine Hochzeitsreise nach Italien, eine Sommerfrische in Japan, und dann in Winterszeit, im großen Segelschlitten, daß der Schnee stiebt, hin über die Flächen des Michigan! Am Abend, wo immer es sei, a fire, a paper, a cup of tea. Mal ein Waldbrand; der Himmel steht in Lohe, und wie ein Donner rollt der Ton des brechenden Eises über den See hin.

So ging das Gespräch. Unten lag Straßburg, die »wunderschöne Stadt«, dies war das Münster, das mächtigste Sinnbild deutscher Kunst und deutscher Größe, drüben, in den Stein geschnitten, stand der Name Goethe, und hier perorirte ein chief-editor von jenseit des großen Wassers und sagte mir ruhig: America, that's the world.

So schieden wir. Ich hatte nicht den Muth zu widersprechen.

Im Münster.

Und alsbald hört' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als sonderbare Klänge,
Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern;
Und als verstummten Orgel und Gesänge,
Sah ich zum Altar drängen sich die Menge.

Schelling
(Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning).

Spät-Nachmittag machte ich einen erneuten Versuch in das Münster zu gelangen, um endlich, neben allem andern, die Kanzel, die Erwinssäule und — die astronomische Uhr bewundern zu können. Wieder zu! Es war ärgerlich, und doch in allen Aerger hinein mischte sich momentan eine leise Befriedigung darüber, einen Dom (und wenn auch den Straßburger) vielleicht überschlagen zu können. Es aus freiem Entschluß zu thun, dazu hat man natürlich nicht den Muth; wenn es aber das Schicksal durchaus will ....

Es wollte aber doch nicht. Wieder zu; aber mit Einschränkungen! Ein auf und ab marschirender Domschweizer belehrte mich dahin: »in einer halben Stunde wird geöffnet werden.« Durch diese Zusatzformel war ich denn doch moralisch eingefangen, und, ich füge gleich hinzu, glücklicherweise.

Eine solche Warte-Halbestunde ist immer lang.

Ich flanirte in den nächsten Straßen umher, that einen neugierigen Blick in die ausgebrannte Bibliothek (wo das Bombardement seinen eigentlichsten, unwiederbringlichen Schaden anrichtete) und kehrte dann vor die Münsterfaçade zurück.

Es mochte 7 Uhr sein, oder ein wenig später. Das große Mittelportal war geschlossen; nur die beiden Seitenportale standen offen. Die Sonne war im Untergehen. Es wurde mir klar, daß ich eilen müsse, wenn ich von dem Innern der Kirche noch eine wenigstens leise Vorstellung mit heim nehmen wolle. In dem Augenblick, wo ich eintrat, mußte ich indessen wahrnehmen, daß es auch dazu bereits zu spät geworden sei.

Drinnen dunkelte es schon; die Glasmalereien wirkten wie Schattenbilder; nur das große Chorfenster, das, in Mittelhöhe, ein lichtblaues, hellfarbiges Marienbild trägt, gab noch einen Tagesschimmer. Es mußte ein reflektirtes Licht sein, denn das Fenster lag der untergehenden Sonne gegenüber.

Ich schritt das Mittelschiff bis zur Kanzel hinauf. Die Kirche war noch eben so leer, wie sie dunkel war. Etwa 50 Frauen knieten auf niedrigen

Betstühlen und sprachen ihre Gebete nach dem im Dämmer liegenden Altar hin.

Die Sonne war jetzt unter; die Nacht brach ein. Einzelne Kirchendiener erschienen und zündeten drei, vier Lampen an, so daß sich, um die Kanzel her, ein matter Lichtkreis bildete. Beim Schein dieser Lampen konnt' ich nunmehr auch wahrnehmen, daß auf den Stufen des hohen Chores, zur Begehung der üblichen Mai-Andachten, ein Marien-Altar errichtet war; aber ich sah nur die Umrisse; das Bild der Himmelskönigin selbst, in die herrschende Dämmerung eingesponnen, entzog sich völlig meinem Blick.

Ich sah und suchte noch hinüber, als ich plötzlich wahrnahm, daß die ganze Versammlung, die seitdem sehr angewachsen war, ein einfaches Linksum gemacht und nun, statt Front gegen den Altar, die Front gegen die Kanzel genommen hatte. Es war die schöne Kanzel, die Hans Hammerer 1486 für den berühmten Prediger Geiler von Kaysersberg errichtete; der Deckel dem Münsterthurme nachgebildet.

Die Predigt sollte beginnen; auf der Kanzel stand ein Geistlicher, ganz weiß mit etwas roth. Ich wollte keinen von den Kniestühlen nehmen, die der erste Schritt zum Knieen selber sind; ich setzte mich also

auf die nach vorn hin vorspringende Kante eines Pfeilers und hörte zu.

Er predigte französisch und sprach sehr deutlich. Einen Theil seiner Rede glaub' ich gut verstanden zu haben. Er wollte hervorheben, daß das Auge des Heilandes uns der Sünde entreißt, uns heiligt. Der Hochmuth, der Neid (diese beiden kehrten immer wieder) werden in Demuth und Liebe umgewandelt, wenn der Herr uns anblickt; sein Auge ist wie die Sonne; wohin sie fällt, zeitigt sie Blüthe und Frucht, und wo eben noch Wüste war, blüht alles unter ihrem segnenden Strahl. Dies letztere Bild, nach dem Begriff, den wir weltlicherseits mit »Wüste« verbinden, erschien mir nicht ganz korrekt gewählt; aus dem Chaos kann die Sonne schaffen, aus der Wüste schafft sie nichts, sondern steigert nur die todte Dürre, die das Wesen der Wüste ist.

Es verbot sich indessen, spitzfindig über diese Finesse zu grübeln, denn eben jetzt hört' ich die hellen Klänge einer Silberglocke und gleich darauf schloß die Predigt.

Als ich mich nunmehr, Aller Beispiel folgend, von der Kanzel nach dem Altar hin wandte, hatte sich eine entzückende Umwandelung vollzogen: der Marienaltar stand in hundert Kerzen; ich erkannte die Oleander-

und Rhododendron-Bäume, dazu die Palmen und Farrnkräuter, die das Ganze einrahmten; im Vordergrunde blitzte es golden von zahllosen Armleuchtern und um das Haupt der nun aus ihrem Dunkel hervorgetretenen Jungfrau leuchtete ein Lichterkranz.

Nun begann die Ceremonie, die Monstranz wurde in die Mitte gestellt, Weihrauchwolken stiegen auf; die Rundung, in der die Hostie sich befand, leuchtete weit in das Mittelschiff hinein.

So wie ich dieses Leuchtens ansichtig wurde, beschlich mich ein Bangen. Ich wußte, daß nun bald der allgemeine Kniefall kommen würde, und da ich diesen nicht mitmachen wollte, zog ich mich auf die andre Seite des Pfeilers, die ganz im Schatten lag, zurück. Ich halte dies in einem Falle, wie der hier gegebene, oder in jedem ähnlichen für das einzig Richtige, da, meinem Gefühl nach, Stehenbleiben gegen den *gesellschaftlichen* und Mitknieen gegen den *Gesinnungsanstand* ist.

Es war auch hohe Zeit. Kinderstimmen erklangen in hohem Diskant, die Gemeinde fiel in tieferen Tönen ein; nun wieder Rauchwolken; und eh' ich's mich versah, wurde die Monstranz erhoben, und alles sank nieder.

Ich drückte mich an den Pfeiler, als wollt' ich

mich hinein verkriechen. Ein peinliches Gefühl, das Gefühl einer gewissen Beschämung wird man dabei nicht los. Es ist als habe man gelauscht oder anderer Leute Briefe gelesen.

Als man sich erhob, war die Feier aus. Man ging heim; zwei Chorknaben löschten die Lichter mit Lichtkappen, die Lampen, die zwischen den Pfeilern gehangen hatten, wurden wieder herab gelassen und standen nun am Boden zwischen Mittel- und Seitenschiff. Alles strömte daran vorbei, schattenhaft; nur bis zum Knie hinauf schritten die dunklen Gestalten wie in Licht.

Nun wurden auch diese Lampen gelöscht; die Seitenschiffe dunkel; nur drei Lichter in Kreuzform brannten noch im Mittelschiff und gaben den Gehenden das Geleit.

Draußen war es still geworden. Wie im Traum schritt ich heim, über den Gutenberg-, dann über den Kleber-Platz. So erreicht' ich den Rebstock.

»Siehe Meyerbeer, 3. Akt« sagte mir ein Freund, dem ich später diesen Abend beschrieb.

Gut. Aber auch große Opern sind nicht zu verachten; es kommt nur darauf an, wie sie sind.

Alles was wahrhaft erhebt, das heiligt auch.

Wilhelmshöhe.

Cassel.

Mein Bau zu Potsdam ist durch Deinen Schutz errichtet,
Zwei meiner Kinder sind durch Deine Huld versorgt,
Der Neider bittrer Groll wird fernerhin zernichtet,
Indem Dein Knecht den Schild von Deiner Gnade borgt.

Bellamintes (Widmung an Friedrich Wilhelm I.).

Gestern sind siebentausend Landskinder nach Amerika fort; ... juchhe, nach Amerika!

Kabale und Liebe.

Nach sechs Wochen Fremde hat man es meist eilig wieder daheim zu sein! Es erging mir nicht anders wie andern; aber, eilig oder nicht, ich wollte die Strecke zwischen Rhein und Spree doch nicht durchfliegen, ohne an der Fulda flüchtig Rast genommen und Wilhelmshöhe besucht zu haben. Natürlich nur um seines letzten Gastes, um Louis Napoleons willen. Ueberall wohin ich gekommen war, war ich der Erinnerung an irgend eine Phase seines romanhaften, aventurenreichen Lebens begegnet, in Ham, in

Straßburg, in St. Denis und Dieppe, vor allem in Sedan hatten seine Thaten zu mir gesprochen; ich wollte nun auch die Stätte sehn, die das Facit war, das schließlich Gott und Geschichte aus dieser complicirten Lebensrechnung, aus einem Chaos von Addition und Subtraktion, gezogen hatten. Viele begnügen sich mit dem einfachen Regula de Tri-Ansatz: 1 Teufel macht 1 Hölle, wie viel Höllen macht Napoleon III. Aber diese Rechnung ist mir doch zu einfach.

An einem schönen Maimorgen — das Pfingstfest dämmerte schon — fuhr ich denn also in Cassel ein, um daselbst einen Tages-Aufenthalt zu nehmen. Ich that es, wie schon Eingangs hervorgehoben, um »Wilhelmshöhe« willen; aber wenn Neunzehntel meines Interesses auf dieses letztere fielen, so entfiel das letzte Zehntel doch gut und gern auf Cassel selbst, das ich noch nicht kannte. Es giebt Städte, die einem nun mal, bis zu äußersten Terminen hin, verschlossen bleiben und zu diesen Städten (neben Braunschweig und Hannover) hatte durch zwanzig Jahre hin, wo ich fast jahraus jahrein an ihnen vorüberflog, auch Cassel gehört. Ich war also, indem ich Wilhelmshöh besuchte, zugleich in der angenehmen Lage, eine alte

Schuld gegen die weiland kurhessische Hauptstadt abtragen zu können.

Im Großen und Ganzen — alle Casselaner mögen es mir verzeihn — hat mich ihre vielgerühmte Haupt- und Residenzstadt enttäuscht, was eine Bewunderung im Einzelnen, wie dieses kurze Kapitel zur Genüge erweisen wird, nicht im Geringsten ausschließt. Ich werde meine Gegner, die mich nach diesem Ausspruch zunächst im Verdacht des Borussismus und der Berlinerei haben werden, am besten dadurch entwaffnen, daß ich ihnen erkläre: Cassel gehört unter die Potsdamme der Weltgeschichte. Das Wesen dieser Potsdamme — wobei ich Potsdam als alten überkommenen Begriff, nicht als etwas thatsächlich noch Vorhandenes fasse — das Wesen dieser Potsdamme, sag' ich, besteht in einer unheilvollen Verquickung oder auch Nicht-Verquickung von Absolutismus, Militarismus und Spießbürgerthum. Ein Zug von Unfreiheit, von Gemachtem und Geschraubtem, namentlich auch von künstlich Hinaufgeschraubtem, geht durch das Ganze und bedrückt jede Seele, die mehr das Bedürfniß hat, frei aufzuathmen, als Front zu machen. Front zu machen. Ja, dies ist das Eigentlichste! Ein gewisses Drängen herrscht in diesen der Louis XIV.-Zeit

entsprungenen Städten vor, in die erste Reihe zu kommen, gesehen, vielleicht gegrüßt zu werden, Vornehm und Gering nehmen gleichmäßig daran Theil und bringen sich dadurch, während der Hochmuth wächst, um mit das Beste, was der Mensch hat: das Gefühl seiner selbst. Es kann keinen wärmeren Lobsprecher des richtig aufgefaßten »Ich dien« geben, als mich; es ist ein Charaktervorzug, gehorchen zu können, und ein Herzensvorzug, loyal zu sein, aber man muß zu dienen und zu gehorchen wissen in Freiheit. Man hat von den Berlinern gesagt, sie hätten alle »einen kleinen »alten Fritz« im Leibe« (beiläufig das Schmeichelhafteste, was je über sie gesagt worden ist); so kann man von vielen Klein-Residenzlern sagen: sie tragen den Hofmarschall v. Kalb irgendwie oder irgendwo mit sich herum.

So viel über die Menschen. Aber es bleibt nicht bei diesen. Wie immer so modelt sich auch hier die Schale nach dem Kern, der Geist schafft sich den entsprechenden Leib; die Wohnung, die Architektur der Stadt empfängt ihren Stempel nach dem, was darin zu Hause ist. Alles freie, individuelle Schaffen und Gestalten hört auf; die fürstliche Laune, der sich der Hofbaumeister bequemt, läßt überall Straßen für pen-

sionirte Kammerdiener, im günstigsten Falle Schnörkelvillen für alte (oder auch für junge) Hofdamen aus der Erde wachsen, und so entsteht denn jenes steife, parademäßige, mitunter hypersplendide, meist aber kärglich abgeknapste Bauwesen, das langweilt, halb trübselig, halb komisch stimmt und die recht eigentliche Kehrseite bildet von den Giebelhäusern, den »Rolands«, den Gürzenichs, den Werften und Schiffen der freien Städte.

Es ist kein Zweifel, daß sich Cassel mehr und mehr in die Bremen und Lübecks hinein und aus den Potsdams herauswachsen wird. Die Anfänge dazu sind unverkennbar gemacht. Je mehr dies geschieht, desto schöner wird die Stadt werden, für die die Natur so viel gethan.

Wie viel sie gethan, dessen wird man am besten ansichtig vom Au-Thor und der Bellevuestraße aus, von deren terrassenförmiger Höhe man eine zu Füßen gelegene Wiesen-Insel überblickt. An dieser Stelle concentrirt sich die Schönheit der Stadt. Den Blick drüben auf die abschließenden Berge richtend, hat man den Au-Park tief unten vor sich, den Friedrichs-Platz, in gleicher Höhe mit dem Stadt-Plateau hinter sich. Park wie Platz haben einen Ueberfluß von Palästen,

die herzuzählen, bei ihrem auch architektonischen Reponirtsein, nicht mehr verlohnen würde. Was hat die Welt davon, die Façade der Fürstin von Hanau, will sagen ihres Palastes, noch fernerhin beschrieben zu sehn.

Habeat sibi!

Aber in eines dieser Schlösser, unten im Au-Park, in ein halb verschossenes, überall angebröckeltes Rococo-Pavillon-Schloß, in dieses führ' ich die Leser dennoch, unbekümmert darum, ob sie es kennen oder nicht, in das vielberühmte Marmorbad, jene glänzende Schöpfung Peter Monnot's (geb. 1658 zu Besançon, gest. 1733 zu Rom), die architektonisch eine Null ist, aber ihrem Skulpturen-Inhalt nach zu dem Entzückendsten zählt, das man sehen kann. Von Allem, dem ich in Nord-Europa begegnet bin, geht nur das Kopenhagener »Thorwaldsen-Museum« durch Fülle, Adel und Reinheit der Erscheinung darüber hinaus. An Grazie, Heiterkeit und technischer Vollendung muß es sich damit begnügen, diesem Marmorbade ebenbürtig zu sein. Je mehr ich davon ausgehen darf, daß ich über allgemein Bekanntes spreche, daß Bacchus und Bacchantin, Apoll und Minerva, — der großen Reliefs zu geschweigen, die ganz nach Art historischer

Bilder wirken — längst zu den Sinnen der Mehrzahl meiner Leser gesprochen haben, desto mehr kann ich mich darauf beschränken, hier ein Urtheil, oder, wenn dies zu viel gesagt ist, ein Sentiment abzugeben.

Diese Dinge sind und bleiben allerersten Ranges. Es hilft nichts, von philiströs vorgefaßten Standpunkten, will sagen, von der eitlen Annahme aus, daß der jeweilig herrschende Geschmack der einzig richtige, der aufgeklärte, der keusche, der geläuterte sei, ich sage, es hilft nichts von solchen vorgefaßten Standpunkten aus, diese Dinge blos bedingungsweis, blos mit Reservationen oder wohl gar mit einem herablassenden »i, nun ja« anerkennen zu wollen. Sie sind, wie sie da sind, entzückend, und keine Cliquerei und Schulfuchserei wird sie um ihren vollen und ganzen Ruhm bringen können. Die Welt hat auch nach dieser Seite hin die Phrasen satt und läßt sich mit »Reinheit des Styls«, worunter zuletzt der eine dies, der andere das versteht, nicht länger gängeln. Je selbstständiger das künstlerische Empfinden wird, je mehr der Einzelne den Muth ausbildet, individuelle Ansprüche zu erheben und unbekümmert um das Fühlen eines Zweiten oder Dritten, sein

Fühlen, seine Hinneigungen, ja selbst seine Launen (denn auch die wurzeln in seinem Innersten) zu befragen, je mehr wir die infallible Dogmen-Wirthschaft auch in der Kunst loswerden, desto höher werden diese Monnot'schen Arbeiten wieder steigen, denn es giebt berechtigte Tausende, die gerade dies sehen wollen und denen man seither mit der ehrpußlichen Versicherung »es sei nicht keusch genug« oder »es widerspreche dem Marmor«, blos einen Theil ihrer Freude verdorben hat.

Genug. — Aus dem Marmorbade stieg ich die Terrasse wieder hinauf, um mich auf dem »Friedrichsplatze«, von dem Besten was er hat, von der Statue des Landgrafen Friedrich II. zu verabschieden. Es ist eine vortreffliche, überlebensgroße Arbeit des Bildhauers Nahl. Das Standbild selbst — mit Rücksicht darauf, daß es in der Jerome-Zeit entfernt und erst nach der Rückkehr des damaligen Kurfürsten Wilhelm I. wieder aufgerichtet wurde — trägt eine Doppel-Inschrift. In Front: »Friderico II. Patria, 1783«; — auf der Rückseite: »Guilelmus I. Elector statuam patris e sua sede ab hostibus avulsam reponi fecit 1818.« Am bemerkenswerthesten ist vielleicht das, daß die Statue, bei ihrer Ent-

fernung, bequemeren Transportes halber, mitten durchgeschnitten wurde, gerade da, wo die alten Kurfürsten immer sterblich waren. Die Säge kannte kein Erbarmen. Jetzt steht er wieder da, scheinbar, als ob nichts vorgefallen sei. Aber wenn man scharf zusieht, so sieht man, wie bei Enthaupteten, die Linie, wo der trennende Schnitt ging.

Hier war es die untere Hälfte, die fiel.

Wilhelmshöhe.

So ist mein Fürsatz nicht, den äußerlichen Schimmer,
In welchem dieses Schloß sich zeiget, zu besehn,
Nein, meine Feder nimmt Erlaubniß, in die Zimmer,
Wo was Besonderes und Seltenes, zu gehn.
Die Zimmer find' ich nun allhier in großer Menge,
Von welchen jedes zwar den Blick gefangen nimmt,
Weil aber mein Papier für alle viel zu enge,
So ist dasselbe nur für einige bestimmt.

Bellamintes (Das Itzt-blühende Potsdam).

Der Nachmittag blieb mir für Wilhelmshöhe. Ich benutzte die Eisenbahn, die hier eine Station hat, und stand bald nach drei Uhr in jener Avenue, die zu dem berühmten Kurfürstenschlosse hinaufführt. War je ein Ruhm verdient, so ist es dieser; es ist Alles ersten Ranges. Man versteht hier völlig den scherzhaften Ausspruch eines hohen Herrn, der, auf Balkon oder Terrasse stehend, in gewohnter guter Laune seinem kurfürstlichen Vetter proponirte: »Gieb mir Wilhelmshöhe und ich baue Dir ein Serail am goldenen Horn.« Er lehnte ab. Weder der, der diese Worte sprach, noch der, an den sie gerichtet waren, hatte eine Ahnung

davon, daß ein Wechsel der Herrschaft und zwar ohne Aequivalent, so nah in der Zeiten Schooße lag.

Dieser Wechsel der Herrschaft hat sich vollzogen, aber — eine einzige kleine Stelle abgerechnet — ist nichts da, woran sich dieser Wechsel erkennen ließe. Diese einzige kleine Stelle ist das Portierhaus unten am Park. Hier, von der Mehrzahl kommender und gehender Besucher sicherlich übersehen, befindet sich, hart an der Ecke des Hauses, zwei Hand breit unter dem Dache, jene bekannte weiße Tafel, auf der es heißt: »Schloß Wilhelmshöhe, Landkreis Kassel, Regierungsbezirk Kassel, 1. Bataillon 1. hessischen Landwehr-Regiments Nr. 81.« Ach, wo diese Tafeln stehen, da ist Kattenthum und Welfenthum von den Tafeln der Geschichte gewischt, und wer in der Geschichte mehr sieht als einen Witz des Zufalls, dem steht es fest: jene beiden sind getilgt auf Nimmerwiederkehr.

Ich stieg nun links die Biegung des Weges hinan, meldete mich in einem Parterrezimmer des Schlosses beim Castellan und sah alsbald eine hübsche junge Dame, groß, mit tiefdunklen Augen, erscheinen, die mir ihre Bereitwilligkeit erklärte, mich durch die »Napoleon-Zimmer« des Schlosses zu führen. Ich bemerke

dabei gleich hier, daß die vertrauensvolle Unbefangenheit, mit der die junge Dame mir ihre Führerdienste zur Verfügung stellte, noch dazu in Räumen, die doch weder durch die alten Kurfürsten, noch durch Jerome, noch durch Napoleon den Dritten zu einem Vestatempel gestempelt sein konnten, im ersten Moment etwas geradezu Deprimirendes für mich hatte, bis ich später durch ein dann und wann sich wiederholendes Klappern von Eimern und Stehleitern, das von den Corridoren bis in die Zimmer hereindrang, zu meiner Beruhigung die Wahrnehmung machte, daß das Gefühl unbedingter Sicherheit weniger aus meiner Erscheinung als aus dem Vorhandensein einer unsichtbaren, aber gewiß sehr energischen Amazonen-Wache hergeleitet war.

Die Napoleon-Zimmer, so lange wir darunter lediglich die von dem Kaiser selbst bewohnten Räume verstehen, befanden sich im ersten Stock. Wir schritten diesem zu.

Der erste Stock besteht aus neun Frontzimmern und zwar aus einem Tanzsaal in der Mitte, an den sich nach jeder Seite hin vier Zimmer anlehnen. Der Tanzsaal war während des Napoleonsemesters vom September bis März sehr begreiflicherweise etwas

Nebensächliches; es fehlte nicht blos an Stimmung zum Tanzen, sondern auch an Damen; außer der Prinzessin Murat und der Herzogin von Hamilton (die mir genannt wurden, ich lasse dahin gestellt sein, ob mit Recht) war der Hof des kaiserlichen Gefangenen damenlos. Es verblieben also dem Empereur in der von ihm eingenommenen Etage acht Zimmer, die er auch sämmtlich bewohnte, aber in zwei Abschnitten. Vom September bis December diente ihm die Links-Hälfte zum Aufenthalt; als aber der ungewöhnlich strenge Winter ein Erheizen dieser Links-Hälfte immer schwieriger machte, gab er sie auf und zog in die etwas wärmer gelegene Rechts-Hälfte hinüber. Eine Beschreibung dieser beiden Hälften wird glücklicherweise dadurch wieder vereinfacht, daß die Einrichtung beider so ziemlich dieselbe ist. Auf die Farbenabstufung der Zimmer in Tapeten und Möbeln verlohnt es sich nicht, hier näher einzugehen; alle Schlösser weisen Aehnliches auf.

Die Links- wie die Rechts-Hälfte bestand aus je einem Empfangs-, Wohn-, Schreib- und Schlafzimmer.

Nehmen wir die Links-Hälfte zuerst. Ihr Ruhm, weil sie später durch die Rechts-Hälfte, die dann bis

zuletzt aushielt, abgelöst wurde, ist schon wieder verblaßt. Es ist nichts Gegenständliches da, das die Erinnerung festhielte. Selbst das mit Geschmack eingerichtete Schlafzimmer empfängt den besten Theil seines Interesses daraus, daß ein unmittelbar daran stoßendes, schon im Flügel des Schloßgebäudes gelegenes Separatcabinet, der Kaiserin Eugenie bei ihrem nur eine Nacht andauernden Besuch in Wilhelmshöhe als Schlaf- und Toilettenzimmer diente. Sie schlief unter einer mit hessischen Löwen gestickten Atlasdecke; was aber die schöne, unglückliche Frau (die ich mich nicht entschließen kann, halb als Messaline, halb als weiblichen Torquemada zu fassen) noch viel verwundersamer als jene hessischen Löwen berühren mußte, das waren die Portraits Ludwig's des Fünfzehnten und seiner Gemahlin zu Häupten und zu Füßen ihres Bettes. Louis XV. trug den Krönungsmantel mit den Lilien. Der Lilienmantel fiel, wie nun der Mantel mit den goldenen Bienen gefallen war.

Etwa Anfang oder Mitte December, wie schon erwähnt, zog Louis Napoleon in die Rechts-Hälfte hinüber. Er fand hier nicht nur mehr Wärme, er fand auch eine gesteigerte Eleganz. Die Wände, zum Theil wenigstens, sind Atlaswände. Im Wohnzimmer

zeigt noch die Kamineinrichtung (in der ganzen Vollständigkeit englischen Comforts), daß hier vor Kurzem gewohnt wurde. Von hier aus treten wir in das Arbeitszimmer. Seidengestickte Fauteuils stehen umher, am Schreibtisch ein Stuhl von purpurfarbenem Plüsch. Alles reich, elegant. Das unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmende Möbel ist der Schreib- und Arbeitstisch des Kaisers. Er macht den Eindruck einer bequemen Fülle, zugleich einer gewissen Gemüthlichkeit, da Alles, was da ist, weder nach Zahl noch Werth der Gegenstände, irgendwelche Uebertreibung übt. Leuchter und Schalen, Vasen und Flacons, Tintenfässer und Tintenwischer (diese in komischen Figuren) stehen umher; ein eingebrannter Fleck zeigt die Stelle, wohin er gewohnt war die brennende Cigarre zu legen; das Reizendste aber sind die Briefbeschwerer, insonderheit ein Amor, der den Bogen auf dem Rücken trägt und beide Arme unterschlagend, jedem Herantretenden zu sagen scheint: ich habe meinen Dienst eingestellt. Wie Eugeniens Auge (Frauen sehen Alles) auf diesem Amor geruht haben mag? Gläubig oder zweifelvoll,. gehoben oder bedrückt?!

Neben dem Arbeitszimmer das Schlafcabinet. Es ist viel reicher und prächtiger als das Schlafzimmer

der linken Hälfte. Natürlich. Denn es war dies das Schlafzimmer der Fürstin von Hanau. In solchem Zimmer ist das Bett natürlich die Hauptsache. Auch hier eine Decke von weißem Atlas, aber statt mit langweiligen Wappenlöwen, ist es mit Füllhörnern überstickt, aus deren weiten Oeffnungen Alles, was Farbe und Duft hat, in einem Blüthenregen niederfällt. Eine Lyoneser Stickerei. Unter dieser Prachtschöpfung französischen Geschmacks schlief der französische Kaiser. Wenn er erwachte, fiel sein Auge nach links hin auf einen kronengeschmückten Ofenschirm, während zu seinen Füßen zwei alabasterne Bacchantinnen ihn grüßten. Was traf ihn tiefer?

Aus dem Bettzimmer in das Betzimmer. Es befand sich parterre neben dem, dem Tanzsaale des ersten Stockes entsprechenden Speisesaale. Die Einrichtung dieses Betzimmers war die einfachste von der Welt: ein großer auf goldenen Füßen ruhender Tisch, dessen Marmorplatte zu einem Altar hergerichtet zu werden pflegte.

Im Schlosse verbleiben uns nur noch die Räume für die Ordonnanzen und Dienerschaften. Hier befinden sich die vielbesprochenen Erinnerungen an die Jerome-Zeit: große napoleonische Familienportraits, deren

Schicksale von Anfang an so wundersam waren, daß ihrer an dieser Stelle gedacht sein mag. Es mochte im zweiten oder dritten Jahre seiner Regierung, also etwa 1809 oder 1810, sein, als Jerome den Plan faßte, Wilhelmshöhe mit einem napoleonischen Ahnen- und Familiensaale zu schmücken. Er befahl zunächst sein eignes Bild im Krönungsornat zu fertigen; daran sollten sich dann die Bildnisse seiner Brüder (voran der Kaiser), zuletzt auch die Bildnisse der vielgeliebten Reine Hortense und ihres »Lulu«, des spätern Louis Napoleon, reihen. Der Befehl erging natürlich nach Paris und die alten und neuen Jünger der Palette erhielten zu thun. Aber alle Bemühungen reichten doch nicht so weit, daß nicht die Hast der Ereignisse die Hast des Schaffens überholt hätte, und als endlich in einer mächtigen Kiste König Jerome im Krönungsmantel eintraf, war der Krönungsmantel schon wieder von seiner Schulter gefallen. Wilhelmshöhe war wieder kurfürstlich geworden, und die Kisten, die unliebsame Erinnerungen weckten, wurden einfach in den Keller gestellt. Dort standen sie dreiundfünfzig Jahre. Erst 1866, als das kurfürstliche Hessen unter die Pickelhaube gekommen war, wurden die halbvergessenen Kisten neu entdeckt und ihre Bilderschätze an's Licht gezogen.

Es lag für die neue Herrschaft kein pressanter Grund vor, ihnen die Existenz, das Recht des Daseins nach so vielen Prüfungen noch länger vorzuenthalten, und so wurden denn verschiedene Zimmer des zweiten Stocks zu einer Art Erinnerungsgalerie an die Jerome-Zeit auserkoren. In diesen Zimmern befanden sich die napoleonischen Familienportraits noch, als der Kaiser am 4. September in Wilhelmshöhe eintraf. Seine Adjutanten erhielten ihre Wohnungen in speciell diesen Räumen angewiesen. Doch scheint es (wenn ich recht verstanden habe), daß eben diese Bilder noch während der Anwesenheit Louis Napoleons auf Wilhelmshöhe aus den betreffenden Zimmern entfernt und nach kurzem Dasein in der Welt des Lichts, in ihre alte Kistenbehausung zurückbefördert worden sind.

So viel über die Kaiserzimmer auf Wilhelmshöhe; ich war bemüht, auch über das Leben, das der Gefangene in diesen Zimmern führte, das Eine oder das Andere in Erfahrung zu bringen. Ich hörte auch dies und das, aber es tröpfelte nur. Ich gebe dies Wenige.

Er war zu guter Stunde auf, hatte um Elf sein Dejeuner, um Fünf oder Sechs sein Diner. Sein Hofstaat, wenn man von einem solchen sprechen darf,

bestand nur aus wenigen Personen, und zwar aus den Generaladjutanten: Fürst de la Moscowa, General Castelnau, Graf Reille, de Vaubert, Vicomte Pajol. Wie aus der inzwischen erschienenen Schrift des Prinzen Napoleon (gegen Trochu) bekannt geworden ist, erbot sich auch dieser, von Florenz aus, die Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe mit dem »Haupte der Familie« zu theilen. Der Kaiser lehnte dies Anerbieten aber dankend ab. Das Leben auf Wilhelmshöhe, wie es in einem engsten Cirkel sich bewegte (die Zeiten der »ersten, zweiten und dritten Serie« waren vorüber), war auch zugleich ein sehr zurückgezogenes, sich absolut auf Schloß und Park beschränkendes. Der Kaiser ging, ritt, fuhr; — dies erhielt ihn körperlich frisch; an schlechtesten Tagen mußte die Billardtafel aushelfen. Im Uebrigen aß er, las und schrieb er; seine alten literarischen Gewohnheiten traten sofort wieder in den Vordergrund. Man darf füglich sagen, er hatte zu allen Zeiten etwas von einem vornehmen, eigene Wege gehenden, still-ehrgeizigen Publicisten und kehrte, wenn der Wandel der Geschicke es erheischte, jedesmal mit einer gewissen Vorliebe zu seinem eigentlichen »Rübenfeld« zurück. Es ist möglich, daß ich mich irre, aber ich habe diesen Eindruck. Ein gewisses »Müdesein der

Macht« scheint neben all seinen Machtbestrebungen wie ein Schatten herzugehen. Eine spätere Zeit wird Aufschluß über die Gesammtheit seiner politisch-literarischen Thätigkeit während der Tage auf Wilhelmshöhe, ganz besonders über seine Correspondenz innerhalb des genannten Zeitabschnittes geben; bis zu dieser Stunde ist nur Einzelnes davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Erstens ein Brief, datirt Wilhelmshöhe, 26. September, den er nach Abbruch der Verhandlungen zwischen Graf Bismarck und Jules Favre, mit der Mahnung, Versöhnlichkeit walten zu lassen, in das preußische Hauptquartier schickte. Die Echtheit dieses Briefes ist nicht bestritten worden, sonst würde ich, seinem Inhalte nach, dieselbe bezweifeln. Zweitens eine Proclamation an das französische Volk, datirt Wilhelmshöhe, 4. Februar, worin er sich, bevor nicht eine neue Volksabstimmung stattgefunden, als den wahrhaften Repräsentanten der Nation proclamirt; endlich drittens eine über die preußische Wehrverfassung abgefaßte Brochüre (Wilhelmshöhe im Februar 1871), die den Titel führt: »Note sur l'organisation militaire de la confédération de l'Allemagne du Nord.« Er tritt in dieser höchst interessanten Schrift ganz für die preußische Wehrverfassung ein, von der er an einer Stelle die höchst

beherzigenswerthen Worte sagt: »Die Armee in Preußen ist eine Schule, in der ein Jeder, der Reihe nach, das Kriegshandwerk lernt und in dem Gefühl der Pflicht erstarkt. Der junge Mann, der zu den Fahnen einberufen ist, lernt nicht nur exerciren, man lehrt ihn auch die Treue zum Könige, die Ergebenheit für das Vaterland. Eine Armee, die nicht aus Söldnern, sondern aus der Elite der Nation besteht und auf dem Princip der Autorität beruht, das mit den Rechten des Bürgers nicht im Widerspruch steht, eine solche Armee ist der Schutz für die Festigkeit eines Staates.«

Besuche trafen nicht eben zahlreich in Schloß Wilhelmshöhe ein; der immerhin erschwerte Verkehr, vielleicht auch der ausgesprochene Wunsch des Kaisers, der sich von der Mehrzahl dieser Besuche wenig versprechen mochte, hielten davon ab. Das einzig große Besuchsereigniß war das schon erwähnte Eintreffen der Kaiserin. Sie blieb nur vierundzwanzig Stunden. Was zu dieser Winterreise von Chislehurst nach Wilhelmshöhe führte (die Capitulationsfrage von Metz war wohl die erste Veranlassung gewesen), ist noch nicht aufgeklärt.

Ein einziges Mal verließ der Kaiser die unmittelbare Umgebung des Schlosses und fuhr nach Kassel, um

einer Theatervorstellung beizuwohnen*). Es war ersichtlich, daß er es aus Courtoisie gegen eine Bevölkerung that, innerhalb welcher er sechs Monate lang ein unfreiwilliger Gast gewesen war und deren verzeihliche Neugier er wenigstens einmal glaubte befriedigen zu müssen, — um so mehr als man sich, bei gelegentlichen Begegnungen in Wilhelmshöhe selbst, jederzeit rücksichtsvoll gegen ihn benommen hatte. Nur ein einziger Ausnahmefall ist festgestellt: ein siebenzehnjähriger Heißsporn hatte sich eingefunden, um als zurückgebliebener Oberquartaner, aber fortgeschrittener Patriot »Deutschland von seiner Geißel zu befreien«. Dieser Brave war aber kein Kasselaner, sondern natürlich ein Berliner.

Am 19. März, nach einer Gefangenschaft von genau sechs und einem halben Monat, verließ der Kaiser Wilhelmshöhe; bis zuletzt wurden ihm alle einem Souverain zukommenden Ehren erwiesen; zwei

*) Von andrer Seite vernehme ich, während diese Zeilen zum Druck gehen, daß ein solcher Theaterbesuch nicht stattgefunden habe. Es kann sein; ich gebe eben nur wieder, was ich an Ort und Stelle gehört habe. Eine nachträgliche Feststellung, ob oder nicht, verlohnt sich kaum. Die hinzugefügte Motivirung, daß ein solcher Besuch (der noch dazu der Abreise beinah unmittelbar vorausging) „taktlos“ gewesen sein würde, will mir gewagt erscheinen.

Compagnien Dreiundachtziger bildeten bei seiner Abreise Spalier, General Graf Monts begleitete den Kaiser bis zur belgischen Grenze.

Er hatte sich, nach der gewinnenden Art, die ihm eigen, auch hier, auf Wilhelmshöhe, manches Herz zu erobern, manche Theilnahme zu wecken gewußt; nur das Herz meiner schönen Führerin schlug ihm nicht entgegen. Davon ausgehend, daß die Gefühlswelt der jungen Dame schwerlich etwas Anderes sein werde, als das Echo der allgemeinen Haus- und Schloßstimme, hatten ihre Anschauungen einen gewissen Werth für mich. Freilich nur einen gewissen. Es war nämlich ersichtlich, daß man sich »mehr von ihm versprochen hatte«. Da lag es. Ein Ausgleich durch persönliche Liebenswürdigkeit, sobald dieser Punkt überhaupt erst mitklingt, ist fast immer unmöglich. Ja, man kann sagen, jede Liebenswürdigkeit, die prätendirt an Zahlungsstatt angenommen zu werden, hat ganz besondern Widerwillen zu überwinden.

Ich empfahl mich mit dem guten Gewissen, diese Form der Abneigung nicht herausgefordert zu haben, und schritt in Front des Schlosses auf einen freien Platz zu, der mir nochmals einen Ueberblick über das Ganze gestatten sollte. Im Hintergrunde ragte im

grauen Gewölk die Löwenburg auf, im Vordergrunde leuchteten freundlich die weißen Wände des Hôtel Schombart. Ich schwankte einen Augenblick zwischen der Keule des Hercules dort oben und einer muthmaßlichen Rehkeule hier unten. Aber die Tage der Allerweltsseherei, vor Allem der Steigerei und Kletterei lagen zu lange hinter mir, als daß der Kampf anders als ein kurzer hätte sein können.

Anderthalb Stunden später schritt ich wieder auf Kassel zu, nur durchdrungen von dem einen Gefühl, daß es doch ein rechter Treffer für den Kaiser Napoleon gewesen sei, an einem so angenehmen Ort und so zu sagen Arm in Arm mit »Onkel Schombart« sechs Monate lang durch's Leben pilgern zu können.

Wo große Höh', ist große Tiefe.
Wallenstein.

Zu großen Zwecken kann ich dich nicht brauchen,
Doch, so lang' du mein,
Sollst du mit deiner Kunststückswelt mir dienen.
Grabbe (Don Juan und Faust).

Noch ein Schlußwort, kurze Betrachtungen, die an den Mann anknüpfen mögen, der uns, wie durch die Kapitel dieses Buchs überhaupt, so namentlich durch das Schlußkapitel auf Schritt und Tritt begleitet hat. Kurze Betrachtungen, zugleich ein Resumé, ein politisches Glaubensbekenntniß.

Was führte ihn hieher? Unterlag er einem herben, unverdienten Geschick? oder zog Gott, müde des Spiels, endlich die Summe aus einer langen Schuldenrechnung und warf den, der die Schuld contrahirt, zu den Todten? Was war es mit diesem Manne? Soll er ein Vorbild sein, oder eine Warnung? Gewiß das letztere; aber nicht in dem Sinne derer, die nicht müde werden, ihn als den Erzfeind aller Menschheit, als den fleischgewordenen Antichrist anzusehen und es als

Gewissenssache betrachten, nun auch ihrerseits das bekannte Holzscheit heranzuschleppen.

Es frommt zu nichts, wie beispielsweise der treffliche Johannes Scherr in seinem, im Uebrigen mit dem höchsten Interesse von mir gelesenen »Tagebuch vom Berge« gethan hat, ihn als »Lügen-Louis« und »Soulouque den Größeren«, das ganze zweite Kaiserreich aber als einen »vom Napoleon-Mythus mit der Geldsacksangst gezeugten Bankert« zu bezeichnen. Es frommt zu nichts, bei der Nachricht von den sich häufenden Niederlagen der Franzosen auszurufen: »Das sind so die Früchte der den Jesuiten gestatteten Jugendverderbung, Resultate der planmäßig betriebenen Volksverdummung. Es wird noch ärger kommen. Aus der Trümmerstätte des aus Lug und Trug gezimmerten, mit Blutmörtel gemauerten Empire werden unerträgliche Miasmen aufsteigen. Haltet die Nasen zu!«

So Scherr. Seine Entrüstungssprache liegt jenseits meiner Kraft.

Ich reibe mir die Stirn und frage mich, ob ich zwanzig Jahre lang geträumt habe? Nein; ich bin in Mannesjahren, offnen Sinnes, dem Gange der Ereignisse gefolgt. Ich entsinne mich der Tage und Wochen, in denen das regierende Europa, darunter der eiserne

Czar Nikolaus, den »meineidigen Dezemberblutmann« zu eben diesem blutigen Dezember beglückwünschte, ich entsinne mich des Jubels und des Dankes von Seiten des gesammten Liberalismus, als der Fall Sebastopols der Präponderanz Rußlands ein Ende machte, ich entsinne mich des Erscheinens Louis Napoleons in Windsor-Castle, wo ihm zu Ehren die Bezeichnung »Waterloo-Saal« wenigstens momentan geändert wurde, ich entsinne mich der Tuilerien-Wallfahrten beinahe sämmtlicher Souveraine und so vieler anderer Huldigungen, die dem »Parvenu-Kaiser« im Laufe einer zwanzigjährigen Regierung, von nahezu allen Parteien, allen Nationen, allen Schichten der Gesellschaft dargebracht wurden. Wenn dies alles eine Farce war, so trifft die sittliche Verantwortung für eine solche Komödie weit mehr diejenigen, die dies Spiel spielten, als den der sich dies Spiel gefallen ließ.

Aber es war keine Farce; es war die einer hervorragenden Kraft dargebrachte, namentlich im zweiten Jahrzehnt seiner Herrschaft völlig unaffektirte Huldigung. Er war nicht nur de facto Kaiser, er war es auch in den Gemüthern, er war »stabilirt«, und wenn nichtsdestoweniger von den Gefahren gesprochen wurde, die ihn umdrohten, so geschah es nicht im Ton der

Freude über eine langsam aber sicher heranschreitende Nemesis, sondern im Ton der Klage. Er und seine Regierung galten im eignen Lande als gleichbedeutend mit Vorwärtskommen und materieller Entwicklung, nach außen hin als gleichbedeutend mit siegreicher Bekämpfung der Revolution. Après lui le deluge. Mit Rücksicht auf alles dies entschied sich Frankreich in viermaliger Wahl für den Fortbestand seiner Herrschaft und das übrige Europa, in Würdigung aller Schwierigkeiten, die seine Herrschaft umgaben, zollte ihm einen ungeheuchelten Respekt. Was gegen ihn eiferte, waren, natürlich Hunderte von Ausnahmen, selbst von glänzenden Ausnahmen zugegeben, jene Eiferer von Fach, die noch jeder ordnungübenden Regierung die Ehre der Opposition angethan haben.

Das Land hing an ihm und das Ausland stand nicht gegen ihn. Selbst diejenigen Machthaber, die ihn beanstandeten, ließen ihn wohlweislich gelten »faute de mieux«. Und Land und Ausland hatten sie Unrecht? Haben die Tage, die seither seiner Herrschaft gefolgt sind, für ihn oder gegen ihn gezeugt? Was ist besser, wahrer, heiliger geworden? Hat das Gambetta-Regiment das seine in den Schatten gestellt? Haben die Massenfüsilladen, die Einkerkerungen und

Transportationen, die dem rothen Aufstande folgten und vielleicht noch folgen werden, haben sie Blutigeres gethan oder Härteres verhängt als der 2. Dezember? Nein, und abermals nein. Tollheitsausbrüche, sobald die Macht wieder Macht wird, sind immer in derselben Weise gezügelt worden. Und mit Recht.

Der geschmähte »Chevalier d'Industrie«, der »Banden-Hauptmann« und sein »spanisches Weib«, sie haben zwanzig Jahre lang regiert kraft ihrer Kraft, weil sie die Herrscherfähigsten waren, und nicht nach bloßer wüster Schicksalslaune. Ihr Hof, was immer seine Gebrechen sein mochten (welcher Hof wäre frei davon), kannte Treue, Anhänglichkeit, Pflichterfüllung, und Hunderte und Tausende der allerbesten des Landes haben nicht liebedienerisch und nicht heuchlerisch, sondern in aller Aufrichtigkeit an dem Kaiser gehangen. Die Zukunft wird es lehren, daß dies nicht zu viel gesagt ist. Inmitten der furchtbarsten, gegen ihn gerichteten Aufregung, hab ich doch, eingestreut in eine Fluth von Verwünschungen, immer wieder die Worte vernommen: »wir prosperirten unter ihm« oder (von alten Soldaten) die halbscheue Versicherung: »gegen uns war er gut.« Er hat — und dies vor allem sei betont — Frankreich nicht degradirt, nicht in den

Sumpf der Verderbniß gezogen; die Lüderlichkeit ist uralt in diesem Lande; die Anbetung des goldnen Kalbes aber ist Zeitkrankheit, die überall zu finden und in Frankreich schwerlich zuerst in ihren krassesten Formen aufgetreten ist. Die Decadence ist nicht seine That.

Er hat den Verfall nicht eingeleitet, aber (und hier blicken wir auf den Revers der Medaille) er hat ihn auch nicht gehemmt. Hier liegt das Maaß seiner Schuld; aber wohl verstanden ein begrenztes Maaß. Nicht seine Untugenden klagen ihn an, sondern seine Schwächen; seine Fehler lagen mehr nach der negativen als nach der positiven Seite hin. Es fehlte ihm etwas, nicht weil es ihm an der Erkenntniß des Guten oder an dem aufrichtigen Willen dazu gebrochen hätte, sondern lediglich weil es ihm an der Kraft dazu gebrach. Diese Kraft fließt nur aus festen Ueberzeugungen, aus jener räthselhaften Tiefe, wo das Göttliche und der Glaube an dies Göttliche ruhn. Wo dieser Glaube fehlt oder auch nur schwankt, wo das resignirte »wir wissen es nicht« an die Stelle des bestimmten »ich weiß« tritt, wo göttliche Weltordnung, Leben und Vergeltung nach dem Tode, alles »offne Fragen« sind (und sie müssen es bei ihm sein), da gebricht es selbstverständlich an der Kraft, in den Gemüthern

anderer das Leben aufzurichten, das dem eignen Gemüthe fehlt. Was dann, von Klugheits wegen, nach dieser Seite hin versucht wird, bleibt eben Versuch, der scheitern muß; ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Wie öde, wie alles innersten Lebens bar, klang es, wenn er, in seiner Februar-Proklamation sich vernehmen ließ: »..... aber, dessen seid gewiß, nur eine aus der Volks-Souverainetät entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande sein, Eure Wunden zu heilen, Eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen Euren Gebeten wieder zu eröffnen«. Solche Phrasen konnten nicht verfangen und sie haben es nicht gethan.

So ist denn sein Leben und seine Regierung allerdings eine Warnung für uns, aber, noch einmal sei es gesagt, nicht in dem Sinne einer als Schreckgespenst aufgerichteten Unthat, sondern im Sinne einer still-ernsten Mahnung das Diesseitige nach dem Jenseitigen zu gestalten.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).